

Björn Harmening

Der Kaiser von Tharon

Das dunkle Volk



Björn Harmening
Der Kaiser von Tharon
-Das dunkle Volk-

© 2004 Ascia in Silva Eigenverlag
Illustrationen: Christopher Harmening

Die Prophezeiung von Osir

*Für ein Volk die Weisheit,
für eines den Mut*

*Für eins die Stärke gegen die dunkle Macht
Ein Volk steht für den Ernst,
eins für Liebe als Licht in finsterner Nacht*

*Wenn böses Werk wird mächtig und stark,
und Krieg überhäuft jedes Land,
so tragt dieses Erbe zusammen
und folgt dem Einen,
der versucht, das Böse zu bannen*

Prolog

Die Zeit, in welcher die folgende Geschichte stattfindet, ist bestimmt von dem Untergang zweier großer Reiche und der entsprechenden kulturellen, sowie auch politischen Lücke, die derartige Ereignisse stets nach sich ziehen. Zum einen wäre da zunächst der schon über ein halbes Jahrtausend zurückliegende Zusammenbruch des großen Nordreiches, welches hauptsächlich aus vier Ländern, darunter natürlich Kayhlien, aber auch Teile des dunklen Landes und sogar einem Großteil von Veromanien bestand.

Mit dem Fall dieses zum Zeitpunkt der folgenden Geschehnisse schon mystisch gewordenen Reiches, stieg Tharon auf und beerbte das vorangegangene Nordreich. Dies geschah zwar nicht unbedingt zeitgleich und vollständig, aber geographisch gesehen zu einem nennenswerten Teil, woraus sich auch die gemeinsame Sprache der Nord- und Südvölker, sowie viele gleiche Lieder, Märchen, Gedichte und andere kulturelle Ähnlichkeiten erklären.

Der Untergang Tharons, dessen Gründe in den kommenden Kapiteln ansatzweise erklärt werden, riß eine noch viel größere Wunde in die betroffenen Länder, da er mit der Wiedererstarkung des dunklen Volkes einherging.

Was den Ort des Beginns der folgenden Geschichte, das Welkenland, oder Welcania betrifft, so weisen schon die Chroniken des Herunas, eines bedeutenden Gelehrten und Schreiber Tharons, auf die geschichtliche Verbindung des Landes sowohl zum Nordreich, als auch auf die jüngere Einbindung als tharonische Provinz hin. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch der lose Zusammenschluß der eher separat von Bürgervorstehern regierten Dörfer und

Städte; wobei der Rat von Welkenheim, der eigentlichen Hauptstadt, nur einen spärlichen Überrest der früheren Provinzregierung darstellt und oft genug ohne richtige Machtbefugnisse und fehlendes Durchsetzungsvermögen besteht. Gänzlich fehlt die Bindung zu anderen Ländern, da das Welkenland aufgrund seiner Lage und Beschaffenheit keine direkte Nachbarschaft besitzt.

Die seit etwa zwei Jahrhunderten andauernde Ruhe vor feindlichen Angriffen, die vollkommene Erschließung des Bodens zur landwirtschaftlichen Nutzung und die milden klimatischen Verhältnisse führten langsam zu einer Art kollektiver Trägheit, welche allen Bewohner des Landes zu eigen ist. Nichts, was außerhalb ihres Umfeldes geschieht, interessiert die Welken.

Dies ist unter anderem auch ein Grund, weshalb sich niemand für die wahre Herkunft der Familie Tauris interessiert, und da Yard und sein Großvater schon gut zwanzig Jahre in Welkensend leben, sind sie in das dörfliche Leben eingebunden und genießen die Anonymität dieses Landes.

Tharon selbst ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch nicht mehr, als ein Stadtstaat, der von einem korrupten und selbstherrlichen Senat regiert wird, jedoch wieder Ambitionen an seine direkten Nachbarn stellt und diese auch umsetzt. Es gibt aber keine dominierende Macht in dieser Zeit. Dies Vakuum nutzt das dunkle Volk, um die finsternen Interessen Seines Herrn in alle Welt zu tragen, ...eine Welt, in der Yard Tauris noch in relativer Sicherheit aufwächst.

Die Taille des Nordens



Welkensend

Die Sonne ging in einem morgendlichen tiefen Rot über dem östlichen Gebirge auf und begrüßte den neuen Tag. Ihre spätsommerlichen Strahlen vertrieben die letzten Nebelfelder und brachen sich tausendfach in den Tautropfen der mit Reed gedeckten Häuser des Welkenlandes.

Die meisten Dörfer des Landes glichen sich untereinander mit ihren flachen, einstöckigen Bauten und ihrer ländlichen Umgebung, die von Weiden und Kornfeldern geprägt war. Lediglich Welkenheim, die Hauptstadt und Welkenhaven waren etwas größere Ortschaften, in denen es auch mehrstöckige Gebäude gab, die noch aus tharonischer Zeit stammten und sich deutlich von der sonstigen Bauweise welkischer Häuser unterschieden.

Die Welken bevorzugten ein ruhiges, beschauliches Leben und den Dorfvorständen und Landräten wurde ihr Amt sehr leicht gemacht. Von politischen Umbrüchen, hohen Ansprüchen oder gar Revolutionen im Land wollte hier niemand etwas wissen und die Sorgen benachbarter Völker und Länder interessierten erst recht nicht. So kam es, daß die Menschen dieses Landes schon seit vielen Jahren nur unter sich blieben. Und sollte sich doch einmal ein Fremder hierher verirren, so wurde er überall nur mit argwöhnischen Blicken betrachtet und zog meist schnell wieder weiter.

Das Welkenland war eine Grenzregion und viel weiter als bis in das nördlichste Dorf Welkensend reichte das Interesse der Landesbewohner nicht. Das Dorf lag an der schmalsten Stelle zwischen zwei Gebirgszügen, die hier so weit aneinanderrückten, daß der Ort allgemein als die

Taille des Nordens bekannt war. Die Berge im Osten wurden nur das jenseitige Gebirge genannt und es gab auch keinen bekannten Paß, der hinüberführte. Im Westen hingegen lag das sogenannte hohe Hufeisen. Es besaß seinen Namen aufgrund seiner Lage und Form, denn es zog sich tatsächlich wie ein riesiger Bogen um die Halbinsel Kayhlien, die an das Festland anschloß und bei den Welken als das Hochland bekannt war. In früheren Zeiten hatten beide Völker regen Handel miteinander betrieben, der allerdings aufgrund des schwierigen Weges über die Berge nur über dem Seeweg stattgefunden hatte. Doch diese Handelsbeziehungen froren nach und nach ein und nur selten fuhr heute noch ein Schiff die eintägige Reise in das Nachbarland.

Am nördlichen Rand des Landes lag der Förewald, der seine Vegetation genau zwischen den beiden Gebirgsketten ausstreckte, dabei aber nur einige Stunden Weges groß war. Ein Wanderer, der sich weiter nach Norden bewegte, kam schließlich am Ende des Waldes an ein seltsames, riesiges Bauwerk, das vollkommen unvermutet aus dem Boden zu wachsen schien und sogar über die Kronen der hohen Bäume ragte. Ein mächtiger Wall aus verwitterten Steinen stand dort, der sich durch den gesamten Wald erstreckte, die Dörfer schützte und gleichzeitig das geographische Ende vom Welkenland anzeigte. Über das Ödland, das sich hinter dem trutzigen Wall befand, redete man nicht mehr und auch das Bauwerk selbst wurde kaum noch erwähnt. Es war einst von tharonischen Soldaten errichtet worden und stammte aus Zeiten, die unruhig und sogar gefährlich für die ruheliebenden Menschen dieses Landes gewesen waren. Davon wollte man heute am liebsten nichts mehr wissen. Die Welken liebten ihre selbst gewählte Abgeschlossenheit, alles sollte so bleiben, wie es war.

So sahen es auch die Bewohner von Welkensend, welches in der Nähe des Walls lag. Einer dieser Bewohner war Yard Tauris, ein junger Mann, der sich gerade aus seinem Bett erhob, als der Hahn bereits zum dritten Mal krächte. Noch müde und verschlafen rieb der Junge sich die Augen und sofort stellte sich wieder das flaue Gefühl in seinem Bauch ein, das ihn schon seit Tagen quälte. Der Grund dafür lag in einem neuen Lebensabschnitt, den er heute beginnen würde.

Sein zwanzigster Geburtstag lag seit einigen Tagen hinter ihm und mit der Vollendung dieses Lebensjahres begannen die jungen Welken traditionsgemäß eine handwerkliche Lehre, die nur vom Familienoberhaupt für sie ausgesucht werden durfte.

Bei Yard war dieses Oberhaupt sein Großvater Oleg, mit dem er allein in dem kleinen Haus lebte. Seine Eltern waren kurz nach seiner Geburt bei einem Unglück um ihr Leben gekommen und Großvater Oleg hatte daraufhin den Ort des Geschehens verlassen und sich mit dem Säugling in Welkensend niedergelassen.

Während das mulmige Gefühl in seinem Bauch blieb, wusch Yard sich und zog danach den grauen Leinenrock über. Sein Körper besaß noch eine sehr jugendliche, fast noch kindliche Figur und erst die Ausübung eines Handwerkes sollte ihn zum Mann formen. Zu diesem Entschluß war sein Großvater gekommen und wollte Yard deshalb zu dem Dorfschmied in die Lehre schicken.

Der Junge band sich seine etwa schulterlangen und für einen Welken eher ungewöhnlich dunklen Haare zu einem Zopf zusammen und dachte über die vor ihm liegende Zeit nach. Nicht, daß er sich vor einer Arbeit oder Aufgabe fürchtete, aber Yard wäre viel lieber als Fischer nach Welkenhaven gegangen. Das Meer beflügelte seine Phan-

tasien von der weiten Welt, die er wohl nun sicher nie zu sehen bekam. Großvaters Entschluß stand fest und es gab nichts daran zu rütteln. Resigniert öffnete Yard seine Zimmertür und trat hinaus in den Wohnraum, der das Haus zum größten Teil ausfüllte. In der Mitte des Raumes stand der roh gezimmerte Eßtisch mit seinen vier Stühlen und einer niedrigen Anrichte, an der Oleg bereits das Frühstück bereitete. Yards Großvater blickte den Jungen mit seinen buschigen Augenbrauen an und erwiderte den morgendlichen Gruß, jedoch nicht ohne einen leichten Tadel auszusprechen. „Du bist spät aufgestanden!“ brummte er ermahmend. „Du willst mir doch keine Schande bereiten und am ersten Tag zu spät kommen? Du weißt ja, daß ich ein gutes Wort bei Toren Bakun für dich eingelegt habe und ich möchte ihn nicht enttäuschen!“

Olegs große Hände reichten zwei runde Holzbretter herüber, auf denen etwas Schinken und Brot lagen. Sein Ton war oft streng, aber seine Augen blickten stets besorgt und Yard wußte, daß es sein Großvater nur gut mit ihm meinte. „Ich werde dir keine Schande machen und mich beeilen!“ antwortete er und verschlang hastig sein Frühstück. Yard wußte, was seinem Großvater die Freundschaft mit dem Schmied bedeutete. Er kannte den Ursprung für diese besondere Beziehung zwischen den beiden Männern nicht genau; er wußte nur, daß sie schon seit er denken konnte befreundet waren. Der Junge hatte oft versucht, hinter all die offenbaren Geheimnisse zu kommen, die Oleg vor ihm verbarg; so wußte er zum Beispiel nur sehr wenig über die genauen Umstände des Todes seiner Eltern, oder über die Herkunft der Familie Tauris. Großvater war der Meinung, daß es auch besser so bleiben sollte und wich Yard oft aus, ein Umstand, der das ansonsten herzliche Verhältnis der beiden aus Yards Sicht etwas trübte. Als er

sich erheben wollte, hielt Oleg ihn am Arm fest und blickte ihm in die Augen.

„Mein Junge, ich weiß du hattest etwas anderes Im Sinn als Schmied zu werden“, begann er, „aber glaub mir, es ist gut so für dich. Du weißt, Toren Bakun ist ein guter und gerechter Mann und ein hervorragender Lehrherr. Du wirst viel lernen, was du vielleicht einmal im Leben brauchst. Und... und es gibt noch andere Gründe!“

Yard horchte auf. „Andere Gründe, was für andere Gründe meinst du?“

„Das geht dich jetzt noch nichts an!“ antwortete Oleg etwas barsch. „Und jetzt geh, es ist schon spät!“

Als Yard zur Tür heraus war, murmelte sein Großvater leise zu sich selbst: „Ich hoffe, daß meine Befürchtungen niemals eintreten. Ich habe es dir versprochen, mein Sohn und ich halte es auch ein, aber ich hoffe...!“ Er stützte seinen Kopf in die Hände und weinte leise.

Yard war inzwischen auf halbem Weg zur Werkstatt des Schmiedes, die in der Handwerker-gasse des Dorfes lag. Die Strecke war nicht sehr weit, er mußte lediglich einige der festgetretenen Lehmstraßen entlanggehen, bis er an den Anfang der Gasse gelangte, in der sein Ziel lag. Das Dorf war bereits belebt und unterwegs traf er viele bekannte Gesichter, die ihm viel Erfolg an seinem ersten Tag wünschten. In einem Dorf wie Welkensänd kannte jeder jeden und ein Ereignis, war es auch noch so unbedeutend, machte schnell die Runde unter den Bewohnern.

So war es auch nicht verwunderlich, daß einige seiner jüngeren Freunde, nicht ohne ein wenig Schadenfreude, am Wegrand standen und ihm nachwinkten. Endlich kam er bei der Werkstatt an. Toren Bakun war schon mitten bei der Arbeit, als er Yard bemerkte, der etwas schüchtern hinter ihm stand. Toren winkte ihn heran und Yard trat in

den offenen und stallähnlichen Vorbau, der den Arbeitsplatz des Schmiedes beinhalten. Der Junge wurde sofort von einem Hitzeschwall erfaßt, der aus der großen, ummauerten Feuerstelle in der Mitte der Werkstatt kam.

„Guten Morgen mein Lieber!“ sprach der Schmied Yard an. „Komm ruhig näher und mache dich mit dem Feuer vertraut, es wird von nun an dein ständiger Begleiter sein!“

„Es ist sehr heiß!“ antwortete Yard, trat dann aber dennoch näher, denn er wollte nicht ängstlich erscheinen.

„Wenn du gut aufpaßt und Respekt vor dem Feuer hast, wird es dir gute Dienste leisten!“

„Ich werde gut aufpassen, Herr Toren!“ sagte der Junge. Der Schmied lachte und bedeutete ihm, daß er von nun an nur Toren genannt werden wolle. „Laß das Herr weg, wir kennen uns nun schon so lange und ich glaube wir sind vertaut genug!“

Bedächtig betrachtete Toren seinen neuen Lehrling und lächelte dann wieder. „So hat sich der alte Oleg also endlich dazu durchringen können, dich in meine Obhut zu schicken. Oh, ich weiß er hat dir sicherlich erzählt, daß er mich überreden mußte, aber in Wahrheit hatte er immer Bedenken!“

Yard war sehr überrascht über Torens Worte und da der Schmied offenbar sehr gesprächig war, versuchte der Junge, weiter auf ihn einzudringen. „Großvater erwähnte einen ganz bestimmten Grund, den er hätte, mich zum Schmied ausbilden zu lassen. Aber als ich ihn näher danach fragte, antwortete er nicht. Vielleicht könnt Ihr mir weiterhelfen, denn er ist stets sehr schweigsam in manchen Dingen!“

Wenn Yard nun auf eine allzu große Redseligkeit Torens gebaut hatte, täuschte er sich. Der Schmied bemerkte die Absicht des Jungen, ihn ein wenig auszufragen und er ant-

wortete lächelnd: „Oleg hielt es bis jetzt noch nicht für richtig, dich in einige sehr wichtige Dinge einzuweihen, und so werde auch ich es nicht tun. Aber hab Geduld, der Tag wird kommen, an dem dein Großvater dir diese Dinge erklären wird. Für jetzt sollten wir mit diesem Thema enden. Komm, ich werde dir die Werkstatt zeigen und dich mit allem vertraut machen!“

Die Neugier des Jungen war nach den Worten Torens natürlich nur noch größer, aber er getraute sich nicht, weiter nachzuhaken und so ließ er sich willig von dem Schmied herumführen. Nach einiger Zeit hatte Yard die Sache auch vergessen und interessiert betrachtete er die Schmiede und die Dinge, die Toren ihm erklärte. Er zeigte ihm die verschiedenen Werkzeuge und ihren Gebrauch und führte Yard mit viel Geduld in die Handhabung des Ofens und des Blasebalges, der darüber hing, ein. Danach gab der Schmied ihm eine schwere Zange in die Hand und wies ihn an, mit ihm zusammen ein großes Eisengeflecht, das aus mehreren gedrehten Streben bestand, aus dem Feuer zu holen.

„Das wird ein Teil eines großen Zaunes für das Haus eines Ratsherren aus Welkenheim!“ erklärte Toren. „Wir müssen es zusammen aus dem Ofen holen und in den Wasserkessel hinter dir legen. Bist du bereit?“

Yard nickte und griff mit der Zange in die Glut. Die enorme Hitze raubte ihm fast den Atem und stobende Funken brannten auf seiner Haut. Als er seine Seite des Geflechtes anheben wollte, versagten kurz darauf seine Kräfte und das Eisengitter rutschte wieder in die Glut. Nach mehreren erfolglosen Versuchen ließ er die Zange los. Sein Lehrherr legte sein Werkzeug beiseite und trat zu ihm hin. Toren sah, daß der Junge sich seiner fehlenden Stärke schämte und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Mach dir kei-

ne Gedanken“, sagte er tröstend, „die Kraft die du brauchst, kommt mit der Zeit von allein!“

„Ich fürchte, ich bin nicht besonders geeignet für diese Arbeit!“ entschuldigte sich Yard. Toren verneinte das kopfschüttelnd. „Dein Großvater hat einmal zu mir gesagt, daß der, der sich aufgibt, bevor er etwas richtig begonnen hat, schon vorher verliert. Und er hatte recht damit!“

Oh ja, dachte Yard, das hörte sich wirklich nach Oleg an. Was würde Großvater jetzt sagen, wenn er Yard sehen könnte? Er hatte jedoch keine Zeit mehr weiterz grubeln, denn Toren rief: „Komm, laß es uns noch einmal versuchen!“ Die Zuversicht, die der Mann ausstrahlte, gab Yard neuen Mut und er nahm die Schmiedezange nochmals in die Hand. Auf das Wort des Schmiedes hoben sie das Eisengeflecht aus dem Feuer und diesmal gelang es ihnen, das Stück gemeinsam zum Wasserkessel zu hieven. Zischend und brodelnd versank das Metall im Wasser und der Dampf legte sich auf den verschwitzten Körper Yards. Als er erschöpft sein Werkzeug zur Seite legte, betrachtete er den muskulösen Oberkörper seines Gegenübers. Toren war gut dreimal so alt wie Yard selbst, trotzdem schien dem Schmied die schwere Anstrengung nicht besonders zu belasten. Seine wohl ehemals blonden, jetzt jedoch weißen Haare wuchsen ihm bis auf die Schultern. An beiden Seiten des Kopfes hatte er zwei Zöpfe geflochten, die jeweils mit einem Lederband durchzogen waren und ihm ein für einen Welken etwas verwegenes Aussehen gaben. Der Blick des Mannes war allerdings mild und gütig, wie von jemandem, der schon viel erlebt und gesehen hatte und dadurch zu einem innerlich ruhenden Pol geworden war.

Der erste Tag verging für Yard wie im Flug und Toren wußte die Arbeit stets mit einer lustigen Geschichte aus seinem Leben aufzulockern. Besonders interessant fand

Yard die Anekdote von dem äußerst gewichtigen Landrat aus Welkenheim, der aufgrund seines großen Leibesumfanges bei einer seiner Reden in das Podest gekracht war und nur mit Hilfe mehrerer Männer wieder herausgeschafft werden konnte.

„Du wirst diesen schwergewichtigen Mann bald kennenlernen, denn er hat einen eisernen Zaun in Auftrag gegeben und wir werden ihn anfertigen. Das schwere Stück dort ist ein Teil davon und wenn wir alles fertig haben, begeben wir uns in unsere Hauptstadt und werden seinen Palastgarten umzäunen, damit dieser höchstwichtige Mann nicht in seiner Ruhe gestört wird!“

Yard bemerkte den ironischen Tonfall in Torens Stimme und fragte nach dem Grund. Der Schmied antwortete schmunzelnd: „Nirgendwo wirst du mehr Einfalt vorfinden, als unter den Landräten in Welkenheim. Ich war schon an vielen Orten aber die Herren dieser Stadt besitzen eine ganz besondere Art der Arroganz. Nicht einmal in Tharon habe ich so etwas angetroffen!“

„Tharon?“ die Überraschung ließ Yards Stimme beinahe überschlagen. „Ihr meint, Ihr seid wirklich einmal in Tharon gewesen?“

„Nicht nur einmal, ich war oft dort!“ antwortete der Schmied. Doch plötzlich legte sich so etwas wie der Schatten einer schlechten Erinnerung auf sein Gesicht und er wurde wortkarg. „Es ist schon spät geworden“, sagte er nach einer Weile, „du solltest nun nach Hause gehen und dich für heute ausruhen, morgen ist ein neuer Tag und er wird viel Arbeit für uns bringen!“

Tatsächlich war es inzwischen Abend geworden und Yard verabschiedete sich von Toren, der einen seltsam traurigen Eindruck machte, als er den Jungen fortgehen sah. Auf seinem Heimweg fragte Yard sich, woran es wohl lag, daß

er sowohl bei seinem Großvater als auch jetzt bei Toren immer wieder auf eine Schweigemauer stieß? Er hatte vor, noch etwas darüber nachzugröbeln und das würde ihm Zuhause nicht gelingen. Also beschloß er, noch nicht heimzugehen, sondern eine seiner alten Lieblingsstellen aufzusuchen. Zu diesem Zweck bewegte er sich aus dem alten Nordtor heraus, das sich zum Förewald hin öffnete. Das Tor hing schon seit Jahren nicht mehr in seinen Angeln, sondern lag beschädigt daneben in einer Hecke. Seit über zwei Jahrhunderten hatte es keinen Krieg und keinen Überfall mehr im Welkenland gegeben und auf Wehranlagen und Umzäunungen für die Dörfer konnte man offensichtlich verzichten.

Der Weg des Jungen führte ihn direkt an den Feldern von Bauer Makrat vorbei und auf den Waldrand zu. Es war schon fast ganz dunkel und die ersten Sterne leuchteten am Himmel, aber Yard kannte den Weg genau. Schließlich hatte er schon als Kind hier mit seinen Freunden gespielt und kannte die Gegend wie seine Wamstasche. Sein Ziel war eine alte Weide, die am Rande des Waldes stand und ihre breiten Äste einladend ausstreckte. Schon oft hatte Yard unter ihnen Schatten gefunden oder war den Stamm hinaufgestiegen um sich auf einem besonders dicken Ast auszuruhen. So tat er es auch heute Abend und betrachtete selbstvergessen den klaren Sternenhimmel. Er stellte sich selbst viele Fragen, fand aber ebensowenig Antworten darauf. Nach einiger Zeit verlor er sich in seinen Gedanken und träumte von Tharon, jener großen Stadt, tief unten im Süden. Yard malte sich aus wie sie wohl aussehen mochte, mit ihren riesigen Türmen, goldenen Dächern und hellen Plätzen, in ihrer sicherlich beinahe endlosen Ausdehnung. Schon oft hatte ihn der Gedanke an diese Stadt gereizt und er versuchte alles über ihre Geschichte herauszubekom-

men. Tharon hatte einst fast die gesamte bekannte Welt beherrscht und auch das Welkenland gehörte zu ihren Provinzen. Große Kaiser sollen auf dem Thron dieser Stadt gesessen haben und in seiner Glanzzeit war Tharon der Tiegel der unterschiedlichsten Völker gewesen. So hatte Yard es gehört, allerdings nur immer von seinen Freunden, die es dann wiederum von ihren Großvätern wußten. Tharon war ein weiteres Thema, über das Großvater Oleg nicht gerne sprach und er ließ Yard dann stets wissen, daß er sich um wichtigere Dinge kümmern sollte. Doch der Junge wurde oft an diese phantastische Stadt und ihre Bewohner erinnert. Der große Wall im Förewald zum Beispiel, war ein Bauwerk der Soldaten Tharons, das sie zum Schutz für die Welken errichtet hatten. Yard hatte den Wall schon einmal selbst gesehen und er bewunderte die Leistung der Männer, die so etwas geschaffen hatten.

Vertieft in seine Träume, wurde er plötzlich auf ein Geräusch aufmerksam, das aus dem Wald kam und sich näherte. Ein leises Rascheln war zu hören und das Knacken eines Astes der am Boden lag. Irgendein Tier mußte wohl draufgetreten sein und Yard lauschte in die Dunkelheit. Er strengte seine Augen an und versuchte die Richtung zu bestimmen, aus der die Geräusche kamen. Er vernahm ein heiseres Knurren und starrte auf den Waldrand. Noch nie hatte er sich vor der Dunkelheit gefürchtet, doch jetzt beschlich ihn ein ungutes Gefühl. Da, jetzt glaubte er etwas zu erkennen, das sich zwischen den Ästen des Unterholzes bewegte. Im trüben Sternenlicht sah er einen fellbedeckten Umriß von etwas Großem, konnte jedoch nicht genau sehen was es war. Eine spitze Schnauze schien witternd in die Nacht zu schnüffeln, der Rest des Tieres blieb allerdings im dichten Gestrüpp verborgen. Yard hielt die Luft an, denn er wagte nicht zu atmen, aus Angst das Tier

könnte ihn bemerken. Das unheimliche Knurren wiederholte sich noch einige Male und es hörte sich sehr bedrohlich an. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals und er blieb noch lange, vollkommen regungslos auf dem Baum sitzen, als sich das Wesen längst schon wieder in den Wald zurückgezogen hatte.

„Ein Wolf“, dachte Yard aufgeregt. „Es muß ein Wolf gewesen sein, und das hier mitten im Förewald.“ Als er wieder etwas Mut gefaßt hatte, sprang er vom Baum und rannte so schnell er konnte in das Dorf zurück. Mit dieser Entdeckung würde er wohl ganz Welkensend erschrecken, denn Wölfe hatte es hier schon seit vielen Jahren nicht mehr gegeben. Ein wenig freute er sich über die Gesichter der Leute, wenn er seine Geschichte erzählen würde. Aber glaubten sie ihm dann auch? Yards Schritte verlangsamten sich vor dem Haus seines Großvaters und erst jetzt bemerkte er, wie sehr seine Lungen brannten. Als er in das Haus eintrat, kam ihm Oleg schon besorgt entgegen.

„Wo bist du nur so lange gewesen?“ fragte er vorwurfsvoll. „Ich wollte dich schon suchen gehen. Toren war auch hier und hat sich lange mit mir unterhalten, aber du bist nicht nach Hause gekommen. Mach doch einem alten Mann nicht solche Sorgen!“

Jetzt bemerkte Oleg den Schrecken in Yards Gesicht und er blickte ihn fragend an. „Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen. Was ist passiert?“

„Etwas ähnliches wie ein Gespenst!“ begann Yard und erzählte von seiner Beobachtung. „Es muß ein Wolf gewesen sein, ich konnte es zwar nicht genau erkennen, aber ich bin mir ziemlich sicher!“

Sein Großvater zuckte für einen Moment zusammen, beherrschte sich dann aber sofort wieder. „Du hast dich sicher geirrt!“ sagte er recht eindringlich. „Es gibt keine Wölfe

in dieser Gegend, schon lange nicht mehr. Vielleicht hast du ein großes Reh oder ein Wildschwein gesehen. In der Dunkelheit sehen die Dinge oft schlimmer aus als sie sind!“ Yard schüttelte den Kopf. „Das war kein Wildschwein, es war zu groß dafür. Irgend etwas anderes treibt sich dort im Wald herum und ich möchte es nicht kennenlernen!“

„Du hast recht“, bestätigte Oleg zustimmend, „von nun an wirst du dich nicht mehr allein nachts in die Nähe des Waldes begeben. Auch wenn es sicher kein Wolf war den du gesehen hast, so können doch andere wilde Tiere dort herumstreunen und gefährlich werden. Doch nun solltest du etwas essen und dich dann zu Bett begeben. Wie ich gehört habe, habt ihr in den nächsten Tagen viel zu tun und du mußt ausgeruht sein!“

„Oh je“, dachte Yard, „da habe ich wieder etwas angerichtet“. Großvater hatte die Geschichte zum Vorwand genommen, ihm zu verbieten, seine Lieblingsstelle aufzusuchen und er selbst war schuld daran. Doch in einer Sache hatte Oleg recht, Yard war wirklich hungrig und er aß eine riesige Portion der gebratenen Kartoffeln, die Großvater für ihn bereitet hatte. Danach übermannte ihn die Müdigkeit und er legte sich schlafen. Bevor er gänzlich einschlummerte, hörte er in Gedanken noch einmal das seltsame Knurren, das ihm später auch im Traum verfolgte.

Am nächsten Morgen waren die Angst und das unguete Gefühl verflogen. Frohen Mutes begab Yard sich wieder zur Werkstatt und begrüßte Toren, der gerade den großen Ofen anheizte. In den folgenden Tagen und Wochen lernte der Junge einiges über die Schmiedekunst und er erwies sich als sehr aufmerksamer Lehrling. Manche Dinge fielen ihm anfangs recht schwer, doch die Geduld Torens und einige Übung brachten gute Ergebnisse ein. Yard war selbst überrascht über seine Fähigkeiten, doch mit jedem gelun-

genen Stück, das er herstellte, wuchs die Freude an der Arbeit. Schließlich besaß er nach Torens Meinung genug Fingerfertigkeit, um sich an größere Dinge zu wagen. Der Schmied holte einen länglichen Metallrohling aus seinem Lager und zeigte Yard, wie man eine Schwertklinge anfertigte. Der Junge sah sich die geschickten Handgriffe seines Lehrmeisters genau an und versuchte sich dann daran. Auch wenn ihn die ersten Ergebnisse eher an Schaufeln als an Schwerter erinnerten, meinte Toren, daß er gute Fortschritte machen würde. Diese Worte machten Yard natürlich stolz, denn mit dem Aussprechen eines Lobes war der Schmied eher sparsam. Dafür kam auch nie ein Tadel über seine Lippen.

Manche Tage vergingen schneller, als Yard es sich wünschte und mittlerweile freute er sich auf jeden neuen Morgen. Vor allem die Arbeit an dem bestellten Zaun ging gut voran und bald schon war das kunstvolle Geflecht für die Auslieferung fertig. Bereits gespannt, welche Arbeit ihn wohl als nächstes erwarten würde, fand Yard Toren eines weiteren Morgens schon vielbeschäftigt und vergnügt pfeifend vor. Der Schmied machte sich an einer Kiste zu schaffen, die mit etlichen kleinen Gußstücken gefüllt war. Er betrachtete die Stücke und hantierte dabei auch mit bestimmten Formen herum, offenbar um die kleinen Metallteile anzupassen. Yard beobachtete ihn und gleichzeitig fielen ihm wohl an die hundert schmale Holzstäbe auf, die in einer Ecke der Schmiede standen. Toren schaute auf, begrüßte ihn freundlich und lächelte als er das ratlose Gesicht des Jungen sah. „Das werden Pfeil- und Speerspitzen für die Jagd!“ erklärte er. „Ich habe heute früh den Auftrag erhalten, sie zu gießen, denn sie werden bald gebraucht. Es steht ein freudiges Ereignis bevor, du hast sicher schon davon gehört!“

Yards verwunderter Blick zeigte Toren jedoch, daß der Junge noch nichts wußte und so erklärte er es ihm. „Der Sohn unseres Bürgermeisters und die Tochter von Bauer Makrat werden bald heiraten und zu diesem Anlaß soll eine große Jagd stattfinden. Übrigens eine sehr zweckmäßige Verbindung für beide Seiten, nicht wahr? Du kennst doch die Tochter Makrats?“

Natürlich kannte Yard Anika, schließlich war sie sein heimlicher Schwarm, (eigentlich der Schwarm aller jungen Männer in Welkensend). Aber ebenso natürlich war es, daß Urdalf sie einmal heiraten würde. Er war der Sohn des Bürgermeisters und deshalb eine sogenannte gute Ernte, wie man sich bei den Welken auszudrücken pflegte. Aus diesem Grund hatten Makrat und Urdalfs Vater Hanne Oniken bereits vor einiger Zeit einen Vertrag über die Vermählung ihrer Kinder geschlossen. Die Verbindung war in der Tat sehr fruchtbar für beide Seiten, denn es handelte sich hierbei um ein Zusammentreffen von Geld (Makrat war für welkische Verhältnisse als Großbauer sehr wohlhabend) und politischem Einfluß, denn Hanne Oniken strebte einen Sitz im Rat von Welkenheim an, wozu er unbedingt die Stimmen der Bauern benötigte und sich später sicherlich erkenntlich zeigen würde. Alles sprach also für diese Verbindung, sah man einmal davon ab, daß die Brautleute nicht weiter gefragt wurden, und daß Yard offensichtlich auch nicht sehr erfreut darüber war. Sein Gesicht sprach Bände und Toren bemerkte das.

„Junger Mann, kann es sein, daß du vielleicht nicht ganz mit dieser Hochzeit einverstanden bist?“ fragte er mit einem etwas ironischen Unterton.

Yard errötete leicht und murmelte etwas unverständliches. Es war ihm peinlich, daß der Schmied seine Gedanken so leicht erriet. Tatsächlich lag der Grund seiner Abneigung

bei Urdalf. Yard mochte ihn nicht sonderlich, ja er fand ihn sogar überheblich und aufgeblasen. Urdalf bildete sich viel auf seine große Körperkraft ein und er hatte es die anderen jungen Männer stets spüren lassen.

Um von diesem unangenehmen Thema abzulenken, fragte Yard, ob die Jagd im Förewald stattfinden würde.

„Ja natürlich“, antwortete Toreen verwundert, „es ist der einzige Ort in der Nähe, wo genügend Wild vorhanden sein wird. Mißfällt dir das Ereignis so sehr?“

Yard verneinte. „Es ist nur wegen des seltsamen Tieres, das ich vor einiger Zeit am Waldrand gesehen habe!“ Er berichtete Toreen von seiner Beobachtung und erzählte von seiner Vermutung, einen Wolf vor sich gehabt zu haben. Toreen blickte bei Yards Worten recht nachdenklich und rieb sich sein Kinn. „Ein Wolf meinst du...hm? Soweit ich weiß, gibt es keine Wölfe in dieser Gegend, schon seit Ewigkeiten nicht mehr!“

„Großvater hat das auch gesagt und gemeint, ich hätte mich geirrt. Aber ich weiß, daß es kein Wildschwein oder etwas ähnliches war. Irgendein großes Tier treibt sich im Wald herum!“

Toreen blickte noch immer nachdenklich, zumindest verwarf er Yards Gedanken nicht vollends, ein Umstand den der Junge ihm dankte. „Möglicherweise ist es einem einzelnen Tier gelungen, aus dem Westen über das Gebirge zu gelangen und sich hierher zu verirren!“ sagte der Schmied. „Wie es auch sei, wenn es tatsächlich einen Wolf hier gibt, werden wir ihn bei der Jagd aufstöbern und unschädlich machen. Ein weiterer Grund um frisch ans Werk zu gehen. Komm laß uns Pfeile anfertigen, so viele wie möglich!“

Die Nachricht von der nahenden Hochzeit verbreitete sich natürlich rasend schnell im Dorf und Bauer Makrat und

Bürgermeister Oniken trugen das ihrige dazu bei. Die Dorfbewohner wußten, daß die Hochzeitsausrichter sich sicherlich nicht lumpen ließen und so war die Vorfreude allgemein recht groß. Jeder bekam eine Aufgabe, um an dem großen Fest mitzuwirken und so wurden bald Unmengen an Kränzen und Blumengestecken hergestellt, Festkleider entworfen, Tafeln und Stühle gefertigt und dergleichen mehr. Am meisten freuten sich die Männer auf die bevorstehende Jagd, denn eine solche Gelegenheit hatte es schon lange nicht mehr im Dorf gegeben und die Welken waren begeisterte Bogenschützen.

Toren und Yard hatten also eine Menge Pfeilspitzen anzufertigen, die sie dann gemeinsam mit dem Dorftischler auf die Schäfte befestigten und die Pfeile mit Lenkfedern versahen. Zwei Tage benötigten sie für diese Arbeit, am nächsten Morgen sollte dann die große Jagd beginnen.

Todmüde fiel Yard am Vorabend in sein Bett, freute sich jedoch auch schon auf den kommenden Tag. Er träumte vom Jagdglück, besonders davon, vielleicht einen Wolf erlegen zu können...

Die Jagd

An diesem Morgen war Yard schon früh wach und wartete voller Ungeduld auf Toren, der ihn abholen wollte. Der Junge fieberte dem kommenden Ereignis regelrecht entgegen, denn er wollte dem Schmied zeigen, daß er ein guter Schütze war. Yard hatte große Zuneigung zu Toren gefaßt und sein Lehrherr sollte stolz auf ihn sein. Jagderfolg war auch im Welkenland hoch angesehen und schließlich hatte er bereits als Kind gelernt, mit dem Bogen umzugehen, (eine der wenigen Vergnügungen die Oleg ihm erlaubt hatte).

Als es endlich an der Tür klopfte, stürzte Yard hin, öffnete sie... und erstaunte. Vor ihm stand nicht der Schmied in seinen groben Arbeitskleidern, sondern ein Jäger in einem grünen Lederrock und festen Riemenstiefeln. Toren blickte in Yards erstauntes Gesicht und lachte. „Hast du etwa erwartet, daß ich mit Schmiedehammer und freiem Oberkörper erscheine?“ fragte er schmunzelnd.

„Nein, ich dachte nur nicht, daß...!“ antwortete Yard etwas verlegen nach den richtigen Worten suchend.

„Du dachtest nicht, daß ich eine richtige Jagdausrüstung besitze, mit der ich auch noch umgehen kann!“ Er holte dabei einen schlanken aber offenbar sehr stabilen Langbogen hervor, der sehr gepflegt war. Yard hatte noch nie eine solch elegante Waffe gesehen und fragte sich, woher sie wohl stammte. Toren beantwortete die Frage jedoch sogleich. „Dieses ist ein Langbogen, wie ihn das Volk der Alven benutzt. Ich habe ihn einst von einem Angehörigen dieses Volkes zum Geschenk erhalten, du siehst also, daß du noch lange nicht alles von mir weißt!“

„Alven? Ja, ich glaube Ihr werdet mich noch oft zum Stauen bringen!“ antwortete Yard. Die Existenz der Alven hatte er bisher immer für eine Legende gehalten und er nahm sich vor, Toren genau darüber zu befragen. Der Schmied lachte und bemerkte, daß es an der Zeit wäre, den Dorfplatz aufzusuchen, der als Treffpunkt für die Jagd bestimmt worden war. Yard packte schnell seine Sachen zusammen, holte seinen eigenen Bogen und verließ das Haus. Großvater schien heute etwas länger zu schlafen, also konnte er sich nicht von ihm verabschieden, alles Nötige hatte er jedoch schon gestern Abend mit Oleg besprochen.

Doch Oleg Tauris schlief nicht, sondern beobachtete Yard und Toren von seinem Zimmerfenster aus und wünschte ihnen leise Glück. „Toren wird auf den Jungen acht geben!“ sagte er zu sich selbst. „Aber er kann ihn nicht ewig hüten und um ihn sein, möge der Vater des Lichtes ihn schützen!“

Als die beiden Jäger am Dorfplatz ankamen, hatten sich schon viele Männer versammelt und das Gemurmel vieler aufgeregter Stimmen war zu hören. Yard blickte über den Platz und sah einige seiner Freunde in einer Gruppe zusammenstehen. Er entschuldigte sich kurz bei Toren und ging auf die Gruppe zu. Der dicke Bolde grinste, als er Yards Bogen sah und meinte scherzhaft: „Ich hoffe, du hältst mich nachher im Wald nicht für ein Reh oder Wildschwein und schießt auf mich. Ich begleite meinen Vater, der bei den Treibern dabeisein wird!“

Yard lachte und antwortete, daß Bolde ja wohl kaum zu übersehen oder zu verwechseln sein werde. Nach einem kurzen Gespräch verabschiedete Bolde sich, denn die Treibergruppe brach auf, um tief in den Wald vorzudringen und den Jägern das Wild entgegenzuscheuchen. „Wir

sehen uns später!“ rief er Yard zu und lief zu seinem Vater.

„Viel Glück!“ wünschte der junge Jäger und kehrte zu Torren zurück. Es dauerte noch eine geraume Weile, bis sich plötzlich etwas auf dem vorderen Platz regte. Bürgermeister Oniken und sein Sohn Urdalf erschienen und wurden mit Applaus begrüßt. Vater und Sohn genossen den Jubel sichtlich und Yard ärgerte sich ein wenig. Hanne Oniken stieg auf ein Podest und bat winkend um Ruhe. Er räusperte sich und wartete dann noch einen Augenblick, (sicher um die ganze Sache noch spannender zu machen). Dann begann er endlich mit der Begrüßungsrede: „Liebe Leute, ich freue mich, daß ihr alle hier und heute erschienen seid!“ Verhaltener Beifall. „Wie ihr wißt, steht unserem Dorf und vor allem mir persönlich, bald ein wichtiges Ereignis bevor. Die Hochzeit meines Sohnes Urdalf mit der Tochter des Makrat soll ein gelungenes, ja ein unvergeßliches Fest werden. Viele bedeutende Gäste sind dazu geladen und sie kommen aus allen Richtungen unseres schönen Landes. Wir wollen ihnen zeigen, daß man sich in Welkensend durchaus auf Gastfreundschaft versteht. Dazu ist es nötig, daß wir unseren Gästen einiges zu bieten haben, sowohl in Hinsicht auf Unterhaltung, als auch auf Speisung. Ich hoffe, daß euch allen heute das Jagdglück hold ist, denn viel Beute bedeutet auch viel Ehre!“

In dieser Form ging es noch einige Zeit weiter, bis der Bürgermeister endlich die Jagd offiziell eröffnete. Großer Jubel ertönte nun und rund hundert junge und ältere Männer folgten dem Bürgermeister und seinem Sohn durch das Nordtor in den Wald. Dort angelangt, bildeten sie Zweiergruppen, die in einigem Abstand wie eine lange Kette Richtung Norden zogen. Die Treiber kamen ihnen dabei lärmend entgegen, um das Wild direkt vor die Pfeile und

Speere zu scheuchen.

Yard schritt langsam mit Toren durch den Wald und betrachtete immer wieder den eleganten Langbogen des Schmiedes. Er wollte mehr darüber wissen und fand es einen geeigneten Zeitpunkt, um Toren danach zu fragen.

„Diese Leute von denen Ihr den Bogen habt, wie sind sie?“ Toren überlegte eine Weile um die richtigen Worte zu finden und antwortete dann: „Man nennt die Alven auch das Volk des Lichtes und sie machen diesem Namen alle Ehre. Es ist, als ob ein Strahlen ihre Körper umgibt und sie...!“ Er wurde unterbrochen, denn Yard stolperte über eine Baumwurzel und stand fluchend wieder auf.

„Das wäre einem Angehörigen des Alvenvolkes sicher nie passiert!“ lachte Toren. „ Sie bewegen sich mit einer solchen Anmut und Geschicklichkeit, daß man es kaum beschreiben kann. Ihre Füße betreten den Boden so leicht, daß sie kaum Spuren hinterlassen. Die Alven bewohnen ein großes Waldgebiet tief unten im Süden. Einst haben sie wohl auch hier in den nördlichen Ländern gesiedelt, doch das ist schon lange her und jetzt gibt es nur noch einen Stamm, die Cam-Briany. Sie wohnen auf Bäumen die so unermesslich groß sind, daß du es dir nicht vorstellen kannst und es ist, als trügen die Bäume sie gerne!“

Der Schmied war regelrecht ins Schwärmen geraten und Yard hörte ihm gerne zu. „Und der, von dem Ihr die Waffe erhalten habt?“ fragte er neugierig.

„Ich habe ihm in einem Kampf einmal das Leben gerettet und er wurde mein Freund. Die Freundschaft dieses Volkes ist viel wert und sie vergessen einen niemals. Sie kämpfen nicht gerne, sondern leben im Einklang mit allen lebenden Wesen und sie sprechen mit Tieren und Pflanzen. Aber wenn sie zum Kampf gezwungen werden, dann sind sie ein furchtbarer Gegner. Als Tharon mächtig wurde und

das Land der Alven erobern wollte, haben die Soldaten eine Lektion in der Kriegskunst erhalten, die sie niemals vergaßen. Nach dem Friedensschluß jedoch, brachten die Alven den Menschen viele Dinge bei, die sehr wichtig und nützlich für Tharon waren. Obwohl das Lichtvolk auch Abgeordnete in den Rat entsandte, bewahrten sie stets ihre Eigenständigkeit und zogen sich nach dem Niedergang des Reiches von allen anderen Völkern zurück. Ein Verlust, der nicht wieder gutzumachen ist!“

„Ihr seid wirklich viel herumgekommen in Eurem Leben!“ bemerkte Yard bewundernd. Toren nickte zustimmend. „Vielleicht wird dir einmal das selbe Schicksal zuteil!“ antwortete er. Der Junge wollte ihm noch weitere Fragen stellen, doch plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit von Pfiffen und Rufen aus dem tieferen Wald erregt. Es waren die Geräusche der Treiber, die jetzt zu den Beiden herüberdrangen. Toren legte sich mit einem Ohr auf den Boden und lauschte eine Weile, dann sprang er auf und sagte zu Yard: „Versteck dich hinter einem Baum, ich glaube wir bekommen bald etwas zu schießen!“

Tatsächlich konnte man nach wenigen Augenblicken starkes Hufgetrappel und das Brechen von Ästen hören. Eine große Gruppe von Hirschen kam aus dem Dickicht direkt auf die beiden Jäger zu. Ihr Jagdfieber erwachte und Yard hielt vor Aufregung den Atem an, als er die Tiere beobachtete. Als die Herde nahe genug herangekommen war, sprangen sie hinter ihren Bäumen hervor und legten blitzschnell ihre Pfeile auf. Sie wurden von den Tieren entdeckt und die Herde stob panisch auseinander. Toren zielte kurz und ließ den Pfeil von der Sehne schnellen. Mit einem sirrenden Geräusch traf er sein Opfer und ein junger Hirsch fiel wie von einer Keule getroffen um. Auch Yard traf ein Tier und Toren nickte ihm anerkennend zu. Sie wollten

gerade auf ihre Beute zugehen und die Tiere betrachten, als sie ein kräftiges Schnauben hinter sich hörten. Sie drehten sich um und blieben wie vom Donner gerührt stehen. Auf einer kleinen Anhöhe stand ein mächtiger weißer Hirsch. Seine Flanken bebten und das Schnauben dauerte an, aber er betrachtete die beiden Männer mit klugen Augen. Offenbar war er ein intelligentes Tier, denn es war nicht so einfach in die Falle gelaufen. Die imposante Erscheinung des Hirsches beeindruckte die Jäger so sehr, daß sie dabei vergaßen, zu schießen. Noch einen kurzen Augenblick verweilte das Tier, dann drehte es sich um und flüchtete zurück in den Wald.

Der Bürgermeister und sein Sohn bildeten die nächste Gruppe links neben Toren und Yard. Auch sie hatten den Hirsch gesehen und waren vor Erstaunen gerührt. Hanne Oniken winkte allen Jägern, die sich in der Nähe befanden zu, und rief: „Derjenige der das Tier erlegt, bekommt auf der Hochzeit einen Kuß von der Braut!“

Sein Sohn brüstete sich sofort. „Ich werde das sein, Vater. Ich werde den weißen Hirsch töten, und kein anderer wird Anika küssen!“ Sofort stürzte er los und dem Tier hinterher. Als Yard sah, daß keiner der Männer sich traute, Urdalf zu folgen, faßte er einen Entschluß. Dieses eine Mal, wollte er es Urdalf zeigen, er wollte ihn herausfordern. „Ich bekomme den Hirsch und der Kuß gehört mir!“ rief er Toren zu und rannte ebenfalls los. Der Schmied wollte ihn noch zurückhalten, doch Yard war bereits im Dickicht verschwunden.

„Das habt Ihr sehr klug angestellt!“ tadelte er den Bürgermeister wütend. „Jetzt haben wir zwei ungestüme junge Männer, die vielleicht vor die Pfeile der anderen Jäger laufen und in Gefahr geraten!“

Der Angesprochene fühlte sich in seiner Würde verletzt

und blickte Toren vorwurfsvoll und beleidigt an. „Mein Sohn kann auf sich aufpassen!“ antwortete er brüskiert.

„Kann er das wirklich?“ fragte der Schmied, absichtlich in einem ähnlichen Ton. „Weder Euer Sohn, noch Yard tragen ein rotes Warntuch wie die Treiber. Wer sagt Euch, daß alle Jäger so aufmerksam sind und sie im dichten Holz nicht für Beutetiere halten?“

Der Bürgermeister blickte nachdenklich auf den Boden. Toren hatte vollkommen recht, die Treiber waren mit großen, roten Tüchern gekennzeichnet, die sie deutlich sichtbar an ihren Speeren hängen hatten und von den Jägern sofort erkannt wurden. Die beiden Jungen besaßen jedoch keine Tücher und der Wettstreit schaltete ihren Verstand mit Sicherheit soweit aus, daß sie nicht an die Gefahr dachten. Betreten nickte Hanne Oniken und bestätigte Torens Meinung.

„Ich werde ihnen nacheilen!“ sagte der Schmied. „Sorgt Ihr inzwischen dafür, daß nicht mehr geschossen wird!“ Schon rannte er los und konnte kurz darauf die aufgeregten Rufe des Bürgermeisters hören. Während er den Spuren folgte, fragte er sich wie dieser Mann nur auf eine solche Idee gekommen war. Oniken glaubte offensichtlich, die Trophäe für sich in Anspruch nehmen zu können, egal wer sie erlegte; sofern es überhaupt gelingen würde. Und was würde die Braut, die als Preis hergereicht wurde, dazu sagen? Toren schüttelte seinen Kopf und lief weiter.

Yard war schon ein ganzes Stück tiefer in den Wald gelaufen. Zum Glück floh der Hirsch in nördliche Richtung und damit weg von den Jägern. Die Entfernung die das Tier zwischen sich und seinen Verfolgern brachte, wurde stets größer und bald war es nicht mehr zu sehen. Klug wie es war, hatte es sich nicht mehr von den Treibern erschrecken lassen und eine Lücke zwischen ihnen gefunden. Das

Herz des jungen Mannes hämmerte in der Brust und seine Lungen brannten vor Anstrengung. Yards Augen begannen zu tränen und er war drauf und dran, aufzugeben. Doch dann sah er Urdalf, der etwas weiter vor ihm lief. Das gab Yard wieder neuen Antrieb und er nahm die Verfolgung erneut auf.

Der Hirsch hatte inzwischen mehrere Bogen geschlagen und seine Ausdauer ließ die Jäger immer weiter zurück. Als das Tier in einer Senke verschwand, verloren sie es entgültig aus den Augen. Wenn es auf der anderen Seite der Senke noch seine Richtung änderte, war es nicht mehr einzuholen, zumal der harte Boden in der Kuhle keine brauchbaren Spuren für die ungeübten Augen der beiden jungen Männer hinterließ.

Doch ein anderer Jäger war auf den Hirsch aufmerksam geworden und beobachtete seine Flucht. Er war hungrig geworden, schon seit Tagen hatte er nichts mehr gegessen und als er das Tier betrachtete, wurde ein Instinkt in ihm wach, den er eigentlich zu unterdrücken hatte. Doch die wilde, tierische Hälfte in ihm war in diesem Moment stärker und besiegte die Vorsicht. Als der weiße Hirsch auf ihn zulief, sprang er mit einem weiten Satz aus seinem Versteck und schlug dem Tier mit einem Schlag den Kopf ab. Der Torso lief noch einige Meter weiter und fiel dann blutend zu Boden. Das Wesen, das den Hirsch getötet hatte, schnappte sich nur den Kopf seines Opfers und verschwand dann.

Wenig später kamen zuerst Urdalf und dann auch Yard an den Rand der Senke. Beide waren total erschöpft und stützten sich auf ihre Knie um nach Luft zu schnappen. Als sie sich wieder ein wenig erholt hatten, hielt Yard Ausschau nach dem Hirsch, konnte ihn aber nicht entdecken. Offenbar war ihrer vermeintlichen Beute die Flucht ge-

glückt. „Wir haben ihn verloren!“ sagte er.

„Wir?“ fragte Urdalf überheblich. „Du glaubst doch nicht, daß du ihn erwischt hättest. Ich weiß, daß du für Anika schwärmst, aber sie gehört mir, mir ganz allein. Finde dich damit ab!“

„Wie kann ein Mensch einem anderen gehören?“ sagte Yard ärgerlich und wandte sich von Urdalf ab. Er stieg in die Senke hinab und hörte seinen Widersacher sagen: „Gib es auf, du wirst ihn niemals finden!“ Doch Yard dachte nicht daran, jetzt wieder zurückzukehren. Nur aus Trotz fing er an, die Gegend zu untersuchen und er bemerkte, wie auch Urdalf hinabstieg, jedoch eine andere Richtung als er einschlug. Unwissentlich näherte sich Yard bei seiner Suche immer mehr dem Versteck des Geschöpfes, das sich hier über längere Zeit verborgen hatte. Er war wirklich kein guter Spurenleser, aber das viele Blut, das er plötzlich entdeckte, war nicht zu übersehen. Erschrocken aber dennoch gespannt, was er finden würde, folgte er der Blutspur bis er den Torso fand, der etwas versteckt im hohen Farn lag. Entsetzt wich er zurück und wollte Urdalf rufen, der an einer anderen Stelle nach einer Fährte suchte. Statt dessen stand Toren mit einem Mal hinter ihm und hielt ihn zurück. „Dem Vater des Lichtes sei Dank, daß ich euch unversehrt wiederfinde!“ sagte der Schmied froh.

Yard zeigte ihm den Kadaver und sofort kniete Toren sich zu dem toten Tier nieder, um es zu untersuchen. „Mit einem wuchtigen Schlag einfach geköpft!“ stellte er fest. „Das Blut ist noch warm, es ist also noch nicht lange her, seit das Tier getötet wurde. Habt ihr etwas gesehen?“ fragte er Yard und Urdalf, der auch gerade hinzugestoßen war. Beide jungen Männer schüttelten die Köpfe, Onikens Sohn war bei dem Anblick stark erbleicht und ihm war übel.

„Welches Raubtier tut so etwas?“ fragte Yard, erhielt je-

doch keine Antwort. Toren suchte nun konzentriert den Boden ab, wobei er sich im Kreis bewegte und mehrmals innehielt um eine bestimmte Stelle genauer zu untersuchen. Was er fand, beunruhigte ihn dermaßen, daß er vorhatte, die beiden jungen Männer fortzuschicken. Doch in dem Moment kam der Bürgermeister und einige Begleiter die Senke herab und rief schon von oben: „Was geht hier vor, habt ihr ihn, hast du ihn erlegt mein Sohn?“

„Der Hirsch ist von einem anderen Jäger getötet worden, und die Braut wäre sicher nicht entzückt, wenn sie ihn küssen müßte!“ antwortete Toren sarkastisch. Als der Bürgermeister den Kadaver sah, veränderte sich auch seine Gesichtsfarbe. „Wer hat das getan?“ fragte er fassungslos. Ängstlich blickte er sich um, als könne ihn im nächsten Augenblick etwas anfallen.

„Ein Geschöpf, von dem ich geglaubt hatte, es wäre längst schon ausgerottet!“ sagte der Schmied ernst. „Ein Wartan hat dieses Tier erlegt, halb Mensch, halb Wolf und er hat sich keine Mühe gemacht, seine Spuren zu verwischen!“ Toren blickte in die Runde und sah nur in ungläubige Gesichter.

„Was für seltsame Geschichten versucht Ihr uns hier aufzutischen?“ kam es aus Oniken herausgeplatzt. „Ihr meint wohl, daß das hier ein Wolf war!“

„Ja“, nickte Toren zustimmend, „aber einer der auf zwei Beinen geht. Seht euch die Spuren an, ihr werdet nur Hinterläufe finden. Ich bin sicher, daß ich auch einen Lagerplatz vorfinde, wenn er sich hier länger aufgehalten hat!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, suchte er nun weiter die Gegend ab und fand nach kurzer Zeit tatsächlich das Versteck des Wartans im Unterholz. „Hier ist eine Feuerstelle an der er gesessen haben muß!“ rief er den anderen Männern zu. Die meisten von ihnen waren in solchen Dingen

unerfahren, begannen aber dem Schmied zu glauben, woher auch immer er solche Erfahrungen haben mochte. In manchen Gesichtern war deutlich die Angst vor einem derartigen Wesen abzulesen und die Männer blickten sich scheu um.

„Woher wollt Ihr von einem Wesen dieser Art wissen?“ fragte Oniken, der noch immer zweifelte.

„Bevor ich nach Welkensend kam, habe ich ein anderes Leben geführt!“ antwortete Toren. „Ihr wißt vieles nicht von mir und es gibt bestimmte Gründe dafür, aber in dieser Sache müßt Ihr mir glauben. Ich kenne diese Wesen und ich hasse sie wie keine zweite Art. Auch wenn es nur einer ist, so müssen wir etwas unternehmen. Am besten wäre es, Hilfe aus Welkenheim zu holen. Aber auf jeden Fall sollten wir Wachen im Dorf aufstellen und die Wehr erneuern, bis wir diesen Wartan gestellt haben!“

Außer dem Bürgermeister, der keine Unruhe aufkommen lassen wollte, waren alle Männer sehr einverstanden mit Torens Worten.

„Hilfe aus Welkenheim?“ fragte Oniken verwundert. „Glaubt Ihr nicht, daß Ihr etwas übertreibt?“

Ohne auf den Sarkasmus in des Bürgermeisters Stimme zu hören, bestimmte Toren den Aufbruch aus der Senke und die Männer folgten ihm sofort. „Kommt heute Abend in Oleg Tauris Haus, dort erfahrt Ihr mehr!“ antwortete er dem Fragenden im Vorbeigehen. Die Gesellschaft kam nach einiger Zeit mit dem Rest der Jäger und Treiber zusammen und es gab viele Fragen, die jedoch nur mit ungenauen Vermutungen beantwortet werden konnten.

Man hatte inzwischen die erlegten Tiere, (immerhin ein gutes Dutzend), auf einen Ochsenkarren von Bauer Makrat geladen, um die Beute zum Waschen und Ausnehmen in das Dorf zu bringen. Die Männer die in der Senke dabeige-

wesen waren, erzählten natürlich von ihrem Abenteuer, wobei manche von ihnen ein wenig übertrieben. So auch Urdalf, der sich nach seiner Ankunft im Dorf bei Anika als der erfahrene Jäger darstellte und die Dinge ein wenig anders berichtete, als sie sich zugetragen hatten. Yard bekam dieses Schauspiel mit und entrüstete sich darüber. Gerade weil Anika sehr über Urdalfs angeblichen Mut staunte, wollte er einiges richtigstellen. Toren hielt ihn jedoch zurück und flüsterte: „Laß ihn, es ist stets so, daß die größten Schwachherzen sich hinterher als Helden ausgeben. Wer von euch beiden den größeren Mut hatte, habe ich gesehen und nur das zählt. Komm, wir haben noch einiges zu erledigen was keinen Aufschub duldet!“

In der Tat mußte noch viel getan werden, um dem Dorf wenigstens ein geringes Maß an Schutz zu verschaffen. So wurde das Nordtor wieder aufgerichtet und repariert. Die Weidetiere von Makrat wurden in die Ställe geführt und man legte mehrere Feuerscheite an, um in der Nacht genügend Licht für die Wachen zu haben. Zu diesem Anlaß wurden einige Freiwillige eingeteilt, die von Toren in ihre Aufgaben eingewiesen wurden. Überhaupt übernahm der Schmied die gesamte Leitung dieser Maßnahmen und jeder hielt es offenbar für richtig, seinen Anweisungen zu folgen.

Als alles soweit geregelt war, daß er zufrieden sein konnte, wandte er sich an Yard. „Ich werde jetzt deinem Großvater die ganze Sache berichten und ich möchte, daß du heute Abend bei unserem Gespräch mit dem Bürgermeister dabei bist. Doch zunächst spreche ich allein mit Oleg, bleibe du derweilen hier und hab ein Auge auf alles!“ Toren ging fort und Yard fühlte sich ein wenig alleingelassen. Oje, Großvater, dachte er. Was würde er zu dieser ganzen Geschichte sagen? Am Ende durfte Yard nicht mehr

zu Toren in die Lehre gehen, wenn dieser ihn in Abenteuer verstrickte. Der junge Mann malte sich aus, wie sehr Oleg sich wohl bei Torens Bericht entsetzen würde, Großvater war doch immer so auf Vorsicht bedacht. Immer mahnte er, ja kein Risiko einzugehen, während der Schmied heute gezeigt hatte, daß er so manche Erfahrung in der Wildnis gesammelt hatte.

Yard ahnte nicht, wie weit er sich bei seinem Großvater täuschte. Dieser hörte Toren zwar mit Spannung zu, doch war seine Reaktion bei weitem nicht so, wie sein Enkel es sich vorstellte. „Du bist dir sicher, was die Spuren angeht?“ fragte er gerade seinen alten Freund.

„Ich habe sie zwar nicht mehr weiter verfolgt, da ich die unerfahrenen Leute aus dem Wald schaffen wollte, aber ich bin mir sicher!“ antwortete Toren. „Es kann natürlich sein, daß der Kerl ein einsamer Streuner ist, den der Hunger hierher getrieben hat. Aber auf jeden Fall müssen wir den Wall auf eine durchbrochene Stelle untersuchen. Eine Sache die wir viel zu lange vernachlässigt haben. Wir wußten, daß sie nicht gänzlich vernichtet waren und auch ihr Herr hat möglicherweise überlebt. Wir sind in all den Jahren unvorsichtig geworden, alter Freund!“

Oleg nickte nachdenklich. „Ich glaube es ist an der Zeit, Yard in einige unserer Geheimnisse einzuweihen!“ sagte er langsam, fast zögerlich. „Du weißt, ich wollte das alles immer von ihm fernhalten, in der Hoffnung, daß diese Bürde an ihm vorüberzieht. Doch niemand kann offensichtlich seinem Schicksal entgehen und wenn doch etwas an der Sache wahr ist, muß er vorbereitet sein. Sein Vater hat es vorausgesehen und dich an seine Seite gestellt. Hoffen wir, daß du dich irrst!“

Toren war zufrieden mit dem Ausgang des Gespräches. Er hatte Oleg von der Notwendigkeit überzeugt, Yard über

einige wichtige Dinge aufzuklären und das sollte an diesem Abend geschehen. Die Frage war nun nur noch, wie der Junge diese Neuigkeiten, die sicher nicht leicht für ihn zu verkraften waren, aufnehmen würde? Doch der Schmied war zuversichtlich. Yard war ein Tauris und er hatte die guten Eigenschaften seiner Familie geerbt

„Wir müssen also wieder auf der Hut sein und versuchen, in Welkenheim um Hilfe zu werben!“ überlegte Oleg.

„Ein Unternehmen, das sich als äußerst schwierig herausstellen wird!“ antwortete Torens. „Es war zwei Jahrhunderte zu ruhig im Welkenland und ihnen werden die geeigneten Männer fehlen!“ Er schaute aus dem Fenster, es war bereits früher Abend und er konnte die Sonne wunderschön hinter den Bergen im Westen untergehen sehen. Dieser Anblick weckte ein wehmütiges Gefühl in ihm und er dachte an längst vergangene Zeiten. „Ich wünschte, wir hätten nur einen Teil unserer alten Tausendschaft bei uns. Dann könnten wir den alten Wall ausbessern und gegen jeden Eindringling halten, und ich könnte besser schlafen!“ sinnierte der Schmied laut.

In diesem Moment kamen Yard und der Bürgermeister zur Tür herein und hörten Torens letzte Worte. „Diese Angelegenheit heute Morgen im Wald wird Euch doch nicht etwa den Schlaf rauben!“ rief Oniken zur Begrüßung. Seine Stimme hörte sich schon wieder bedeutend mutiger an, als am Morgen.

„Schweigt und setzt Euch, und redet nicht von Dingen, die Ihr nicht versteht!“ sagte Oleg ungewöhnlich heftig.

„Wenn Euch wirklich etwas am Wohle dieses Dorfes liegt, so werdet Ihr zuhören und genau das tun, was man Euch rät!“

Zu Yards Erstaunen, setzte sich Hanne Oniken tatsächlich und schwieg. Großvaters Stimme hatte einen Klang bekom-

men, dem man sich besser nicht widersetzte und den der Junge bei ihm noch nie zuvor vernommen hatte. Toren blickte den Bürgermeister eine Weile lang an, so als wüßte er nicht genau, wo er beginnen sollte. Unruhig rutschte Oniken auf seinem Stuhl hin und her und wartete, endlich begann Toren zu sprechen: „Ihr habt bereits erfahren, mit welch einem Wesen wir es hier wahrscheinlich zu tun haben und Ihr habt gesehen, wie es tötet. Wenn meine Vermutungen richtig sind und die Spuren sprechen dafür, dann ist das gesamte Dorf in Gefahr. Diese Wartans sind Bestien und sie töten nur um des Tötens Willen!“

„Woher habt Ihr all diese Erfahrungen? Existieren diese Wesen tatsächlich?“ fragte der Bürgermeister und blickte Oleg dabei an. Yards Großvater nickte und bestätigte Torens Worte. „Habt ihr jemals die Chronik des Herunas gelesen, Bürgermeister?“

Hanne Oniken sah Oleg etwas verwundert an. Herunas war ein Schreiber aus Tharon gewesen, der die Geschichte des Welkenlandes unter tharonischer Herrschaft festgehalten hatte. Man erzählte sich oft davon, doch Oniken kannte niemanden, der die Chronik je gesehen hätte. „Die Schriftrollen gelten als verschollen!“ antwortete er verneinend. Oleg stand schweigend auf und begab sich in sein Zimmer. Zurück kehrte er mit einer Anzahl von Pergamentrollen, die er vor Hanne Oniken auf dem Tisch ausbreitete. „Lest!“ sagte er und deutete auf ganz bestimmte Absätze. Der Bürgermeister starrte ungläubig auf die in wundervoll geschwungener Schrift gehaltenen Worte und erkannte sie als eben jene Chronik, nach der Oleg ihn gerade gefragt hatte. „Das.. das ist..!“ stammelte er.

„Nur eine Abschrift!“ beruhigte Toren ihn. „Die Originale sind tatsächlich verschwunden, aber vor Euch liegen exakt die selben Worte, die auch Herunas gewählt hat. Be-

trachtet vor allen Dingen die Kapitel über die Wartans und blickt auf die Zeichnungen dazu. Ihr werdet Abbilder von Fährten erkennen, die denjenigen im Wald gleichen, lest!“ Oniken kam der Aufforderung nach und begann zu lesen. Seine Augen wurden dabei immer größer und oft entfuhr ihm Bemerkungen wie, „unglaublich“ und „erschreckend“.

Yard beugte sich ebenfalls über die Schriftrollen und las die Texte, die in tharonischer Sprache geschrieben, jedoch allgemein verständlich waren, da diese Sprache in jener Zeit fast überall gesprochen wurde. Auch er geriet ins Staunen und die Illustrationen über das Aussehen dieser Wesen jagten ihm einen Schauer über den Rücken. Natürlich fragte er sich, wie Großvater an diese Rollen gekommen war und er ahnte, daß der Abend noch einige Überraschungen für ihn barg. Als der Bürgermeister das Lesen beendete, lehnte er sich zurück und rieb sich die Augen. „Das alles ist sehr verwirrend für mich!“ sagte er nachdenklich. „Was genau gedenkt Ihr zu tun?“

„Dieser Wartan ist möglicherweise nur ein Kundschafter!“ antwortete Toren. „Vielleicht wollte er uns nur ausspähen um dann später eine ganze Horde seiner Artgenossen nach-zuholen!“

Oniken blickte entsetzt auf. „Ihr meint, noch mehr von dieser Art?“

„Ich sage nicht, das es unbedingt so sein muß!“ beruhigte der Schmied ihn. „Aber es wäre möglich und darauf sollten wir gefaßt sein. Wir müssen versuchen, in Welkenheim um Hilfe zu bitten. Eine Grenztruppe die den alten Wall bewacht wäre das Beste. Wenn diese Wesen hier eindringen wollen, dann werden sie das vom Norden her tun!“

„Man wird uns auslachen, wenn wir mit einer solchen Bitte aufwarten!“ antwortete der Bürgermeister fast entrüstet.

„Möglich und sogar wahrscheinlich!“ bemerkte Toren. „Doch ich hoffe, Ihr nehmt etwas Einfluß auf den Rat und vielleicht können wir sie gemeinsam davon überzeugen, daß ein wenig Vorsicht das Beste für das gesamte Welkenland ist. Ich werde morgen früh mit Yard nach Welkenheim fahren, wo wir eine Auftragsarbeit für den Landrat Anderjen ausliefern. Bei dieser Gelegenheit könnten wir mit ihm sprechen und ich bitte Euch, uns zu begleiten!“

Es war Hanne Oniken anzusehen, daß er nicht gerade begeistert über diesen Antrag war. Höchstwahrscheinlich würde er sich lächerlich machen, und das ausgerechnet vor Gartold Anderjen, dem obersten Landrat des Welkenlandes. Dennoch hatte das Gelesene einigen Eindruck auf ihn gemacht und so entschloß er sich zögerlich, die morgige Reise mitzumachen. Er könnte ja als eine Art Vermittler dienen, ohne sich selbst zu sehr in diese Sache einzubringen. „Die ganze Angelegenheit darf jedoch nicht gleich im Dorf herumgehen!“ erbat er sich. „Ihr wißt ja, daß die Hochzeit meines Sohnes in zwei Tagen stattfindet, sie darf nicht gefährdet werden!“

Toren und Oleg versicherten ihm, daß sie schweigen würden und auch Yard gab sein Wort. Damit war für den Bürgermeister die Sache beendet und er verabschiedete sich mit dem Hinweis, daß man ja am nächsten Morgen früh aufstehen müsse. Oleg begleitete ihn zur Tür und wünschte eine gute Nacht. Als er zum Tisch zurückkehrte, schüttelte er nur mitleidig den Kopf. „Armer Narr, er war ganz verwirrt über das was er erfahren hat. Hoffentlich ist er morgen eine Hilfe für euch!“

Während Oleg das sagte, blickte er seinen Enkel an. In Yards Gesicht standen überdeutlich all jene Fragen geschrieben, die der Junge sich jetzt stellte. Sein Großvater atmete tief durch und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich glaube ich weiß, was nun in dir vorgeht!“ begann er. „Es ist nicht leicht, deine Fragen zu beantworten und es fällt mir unendlich schwer, dir gestehen zu müssen, daß ich dir nicht immer die Wahrheit über einige Dinge gesagt habe, mein Junge!“ Oleg blickte ihm dabei, nach den richtigen Worten suchend, in die Augen. Yard sah ihn erwartungsvoll und gespannt an, ohne zu ahnen, was nun wirklich auf ihn zukam. Nach einer Weile unterbrach Toren hilfreich das Schweigen, indem er den Part des Erzählens übernahm: „Vor vielen Jahren“, begann er, „als das Welkenland noch ein Teil des tharonischen Reiches war, bedrohte ein furchtbarer Feind die Grenzen des Landes. Tausende und Abertausende dieser Wesen versuchten vom Norden hierher einzudringen. Es entstand ein lange währer Krieg in dessen Verlauf der Feind in den nördlichen Einöden vernichtend geschlagen werden konnte. Die tharonische Armee baute daraufhin jenen alten Wall am Rande des Förewaldes auf, der dem Land Schutz gewähren sollte, was er schließlich auch tat. Die Männer die ihn aufbauten, arbeiteten Tag und Nacht daran und sie setzten ihr Leben für die Menschen dieses Landes ein. Doch all die Mühen und Anstrengungen gerieten im Laufe der Zeit in Vergessenheit und jene Soldaten kämpften für ein bereits zerbrechendes Reich; heute spricht niemand mehr über ihre Taten. Diese Vorgeschichte mußte ich erzählen, damit du den Zusammenhang besser verstehst, Yard!“

„Aber warum?“ fragte Yard verwundert.

„Weil dein Großvater und ich damals dabei waren!“ antwortete Toren, alle Vorsicht fallenlassend.

„Wir haben in jenem Krieg auf der Seite Tharons gekämpft und an dem Bau des Walls mitgewirkt!“

Die Worte trafen Yard fast wie Schläge. „Ihr...ihr habt..?“ stotterte er ungläubig. „Aber das ist unmöglich, das alles

liegt mindestens zwei Jahrhunderte zurück!“

„Fast zweihundertfünfzig Jahre!“ nickte Toren. „Oleg und ich sind weit in der Welt herumgekommen und wir haben auch lange bei den Alven im Lande Tarr gelebt. Sie brauen ein Getränk, das sie Mingor nennen und das bei den Menschen eine lebensverlängernde Wirkung hat. Nicht jeder bekommt diesen Trank zu kosten und der Fürst der Alven zeigt jedem die möglichen Folgen eines so langen Lebens. Doch dein Großvater und ich haben davon gekostet und das ist die Erklärung, die du glauben mußt!“

Yard schnappte nach Luft, Tausende neuer Fragen schwirren durch seine Gedanken und er wußte nicht, welche er zuerst stellen sollte. Doch dann fiel ihm eine ein. „Ihr habt tatsächlich...mit tharonischen Soldaten in Schlachten gestanden? Warum das alles?“ Der Junge begriff die wahren Zusammenhänge noch immer nicht und so übernahm Oleg die Antworten wieder. „Mein Junge, deine ganze Familie, die Tauris, wir stammen aus Tharon!“

„Aus... aus Tharon?“ Nun war Yards gesamte Fassung dahin und er brachte kein weiteres Wort aus sich heraus. „Ich mußte dich leider immer im Ungewissen über das Schicksal deiner Eltern lassen, denn du warst in Gefahr und darum sind wir auch in dieses Land geflohen!“

„Wir sind geflohen?“

„Ja, doch laß mich fortsetzen, denn ich weiß nicht, ob ich sonst jemals wieder den Mut dazu finde. Doch zunächst muß ich dazu noch ein wenig ausholen, so höre denn. Nachdem etwa hundert Jahre seit dem Krieg vergangen waren, zog Tharon sich endgültig aus dem Welkenland zurück. Toren, ich und unsere Männer wurden an verschiedenen Orten eingesetzt, aber wir mußten hilflos mit ansehen, wie das Reich zerbröckelte. Wir waren Männer, die versuchten das Leck eines Dammes zu stopfen, wäh-

rend um uns herum die Flut hereinbrach. Mehr und mehr Völker lösten sich aus dem Bund mit Tharon. Zum Glück war der Kaiser weise genug, niemandem Gewalt anzudrohen, um nicht auch noch einen Krieg herauszufordern. Doch leider gab es einige machthungrige Männer im Völkerrat und sie wurden immer stärker. Eines Tages kam es, wie es kommen mußte. Die Emporkömmlinge der schwindenden Einheit begingen Verrat und ermordeten den Kaiser und viele seiner Getreuen. Selbst vor ihren Familien machten sie nicht halt. Sie spannen eine Intrige um das Volk zu täuschen und stellten alle Dahingemeuchelten als Verräter hin. Dein Vater, mein Sohn war auch unter den Opfern und sie haben auch deine Mutter...!“

„Meine Eltern sind ermordet worden!“ schrie Yard entsetzt auf. „Warum? Warum haben diese Männer das getan?“

„Dein Vater war ein wichtiger Mann in Tharon und er stand ihnen im Weg!“ antwortete Oleg. Den Blick, den er dabei Toren zuwarf, sah Yard nicht und er hätte ihn vermutlich auch nicht verstanden. „Wir kamen leider zu spät für deine Eltern, doch dich konnten wir aus den Klauen der Mörder befreien und wir flohen aus der für uns unsicher gewordenen Stadt. Aufgrund der Wirren die dort herrschten, gelang es uns, unsere Spuren zu verwischen. Wir wußten, daß uns Häscher auf den Fersen sein würden und so erinnerten wir uns an das Welkenland, weit oben im Norden. Nach einer abenteuerlichen Reise gelangten wir in dieses Land und ließen uns so unauffällig wie möglich in Welkensend nieder. Das ist unsere Geschichte und nun kennst auch du sie, mein Junge!“ Olegs Stimme war belegt und er hatte Tränen in den Augen. „Ich hoffe, du verstehst dadurch so manche, dir seltsam erscheinende Reaktion, die ich dir oft entgegenbrachte. Es war alles nur zu deinem Wohl, deshalb habe ich stets versucht, dich von allem fern-

zuhalten. Bitte verzeih mir!“

Anstatt zu antworten, stand Yard auf und umarmte seinen Großvater schweigend. Jetzt, da er alles Wußte (oder glaubte, alles zu wissen), sah er manche Dinge und Erlebnisse mit anderen Augen. Es gab viel für ihn zu verkraften, seine Familie kam aus Tharon, seine Eltern waren ermordet worden. All diese neuen Erfahrungen rollten wie eine Lawine auf ihn zu und er kämpfte, um nicht davon überrollt zu werden. Für heute wollte er keine weiteren Fragen mehr stellen und auch keine Antworten erhalten. Toren legte ihm die Hand auf die Schulter und blickte in seine Augen. „Du trägst fortan eine gewaltige Last mit dir herum. Ich weiß, du wirst sie mit Fassung tragen, du bist ein Tauris!“

Yard dankte für die tröstenden Worte und ging ohne ein weiteres Wort in sein Zimmer, wo er sich auf sein Bett legte und grübelnd dem nächtlichen Platzregen zusah. In seiner innerlichen Aufgewühltheit faßte er irgendwann einen Gedanken. Rache - Rache für seine Eltern, das schwor er sich. Wenn noch einer der Meuchler am Leben war, so würde er eines Tages auf ihn treffen, und für seine Taten büßen lassen. Mit diesen Gedanken schlief er schließlich ein...

Ein seltsames Anliegen

Yard wurde am frühen Morgen von seinem Großvater geweckt. Der alte Mann blickte ihn liebevoll an und er erwiderte das Lächeln. Langsam kehrte die Erinnerung an den gestrigen Abend und den Geschehnissen zurück. Beim Frühstück erwähnte der junge Mann seine Rachegeanken und sprach voller Wut von jenen Dingen, die er mit den Männern anstellen würde, die seine Eltern auf dem Gewissen haben. Oleg ließ ihn aussprechen, ohne ihn zu unterbrechen, doch als Yards Gemüt sich etwas gelegt hatte, redete er beruhigend auf ihn ein: „Ich verstehe deine Gefühle und Gedanken, mein Junge!“ begann Oleg.“ Sie sind völlig normal und auch ich habe damals so empfunden wie du. Doch wir haben dir das nicht erzählt, um Rachegeleüste in dir zu wecken, sondern weil du ein Mann geworden bist und mit der Wahrheit leben sollst. Es könnten später einmal Umstände in deinem Leben eintreten, in denen du dieses Wissen benötigst!“

Yard bemerkte den seltsamen Ton seines Großvaters und eine Vermutung reifte in ihm. „Ihr habt mir noch nicht alles gesagt? Nicht wirklich alles?“ Seine Frage war eher eine Feststellung. Großvaters Schweigen beantwortete seine Gedanken und er wollte gerade auf ihn einreden, als es an der Tür klopfte und Toren hereintrat. Der scharfsinnige Schmied bemerkte natürlich sofort die gespannte Atmosphäre, ließ sich jedoch nichts anmerken und versuchte Yard durch sein Erscheinen abzulenken. „Ich hoffe du bist fertig!“ rief er dem jungen Mann zu. „Wir haben eine weite Reise vor uns und unser Bürgermeister wartet auch schon ungeduldig!“

Yard wurde aus seinen Gedanken geweckt und stand auf. Die bevorstehende, mehrstündige Fahrt lenkte ihn soweit ab, daß er seine Grübeleien ein wenig vergaß.

Toren und Yard verabschiedeten sich von Oleg und traten aus der Tür. Vor dem Haus stand eine Lastenkutsche, vor die zwei Welkenländer, große, kräftige Pferde mit zottigem Fell gespannt waren. Die Tiere hatte Toren sich bei Makrat geliehen, sie waren schwere Lasten gewohnt und galten als gutmütig und genügsam. Hanne Oniken saß bereits auf dem Bock und wartete. Der Bürgermeister zog ein bedenkliches Gesicht, offenbar waren ihm wieder Zweifel gekommen. Toren gesellte sich zu ihm nach vorn, während Yard es sich auf der Ladefläche, direkt neben den Eisengitterteilen bequem machte. Der Schmied hatte die schweren Stücke mittels einer Seilwinde in seiner Werkstatt aufgeladen. Alles war also bereit und Toren schnalzte mit der Zunge. Der schwerbeladene Wagen setzte sich in Bewegung und fuhr über die vom nächtlichen Regen aufgeweichte Straße. Als sie das Tor passierten erschien jedoch die Sonne hinter dem morgendlichen Dunstschleier und es versprach ein schöner Tag zu werden. Toren war froh darüber, daß wenigstens das Wetter mitspielte, denn wenn er das nachdenkliche Gesicht seines Beifahrers betrachtete, war er sich nicht sicher, ob dieser seiner Aufgabe gerecht werden würde. Er hoffte nur, daß sein Begleiter seine Sache gut machte, schließlich ging es um das Wohl aller Bewohner des Dorfes.

Nach einiger Zeit gelangten sie auf eine besser befahrbare Straße, und zwar die einzige, die nach Süden führte. Sie stammte aus tharonischer Zeit und war mit großen Steinplatten gepflastert. In regelmäßigen Abständen waren die Meilensteine am Rand der Straße zu erkennen, Zeugen aus einer bewegten Epoche. Die Fahrt ging recht gut voran und

bald entwickelte sich ein Gespräch zwischen Oniken und Toren. Der Bürgermeister versuchte dabei ständig, einige Tatsachen herunterzuspielen und zu beschwichtigen. Der Schmied antwortete jedoch meistens mit einem Kopfschütteln und berichtigte seinen Gesprächspartner.

Yard hörte nach einiger Zeit nicht mehr zu, sondern betrachtete die Gegend. Seit dem gestrigen Abend war ihm bewußt, daß dieses Land nicht seine wirkliche Heimat war. Die sanft ansteigenden Hügel, die kleinen Wäldchen durch die sie fuhren, die gutbestellten Felder, auf denen im Frühjahr bunte Feldblumen wuchsen. Das alles war ihm so vertraut, daß ihm der Gedanke an eine andere Herkunft regelrecht abstrakt vorkam. Von einer kleinen Anhöhe aus konnte er weit in den Westen gucken. Dort, wo Meer und Land angrenzten lag Welkenhaven und er glaubte im Dunst der Ferne die Mauern der Hafenstadt zu sehen.

Gegen Mittag, als die Sonne hoch stand und warm auf sie herabschien, erreichten sie die Nähe Welkenheims. Aus einiger Entfernung betrachtet, unterschied sich die Hauptstadt des Welkenlandes nicht sonderlich von anderen Dörfern, sah man einmal von der Schutzmauer und der Größe der Ortschaft ab. Hier standen die selben niedrigen Hütten und es gab ebensolche schmale Gassen, wie in Welkenseid und anderswo. Auf der Westseite jedoch ragten mehrstöckige Bauten empor, die eindeutig nicht welkisch waren. Die Stadtmauer war etwa drei Mannslängen hoch und umschloß die gesamte Ortschaft. An ihrer Oberkante war sie zinnenbewehrt und sie besaß drei Tore, die sich nach Süden, Norden und nach Westen öffneten. Die Reisenden zogen durch das Nordtor ein und wurden von zwei Stadtwächtern begrüßt, die Toren kannten. Der Schmied hatte oft in Welkenheim zu tun und war allgemein als guter Handwerker bekannt.

Die Straßen in der Stadt befanden sich in einem guten Zustand, da sie ebenso gepflastert waren, wie der alte Südweg auf dem die drei Männer gekommen waren. Zunächst einmal mußten sie das Zentrum der Stadt umfahren, um an ihr eigentliches Ziel zu gelangen. Dabei kamen sie an dem recht belebten Marktplatz vorüber, auf dem allerlei geschäftige Händler ihre Waren anpriesen. Es gab dort Korbmacher, Schuster, Seiler, Bauern, Viehhändler und viele andere, die alle durcheinanderriefen und einen gewaltigen Lärm machten. An dieser Stelle kamen Toren und seine Begleiter natürlich nur sehr mühsam voran und es dauerte eine Weile, bis sie sich aus dem Gewühl lösen konnten. An einer viel befahrenen Kreuzung lenkte der Schmied das Gespann nach links und hielt auf das Regierungsviertel zu, das auf einer erhöhten Stelle der Stadt lag. Endlich wurde es etwas ruhiger und die drei Männer hatten einen guten Ausblick auf die prachtvollen Gebäude, die vor ihnen lagen. Die Häuser an denen sie vorüberkamen, waren von gepflegten Gärten umgeben und unterschieden sich deutlich von den übrigen Wohnvierteln. Hier residierten die Ratsherren der Stadt und am zentralsten lag der Regierungspalast.

Als sie auf den Zufahrtsweg einbogen, konnten sie das bemerkenswerte Gebäude auf der rechten Seite bewundern. Der Palast besaß drei Stockwerke, die jeweils um einige Längen nach hinten versetzt waren, daß der Anschein einer riesigen Treppe entstand. Der untere Teil des Gebäudes wurde von einer endlos scheinenden Reihe von Säulen gestützt, in die kunstvolle Fragmente gemeißelt worden waren. Eine mehrstufige weiße Treppe führte in das Eingangsportale und lief an ihrem Ende schmal zusammen, so daß sie wie ein Fächer wirkte. Das Portale selbst, bestand aus zwei halbbogenförmigen, mit reichlich Ornamenten

verzierten Holztüren, die auch einem Riesen das bequeme Hindurchschreiten ermöglicht hätten. Rechts und links des Einganges standen zwei Wachen, die mit langen Lanzen bewaffnet waren. Sie gehörten zu der zweihundert Mann starken Stadtgarnison, welche die einzige bewaffnete Truppe des ganzen Welkenlandes darstellte und eigentlich nur ordnungshütende Aufgaben besaß.

Während Yard das Gebäude staunend und mit offenem Mund betrachtete, trat ein älterer, sehr beliebter Mann mit Halbglatze und Kinnbart begleitet von zwei Dienern vor das Portal. Er trug eine rote Robe über einem weißen Rock und eine lilafarbene Schärpe, die sich um seinen gewaltigen Bauch wand. Obwohl Yard diesen Mann noch niemals zuvor gesehen hatte, wußte er sofort, um wem es sich handelte. Dieser füllige Mensch war Gartold Anderjen, Vorsitzender des Rates von Welkenheim und somit auch Regierungsoberhaupt des ganzen Landes. Er stieg die Stufen seines Anwesens hinunter und rief mit tiefer, grollender Stimme: „Ah, Toren Bakun der Schmied, mit meinem neuen Zaun. Doch sagt, wer befindet sich denn dort noch auf Eurem Wagen?“ Erst jetzt erkannte er den Bürgermeister und schaute ihn verdutzt an. „Teurer Oniken, seid Ihr jetzt auch unter die Handwerker gegangen, daß Ihr auf einem Pferdefuhrwerk daherkommen müßt?“ Er lachte laut über diesen, von ihm offenbar als gelungen empfundenen Witz. Hanne Oniken war sichtlich verlegen, als er seinem fülligen Gegenüber die Hand reichte. „Leider ist der Grund meiner Anwesenheit nicht so einfach zu erklären, Herr Landrat!“ sagte er gepreßt. Gartold Anderjen runzelte die Stirn, Probleme hatte er überhaupt nicht gerne und hier kam offenbar eines auf ihn zu. „Nun, wenn das so ist, sollten wir das in meinem Haus und nicht auf der Straße besprechen, kommt!“ Er machte eine einladende Geste, die

jedoch nur für Oniken bestimmt war. Zu Toren gewandt, sagte er: „Ihr werdet mit Eurem Lehrling sicher den Zaun abladen wollen. Ich schicke Euch noch einige meiner Diener, die Euch helfen sollen!“

Toren lächelte und antwortete: „Ich fürchte wir werden an eurer Unterredung teilnehmen, sie geht uns ebenfalls etwas an. Eure Diener werden sich leider allein begnügen müssen, wenn sie nicht auf mich warten sollen!“

Diese Widerrede, obwohl sehr höflich von Toren vorgebracht, mißfiel dem Stadtrat offensichtlich und er blickte Hanne Oniken fragend an. Dieser nickte und bestätigte die Worte des Schmiedes.

„So kommt!“ sagte Gartold Anderjen unwirsch und ging mürrisch vorweg. Die Tatsache, daß ein einfacher Handwerker es wagte, ihm zu widersprechen und auch noch seine Zeit zu stehlen, schmeckte dem Ratsherren ganz offensichtlich nicht.

Als sie durch das große Portal in das Haus eintraten, verschlug es Yard fast den Atem. Er war das Leben in einfachen Häusern mit karger Ausstattung gewohnt, was er jetzt zu sehen bekam, war ein riesiger Saal, in dem gut und gerne mehrere Welkenhäuser Platz gefunden hätten. Die Füße der Männer schritten auf schwarzweiß gesprenkeltem Marmorboden der dermaßen glänzte, daß man glaubte, sich auf einer Wasseroberfläche zu befinden. An den Wänden hingen ringsherum geknüpft Teppiche, deren verschiedene Motive Szenen aus der Geschichte des Welkenlandes zeigten. Der Saal war u-förmig gebaut, so daß zwei Flügel rechts und links von ihm fortliefen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Einganges befand sich eine schwere Holzfalttür, die zurückgeschoben war und den Blick auf einen Innenhof mit Garten freigab. Einige Gärtner waren gerade damit beschäftigt, mehrere Büsche so kunstvoll zu be-

schneiden, daß sie die Form von Tieren erhielten. In der Mitte des Gartens lag ein kleiner Teich an dessen Ufer die herrlichsten Blumen blühten, die Yard je gesehen hatte. Viele von ihnen kannte er nicht und sie stammten sicher aus fremden Ländern. Die Farbenpracht ließ ihn fast alles um sich herum vergessen und beinahe hätte er nicht gemerkt, daß die Männer bereits weitergegangen waren. Yard folgte ihnen wobei er sich noch immer staunend umblickte. Ihre Schritte endeten vor einem gewaltigen Holztisch, in dessen Mitte eine polierte Steinplatte eingelassen war. Dahinter befand sich ein thronähnlicher Sessel mit hoher Lehne und samtbezogenen Polstern.

Gartold Anderjen ging um den Tisch herum und ließ sich schnaufend auf den Sessel nieder. Sofort erschien wieder ein Bediensteter aus einer Nische und rückte die Sitzgelegenheit seines Herren zurecht. Der Ratsherr gab dem Mann mit einem Handzeichen zu verstehen, daß er sich entfernen könne und richtete dann seine Aufmerksamkeit wieder auf seine Besucher. Er blickte dabei wie ein Fürst, der eine ungemeine Gnade erweist, daß er sich mit solch einfachem Volk abgibt. Yard bemerkte den langsam in Toren aufkommenden Ärger und er konnte den Schmied gut verstehen. Schließlich waren sie im Interesse aller Welken hierher gekommen, aber der junge Mann ahnte bereits, wie die Sache enden mochte.

Endlich unterbrach Anderjen seine schweigende Musterrung und fragte: „Nun, worin liegt denn der eigentliche Grund, der Euch zu mir führt, Bürgermeister?“

Hanne Oniken druckste herum, er war sichtlich um die rechten Worte bemüht. All das, was er sich zurechtgelegt hatte, war plötzlich aus seinem Gedächtnis verschwunden. Schließlich fand er jedoch einen Anfang und er berichtete mit eher stockenden Worten von den Ereignissen der Jagd.

Er verwies dabei allerdings so häufig auf Toren und seine Vermutungen, so daß der Schmied bald gezwungen war, die Rolle des Erzählers zu übernehmen. Sehr sachlich berichtete er über die Spuren, die er gefunden hatte und über die Schlüsse, die er daraus zog. Zur Bestätigung seiner Worte, legte er die Schriftrollen vor, die er und Oleg auch dem Bürgermeister gezeigt hatten.

Anderjen blickte skeptisch auf die Pergamente, warf jedoch nur flüchtige Blicke darauf. Offenbar wußte er nichts damit anzufangen, also hörte er weiterhin, allerdings mit immer finsterer werdendem Gesichtsausdruck zu. Als Toren mit der Bitte um die Aufstellung einer Grenztruppe endete, wurde der Kopf des Landrates hochrot. „Eine Grenztruppe?“ fragte er erregt, „seid Ihr wahnsinnig geworden?“ Ungläubig schaute er zu Oniken. „Ihr wollt mir doch nicht sagen, daß Ihr diesen Unsinn ernst nehmt und deshalb hergekommen seid. Mich um die Aufstellung einer dermaßen kostspieligen Sache zu bitten, nur wegen der Hirngespinnste eines Schmiedes. Wolfsmenschen, hat man derartiges schon gehört?“

Der Bürgermeister sah wohl seine Chance, jemals in den Rat von Welkenheim aufzusteigen, dahinschwenden, denn er brachte kein Wort mehr heraus und blickte verschämt zu Boden. Statt dessen antwortete Toren mit ernsten Worten: „Ihr solltet keine voreiligen Schlüsse ziehen nur weil Ihr nicht glaubt, was Ihr nicht seht. Es gibt Dinge und Wesen draußen in der Welt, von denen Ihr nicht die geringste Ahnung habt. Seid vielen Jahren schon haben sich die Welken zurückgezogen und sie wissen nichts von anderen Ländern und deren Gefahren. Ich sage Euch, es gibt Lebewesen bei deren Anblick Euer Herz vor Schreck aufhören würde zu schlagen. Hört auf mich und laßt einige Männer auf dem alten Wall aufstellen, es ist nur zur Si-

cherheit für uns alle!“

Anderjen sprang auf und warf Toren einen Lederbeutel vor die Füße. „Hier ist der Lohn für Eure Arbeit, und jetzt raus mit Euch!“ brüllte er zornig

Ohne auch nur einen weiteren Blick auf Anderjen und den Beutel zu werfen, drehte Toren sich um und ging zur Tür. Yard und Hanne Oniken folgten ihm, wobei der Bürgermeister sehr betreten wirkte und unschlüssig zurückblickte. Als sie den Wagen aus der Stadt herausfuhren, äußerte er sein Bedauern über den Ausgang dieser Geschichte und machte sich selbst schwere Vorwürfe.

„Es war von Anfang an ein Fehler, herzukommen!“ antwortete Toren. „Wir sind auf uns alleingestellt und müssen Maßnahmen ergreifen, um das Dorf zu schützen. Es gibt zwar nicht sehr viele wehrhafte Männer in unserem Dorf, aber wenn Ihr erlaubt, werde ich die geeigneten auswählen und mit ihnen den Wall besetzen, so gut es geht!“ Schweren Herzens stimmte Oniken zu, tief im Inneren wußte er, daß der Schmied recht hatte und als Bürgermeister wollte er sich nicht nachsagen lassen, falsch bei einer möglichen, wenn auch unwahrscheinlichen Gefahr gehandelt zu haben. „Aber beginnt damit erst in einigen Tagen!“ erbat er sich. „Ihr wißt, daß die Hochzeit meines Sohnes übermorgen stattfindet, bis dahin möchte ich von der ganzen Sache nichts mehr hören!“

Toren versprach es ihm, im Grunde tat Oniken ihm leid. Er war ein typischer Vertreter seines Volkes und wußte nichts von Gefahren, die draußen in der Welt lauerten. Der Schmied hatte in früherer Zeit dafür gekämpft, daß solche Leute in Frieden leben konnten und Tharon war ein Schutzgarant dafür gewesen. Doch es gab kein Reich mehr und heute mußten Menschen wie die Welken für sich selbst einstehen. Genau das war es, was Toren Sorgen bereitete.

Nach einer ereignislosen Fahrt kehrten die drei Männer am frühen Abend wieder in das Dorf zurück und hielten vor der Schmiede. Hanne Oniken verabschiedete sich sofort und ging schweigend nach Haus. Toren und Yard blickten ihm nach. Es war ein verlorener Tag für sie gewesen, doch Yards Lehrherr wollte ihn nicht gänzlich nutzlos ausklingen lassen. Er ging in den hinteren Teil seiner Werkstatt, in dem seine Wohnräume lagen, und kehrte mit einem länglichen Stoffbündel zurück. Yard schaute neugierig zu, als Toren das Bündel auswickelte. Zum Vorschein kam ein Schwert, und zwar eine recht elegante Waffe, nicht so klobig und unhandlich wie die meisten Schwerter dieses Landes. Toren überreichte Yard das Schwert und erklärte: „Das ist das Schwert, das die tharonischen Soldaten trugen. Es ist leicht und liegt gut in der Hand, wie du feststellen wirst. Du hast nun schon oft mit einem Schwert geübt, aber diese Waffe ist vollkommen anders!“

Yard überzeugte sich begeistert von der Handlichkeit der Klinge und schwang sie umher. Dann betrachtete er sie etwas genauer und bemerkte eine Gravur in der Mitte des Stahls. Das Abbild, eines sich in die Lüfte hebenden Greifvogels, der einen gewundenen Kranz in seinen Klauen hielt. „Was ist das für ein Zeichen?“ fragte er und deutete auf die Gravur.

„Das ist das Signum der Kaiser!“ antwortete Toren. „Jeder Mann Tharons trug dieses Zeichen auf seiner Waffe und die Worte, *„für den Kaiser und das Volk“* waren für uns die Losung!“

Yard bewunderte das Schwert erneut, stieß es in die Luft und rief plötzlich aus: „Ja, für den Kaiser und das Volk!“ Lachend gab er Toren die Waffe zurück, doch dann wurde er wieder ernst. „Ihr werdet mich weiter im Schwertkampf ausbilden?“

Der Schmied nickte. „In allem, was du für dein Leben benötigst!“

„Ich werde mir die größte Mühe geben, um ein guter Schüler zu sein!“

„Ja, ich weiß, das wirst du!“

Die Hochzeit

Das erste Licht des neuen Tages graute gerade erst, als ein Mann bereits seit einiger Zeit durch den Förewald schritt. Sein schulterlanges, silberweißes Haar hatte er zu einem Zopf zusammengebunden. Er trug einen grünen Jagdrock und feste, kniehohe Schnürstiefel. Über seiner linken Schulter hing ein Langbogen und ein Köcher mit genügend Pfeilen, außerdem war er mit einem Schwert bewaffnet, das in einer schmucklosen Lederscheide an seiner Seite hing. Seine Füße schritten raschelnd über Generationen von Blättern auf dem Waldboden dahin. Sein Gang war trotz seines hohen Alters noch immer leicht und schwungvoll, so als könnten ihm die Jahre nicht viel ausmachen. Dieser Mann war natürlich Torens Bakun. Er befand sich so früh am Morgen im Wald, weil ihn die Sorge trieb. Sein Ziel war der alte Wall; wenn es ging, wollte er jeden Stein untersuchen, bis er das Schlupfloch des Wartans gefunden hatte. In den ganzen Tagen seit dem Vorfall bei der Jagd, hatte es ihm keine Ruhe gelassen, es mußte eine Stelle im Wall geben.

Torens war zwei Stunden unterwegs, als er endlich sein Ziel erreichte. Vor ihm erhob sich das erstaunliche Bauwerk, wie ein von Riesen erschaffenes Hindernis am Ende der Welt. Und das war es eigentlich auch, hinter dieser hohen Wand endete das gesunde Land. Als er die verwitterten Stufen eines Wachturmes bestieg, konnte er unter sich die traurige Ödnis, die hinter dem Wall lag erkennen. Sie hatte sich seit den Tagen des Krieges nicht mehr erholt. Er betrachtete die Extreme auf beiden Seiten der Wand; hier der fruchtbare Wald und das gute Ackerland, drüben nur

Ödnis, in der nur wenige dürre Dornensträucher ein karges Überleben fristeten. Die Natur spürte offensichtlich das Böse, das im Norden geherrscht hatte und vergaß es nicht. Toren dachte zurück an jene Tage, als sie den Wall erbaut hatten. Er erinnerte sich an die hellen Rufe der Cerah, die durch die Luft hallten und sich mit den trompetenartigen Klängen der vierbeinigen Dombocks, ihren großen Lastentieren, vermischten. Und er dachte an all die Männer zurück, die mit ihm zusammen hier gearbeitet und gekämpft hatten – sie waren längst tot und vergessen.

Er ließ den Blick weit über das Land schweifen, doch er konnte zu seiner Beruhigung nichts entdecken, das auf irgendwelche feindlichen Wesen hindeutete. Keine Rauchsäule stand am Himmel, keine Spuren waren zu sehen. Dennoch stieg der Schmied hinab und suchte den Rand des Walls nach einer versteckten Lücke ab. Der starke Regen der vergangenen Tage hatte eventuell vorhandene Führten sicher schon verwischt und so war es ziemlich unwahrscheinlich, daß er noch etwas finden würde. Toren wußte, daß er in Wahrheit nicht jeden Stein in der gewaltigen Mauer überprüfen konnte. Wenn der Wartin halbwegs schlau gewesen war, hatte er seinen Durchschlupf geschickt getarnt, um vielleicht später wieder zurückzukehren und ihn erneut zu nutzen.

Nach weiteren zwei Stunden gab der Schmied die Suche endlich auf und setzte sich enttäuscht auf den Boden. „Es muß diese Stelle geben“, dachte er sich. „Aber wo, soll ich suchen? Wo bist du hereingekommen?“ Mißmutig stand er auf und schritt den Weg, den er abgegangen war zurück. Noch einmal tastete er verschiedene Stellen ab, versuchte einen lockeren Stein ausfindig zu machen, aber es blieb dabei, er fand nichts. Es blieb ihm also nichts anderes mehr übrig, als unverrichteter Dinge zurück in das Dorf

zu gehen. Doch eines schwor er sich dabei: wenn dieses Wesen noch einmal in den Förewald eindringen sollte, dann würde er es bemerken und den Wartan jagen. Toren beschloß, von nun an sehr wachsam zu sein und mit der Ausbildung einer Wachgruppe rasch zu beginnen.

Als er in das Dorf zurückkam, herrschte bereits rege Betriebsamkeit, denn heute war der große Tag. Die Vorbereitungen für die Hochzeit nahmen fast alle Bewohner Welkensend für sich in Anspruch. Auf dem Dorfplatz wurden Tische und Bänke in großen Mengen aufgestellt. Man hängte bunte Girlanden auf und steckte Fackeln für den Abend in den Boden. Eine Bühne aus groben Brettern wurde für die Musiker aufgestellt und in der Mitte des Platzes bauten einige Männer die Grillstände für das Fleisch auf. Die Leute waren alle mit freudigem Eifer bei der Sache, denn ein solches Fest gab es nicht oft zu feiern. Der Bürgermeister und Bauer Makrat hatten wirklich keine Kosten gescheut, um aus der Hochzeit ihrer Kinder ein Ereignis zu machen.

Toren betrachtete die gutgelaunten Menschen und nahm sich vor, für heute seine Sorgen zu vergessen und sich von der Stimmung anstecken zu lassen. Jemand legte ihm plötzlich seine Hand auf die Schulter und sagte: „Da seid Ihr ja, Toren. Ich habe Euch schon überall gesucht und begann mir Sorgen um Euch zu machen. Wo ward Ihr nur den ganzen Morgen?“

Es war Yard, der diese Frage stellte. Der junge Mann hatte den Schmied tatsächlich schon seit Stunden vermißt und war froh, ihn nun gefunden zu haben. Toren begrüßte ihn freundlich, antwortete jedoch ausweichend: „Ich habe versucht etwas zu erledigen, was nicht aufgeschoben werden durfte. Leider bin ich nicht so erfolgreich gewesen, wie ich es mir gewünscht hätte, doch mach dir nun keine Gedan-

ken darüber. Für heute lassen wir die Sorgen ruhen und ziehen unsere Festkleidung an!“

„Ja!“ nickte Yard. „Die Zeremonie beginnt in einer Stunde, wir sollten sie nicht versäumen!“

„So hast du dich mit der Wahl der Braut abgefunden?“ scherzte Toren. Der junge Mann blickte verlegen auf den Boden. „Irgendwann kommt auch für mich die Richtige!“ antwortete er dann bestimmt und lächelte.

„Davon bin ich überzeugt!“ stimmte Toren ihm bei. „So eile schnell nach Haus und kleide dich so, daß du sie bald findest!“

Yard lachte und lief dann los. Tatsächlich hatte er bereits alles in seinem Zimmer zurechtgelegt. Die traditionelle Festkleidung der Welkenmänner bestand aus einem hellen Leinenrock und weiß gegerbten Lederstiefeln. Die Frauen hingegen trugen zu diesen seltenen Anlässen bunte Kleider, die sie mit Blumenketten schmückten.

Yard zog sich also seinen Leinenrock über und legte einen goldenen Gürtel an. Sein Großvater tat es ihm gleich und gemeinsam begaben sie sich in fröhlicher Stimmung zum Dorfplatz zurück. Der Ort der Hochzeitszeremonie füllte sich langsam mit elegant gekleideten Menschen (ein seltenes Bild für Welkensend). Yard drängte sich weit nach vorn, um so viel wie möglich von der Trauung mitzubekommen. Die Hochzeit fand unter der alten Eiche statt, die als einziger Baum, und für diesen Zweck auf dem Platz stand. Hier würde der Bürgermeister als Dorfvorsteher nach alter Tradition die Brautleute zusammenführen. Vier Schalen mit Erde, Wasser, Feuer und Luft standen als Symbole der vier Lebens Elemente auf einem Altar unter dem Baum bereit. Eine Gruppe von engsten Verwandten und Freunden der Brautleute bildeten mit frischen Weidenzweigen eine Gasse, durch die das Paar gleich schreiten

würde. Es dauerte auch nicht mehr lange, als ein bewunderndes Raunen durch die Menge ging. Zunächst konnte Yard nichts erkennen, doch als Braut und Bräutigam durch den Weidentunnel kamen, sah er sie. Der junge Mann hatte seine Augen auf Anika gerichtet und ein Stich ging durch sein Herz. Sie sah wunderschön in ihrem himmelblauen, wallenden Gewand aus. Ihre langen, blonden Haare waren mit einem goldenen Band durchwoben und auf ihrer Stirn saß ein roter Edelstein, der in einen Reif mit silbernen Blättern gefaßt war.

Urdalf trug die selbe Tracht, wie die anderen Männer des Dorfes, unterschied sich jedoch durch eine purpurfarbene Schärpe, die quer über seine rechte Schulter verlief. Hinter dem Brautpaar gingen Makrat und ein sichtlich stolzer Hanne Oniken. Danach folgten die anderen Verwandten. Der Troß machte unter der Eiche halt und löste sich dann auf. Das Paar stellte sich vor dem Altar auf, während beide Väter sich dahinter begaben und jeweils eine kleine Rede über das bisherige Leben ihrer Kinder abhielten. Danach trat Makrat ein wenig zurück und die eigentliche Trauung begann.

„Wir haben uns heute hier versammelt, um Zeuge zu werden, daß diese beiden jungen Menschen sich das fortan gemeinsame Leben versprechen!“ begann Oniken. „Nach den alten Gesetzen unserer Vorväter, frage ich alle Anwesenden, ob sie einen Einwand gegen diese Verbindung einzubringen haben? „Der Bürgermeister sah sich um, doch niemand, (auch Yard nicht), meldete sich zu Wort. Nicht daß Oniken wirklich einen Widerspruch erwartet hätte, aber so war nun einmal die vorgeschriebene Regel und als Dorfoberhaupt, hatte er sich danach zu richten. „Da nun niemand der Anwesenden einen Einspruch hervorbrachte, frage ich jetzt die beiden Brautleute, ob sie in die Ver-

bindung einwilligen. Willst du, Urdalf Oniken, Sohn des Hanne, die neben dir Stehende zur Frau nehmen und nach den Gesetzen der Welken die Ehe mit ihr eingehen?“

„Ja!“ antwortete Urdalf knapp

„Willst du, Anika, Tochter des Makrat, den neben dir Stehenden zum Mann nehmen und nach den Gesetzen der Welken die Ehe mit ihm eingehen?“

„Ja!“ antwortete auch Anika (wobei Yard zu erkennen glaubte, daß sie für einen kurzen Moment mit der Antwort gezögert zu haben schien).

„Somit gelten diese beiden jungen Menschen fortan als Mann und Frau!“ endete Oniken und drückte danach das Brautpaar an seine Brust. Urdalf und Anika reichten sich jetzt die rechte Hand und hielten sie fest. Der Bräutigam griff nun in die erste Schale mit der Luft, danach in die zweite mit der Erde und in die dritte mit dem Wasser. Schließlich warf er das nasse Gemisch in die vierte, mit brennendem Öl gefüllte Schale. Dieses galt als Symbol der Vereinigung, es zischte für einen Augenblick, doch das Feuer ging nicht aus, was als gutes Zeichen für die Ehe gedeutet wurde. Ein Jubeln ging durch die Hochzeitsgesellschaft und damit begann der offizielle Teil der Feierlichkeiten. Von allen Seiten kamen nun die Gratulationen und Glückwünsche, und auch Yard stellte sich an, um dem Brautpaar seine Aufwartung zu machen. Er reichte zuerst Anika die Hand, wobei er ihr mit einem Kloß im Hals Glück wünschte. Sie bedankte sich mit weicher Stimme und lächelte, ihm wurde ganz warm um das Herz. Die Abkühlung folgte jedoch sogleich, als er zu Urdalf trat. Der Bräutigam zog ihn nämlich wie einen guten Freund zu sich heran und flüsterte in sein Ohr: „Du hast leider Pech gehabt, jetzt gehört sie doch mir!“

Yard wurde blaß und wandte sich schnell ab, während

Urdalf ihm grinsend nachblickte. Dieser Vorfall verdarb dem jungen Mann für einige Zeit die gute Laune. Dann wurden seine Gedanken jedoch von seinen Freunden, die er traf abgelenkt. Es wurde nämlich gerade darüber diskutiert, was wohl an den Gerüchten stimmen mochte, daß später Artisten und Gaukler auftreten sollten. Ja, es war sogar die Rede von einem echten Feuermacher, (ein Neffe Hanne Onikens hatte hinter vorgehaltener Hand davon gesprochen). Man war also allgemein gespannt, was sich Oniken, als Ausrichter des Festes, alles habe einfallen lassen, um es zu einem unvergeßlichen Ereignis zu machen. Natürlich wurden zu einem solchen Anlaß auch viele Reden gehalten, die jedoch nicht so interessiert beachtet wurden, wie die Tätigkeiten auf dem Grillplatz. Dort wurde nämlich das erste Fleisch über das Feuer gehängt und ein appetitlicher Duft verbreitete sich überall.

Inzwischen trafen die ersten geladenen Gäste von Außerhalb und die Musiker ein. Sie wurden persönlich von den Gastgebern begrüßt, denn es schienen sich wichtige Leute unter ihnen zu befinden und der Bürgermeister kümmerte sich ganz besonders um sie. Unter den Neuankömmlingen erblickte Yard einen Mann auf einem Pferdewagen, dessen Ladefläche mit einer Plane verdeckt war. Der Mann war gänzlich in einen schwarzen Mantel gehüllt und trug einen ebenso schwarzen und großen Hut, dessen Krempe schlapp nach unten hing und somit sein Gesicht verbarg. Als der Fremde jedoch die Pferde anhielt und dabei seinen Kopf hob, konnte man sehen, daß die linke Hälfte seines Gesichtes von einer Holzmaske bedeckt war. Yard fragte sich, was es mit diesem Mann wohl auf sich hatte? Der Geheimnisvolle sprang ab und redete mit einem Verwandten des Bürgermeisters, der diesen Mann offenbar schon erwartet hatte. Der Pferdewagen wurde weggefahren und

der Maskierte mischte sich unter die Leute, wo er überall staunend betrachtet wurde. Nach einiger Zeit verschwand er jedoch und Yard sah ihn nicht mehr.

Die Musiker waren inzwischen auf die Bühne getreten und begannen welkische Volkslieder zu spielen, nach denen bald fröhlich getanzt wurde. Yard entdeckte Toren und seinen Großvater, die sich etwas abseits angeregt unterhielten, wobei Oleg einen seltsam zufriedenen Eindruck machte. Als sie Yard sahen, winkten sie ihn heran.

„Was hältst du davon, wenn wir uns einen feinen Platz zum sitzen suchen und uns dann einige gute Stücken Fleisch sichern?“ fragte Toren ihn. „Schließlich haben wir beide dazu beigetragen, daß es genügend davon gibt!“

Der junge Mann stimmte dem Schmied gerne zu, denn er verspürte schon einen recht großen Hunger. Die fröhliche Stimmung von Toren und vor allem von Oleg erfreute ihn besonders nach all den Geschwehnen der letzten Zeit. Während sie sich einen geeigneten Platz aussuchten, erwähnte Yard jenen seltsamen Mann, den er vorhin beobachtet hatte. Er blickte sich suchend in der Menge um, konnte ihn allerdings nicht entdecken, also beschrieb er ihn. Als er auf die Holzmaske zu sprechen kam, unterbrach Toren ihn. „Du redest von Zamorusta dem Feuermacher. Er ist eine richtige Berühmtheit im Welkenland, zumindest seine Feuerwerke sind für ihre Pracht bekannt. Die Maske verdeckt eine schreckliche Narbe in seinem Gesicht, vermutlich stammt sie von einem Unfall mit seinem Handwerkszeug!“

Yard staunte; dieser Mann war also einer jener Feuermacher, die auf geheime Weise Feuerzauber mit unbekanntem Stoffen herstellten und dabei die prächtigsten Farben erzeugten. Er freute sich darauf, heute eine solche Vorstellung geboten zu bekommen.

Nun war es tatsächlich an der Zeit, sich zu den Grillständen zu begeben, denn die ersten Leute aßen bereits. Oleg, Torren und Yard sicherten sich ein paar wirklich saftige Stücke, (die ihnen der dicke Bolde, der beim Grillen mithalf, extra aufgehoben hatte) und ließen sie sich schmecken. Die Musiker spielten viele bekannte Lieder und die Feier war von Gesang und Tanz erfüllt. Wein und Gerstensaft flossen in Strömen, denn für ihre Trinkfestigkeit waren die Welken trotz aller Biederkeit bekannt. „Kein ordentlicher Mann schüttet einen guten Tropfen über die Schulter“, war ein bekanntes und beliebtes Sprichwort bei ihnen.

Die Gaukler und Artisten unterbrachen ab und zu die Musiker, um ihre Kunst unter Beweis zu stellen und sie ernteten manches „Ah“ und „Oh“, unter den Zuschauern. Zwischendurch wurden die jungen Mädchen des Dorfes aufgefordert, sich unter den jungen Männern einen Tanzpartner zu suchen. So erhielt Yard die Ehre, mit Borunda Balldoch, einer etwas schwergewichtigen jungen Dame zu tanzen. Hin und wieder konnte er bei einer Drehung das grinsende Gesicht Torens sehen und mußte unweigerlich auch lächeln, was seine Tanzdame allerdings etwas falsch auffaßte, denn sie sah ihn mit einem seltsam verträumten Blick an. Um nicht Gefahr zu laufen, der nächste Gastgeber einer Hochzeit zu sein, entschuldigte sich Yard bald mit einer Ausrede und begleitete Borunda wieder an ihren Tisch zurück, wo ihre Eltern recht wohlwollende Blicke auf ihn warfen.

Als die Abenddämmerung voranschritt, wurden die Fackeln entzündet. Die ersten Sterne leuchteten am klaren Himmel, dieser laue Spätsommerabend eignete sich perfekt für eine derartige Feier. Nicht wenige Pärchen schmiedeten angesichts dieser Gelegenheit ihre eigenen Zukunftspläne.

Nachdem es vollkommen dunkel geworden war, erhob Hanne Oniken sich und bat für einen kurzen Moment um Ruhe. Die Musik hörte auf zu spielen und es herrschte allgemeine Aufmerksamkeit. Der Bürgermeister erhob seine inzwischen etwas lallende Stimme: „Liebe Gäste, liebe Freunde...!“ Etwas verhaltener Beifall antwortete ihm. „Wir kommen jetzt zu einem Teil des Festes, der euch möglicherweise die Sprache verschlagen wird!“ Größere Begeisterung begleitete den letzten Satz, offenbar gab es eine weitere Attraktion. So mancher Zuhörer hoffte natürlich heimlich, daß es auch dem Redner bald wieder die Sprache verschlagen mochte, doch Oniken fuhr fort: „Wie ihr wißt, habe ich keine Kosten gescheut, um diesen Tag unvergeßlich zu machen. Begrüßt nun mit mir einen ganz besonderen Gast: Zamorusta den Feuermacher!“

Ein erstauntes Raunen ging durch die Menge, als der Mann mit seinen schwarzen Kleidern und der Maske hervortrat. Er verbeugte sich und hob im nächsten Moment seine Hand, aus der eine Feuersäule emporstieg, die aber schnell wieder verschwand. Die Leute waren begeistert und applaudierten stürmisch. Zamorusta hatte während der Feier einige Dinge aus seinem Wagen geholt und sie auf einem freien Platz neben der Bühne aufgebaut. Somit konnte seine beeindruckende Vorstellung beginnen. Wie aus dem Nichts, entstanden bunte Säulen, der Mann schluckte brennende Fackeln und spie daraufhin wieder Fontänen aus. Feuerblumen die aussahen, als würden sie gleich auf die Zuschauer fallen, dann jedoch vorher vergingen, gehörten ebenso zu seiner Vorführung, wie extrem laute Kracher, bei deren Explosionen fast alle heftig erschranken. Einmal stand Zamorusta gänzlich in Flammen und man wollte ihm schon entsetzt zu Hilfe eilen, als das Feuer plötzlich wieder erlosch und er völlig unverletzt fortfuhr. Die

Hochzeitgäste waren begeistert, als er gegen Ende seiner Vorstellung eine regelrechte Flut von bunten Feuerregen und laut böllernden Krachern entfachte. Eine der Explosionen war wohl so laut, daß sie als Echo aus dem Wald zurückhallte. Der Feuermacher sah für einen Augenblick überrascht und ratlos aus, überspielte die Situation jedoch sofort wieder. Niemand außer Toren hatte diese kurze Unsicherheit in dem Gesicht des Künstlers bemerkt. „Irgend etwas hat ihn irritiert!“ bemerkte der Schmied zu Oleg. „Was meinst du?“ fragte der Angesprochene. Toren schüttelte den Kopf als Zeichen, daß er sich wohl geirrt habe, denn der Künstler machte wieder einen gefaßten Eindruck und bedankte sich mit vielen Verbeugungen für den tosenden Beifall.

Inmitten der lauten Begeisterungstürme war plötzlich ein gellender Schrei zu hören. Schlagartig wurde es still. Toren und Oleg horchten auf, denn sie kannten diesen Schrei: der Tod eines Menschen folgte ihm. Kurz darauf brach eine wahre Hölle los, ein wahnsinniges Durcheinander entstand und von allen Seiten konnte man lautes Gebrüll und Wehklagen hören, ohne den genauen Grund dafür zu erkennen. Die Hochzeitgäste gerieten in Panik und liefen wild durcheinander, dabei wurden einige Menschen zu Boden geworfen und liefen Gefahr, zertrampelt zu werden.

„Schnell raus aus der Menge!“ rief Toren Yard zu, packte ihn am Arm und zog den jungen Mann beiseite. Hektisch blickte der Schmied sich um, und suchte nach dem Grund dieser plötzlichen Katastrophe. Mit einem Mal war ein zischendes Geräusch über ihren Köpfen zu hören und ein widerlicher Gestank verbreitete sich.

„Dasch, schakan!“ zischte eine rauhe Stimme von oben und Yard ersah einen großen Schatten, der sich nieder senkte. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, denn ein schwar-

zes, geflügeltes Wesen mit einem Reiter auf seinem Rücken, landete direkt vor ihm auf dem Boden. Der Reiter erhob sich aus dem Sattel und stand wie aus einem Alptraum entsprungen vor Yard. Er war in eine schwarze Rüstung gekleidet, die aus mehreren Schuppenteilen zusammengesetzt schien. An den Ellenbogen und den Knien, traten spitze Auswüchse hervor, die mit Sicherheit furchtbare Waffen darstellten. Das furchtbarste an der Gestalt, war jedoch ihr Kopf. Ein flacher Echschädel mit zwei, seitlich hervorstehenden Augen, saß auf dem dünnen, faltigen Hals. Die Pupillen waren zu gelben engen Schlitzen zusammengezogen und musterten Yard böse. Das Wesen fauchte und ließ dabei eine lange Reihe spitzer Zähne sehen, die in dem breiten Maul saßen. Diese Wesen wurden Sauroden genannt und sie waren neben den Wartans die zweite schreckliche Schöpfung ihres Herren und seine erklärten Lieblinge.

Das Echs Wesen zog ein langes, gebogenes Schwert heraus und ging damit direkt auf den vollkommen reglosen Yard zu. Schon erhob es seine Waffe, um zuzuschlagen. Der junge Mann starrte einfach nur ungläubig auf das Wesen, das ihn jetzt erreicht hatte. Im nächsten Moment würde die Waffe auf Yard niedergehen, als plötzlich ein zweites Schwert den Hieb verhinderte.

„Kämpfe mit mir, feige Brut!“ erklang Torens Stimme. Der Schmied hielt seine tharonische Klinge in der Hand und blickte seinen Gegner herausfordernd an. Der Saurode drehte sich ihm zu und begann den Kampf mit dem Herausforderer.

Inzwischen waren überall im Dorf die schwarzen Flugdrachen gelandet und ihre Reiter erschlugen jeden, der ihnen im Weg stand. Schreckliche Szenen spielten sich ab, Hanne Oniken wurde der Schädel gespalten bevor er begriff,

was überhaupt geschah. Dem selben Schwert fiel auch Makrat zum Opfer, als er versuchte zu fliehen. Anika stand daneben und mußte alles mit ansehen. Sie begann zu schreien, bis sie in eine gnädige Ohnmacht fiel, die ihr für den Moment das Leben rettete, denn alle weiteren Umstehenden wurden ebenfalls niedergemacht.

Zamorusta versuchte sich mit einem Feuertrick den Weg freizumachen, doch auch er wurde von einem Schwert durchbohrt und von dem wütenden Echsenwesen regelrecht fortgeschleudert.

Während des Kampfes rief Toren Yard zu, daß er fliehen solle und der junge Mann erwachte endlich aus seiner Lähmung und rannte los. Zunächst kämpfte er sich ziellos durch das Chaos, doch dann besann er sich und suchte nach seinem Großvater. Er rief ihn und drehte sich dabei hilflos im Kreis, doch er konnte Oleg nirgends entdecken. Währenddessen näherten sich Toren zwei weitere Feinde, um ihren Kameraden beizustehen. Der Schmied focht nun gegen alle drei, wobei er eines der Wesen mit einem Rundschlag köpfte. Dieser Erfolg verschaffte ihm Respekt bei den Feinden, doch bald schon wurden ihre Angriffe wieder heftiger.

Yard hatte Oleg inzwischen entdeckt und erschrak, als er seinen Großvater blutend auf dem Boden liegen sah, doch der alte Mann lebte noch. Yard beugte sich zu ihm hinunter und stützte seinen Kopf. Dann hatte er einen verzweifelten Einfall, schnell griff er Oleg unter die Arme und schleifte ihn unter das Holzgestell der Bühne, wo man sie sicher nicht entdecken würde. Sein Großvater packte seinen Arm und stammelte mit schmerzverzerrtem Gesicht: „Flieh...flieh Junge, du mußt von ...hier verschwinden...!“ Er konnte nicht weiterreden, denn ein starker Blutstrom floß aus seinem Mund. Yard betrachtete verzweifelt die

tiefe Bauchwunde, die man Oleg zugefügt hatte, und er weinte. Der alte Mann zog ihn nochmals zu sich heran und flüsterte mit ersterbender Stimme in sein Ohr. „Ich mußte ...deinem Va...Vater versprechen, daß...du Schm...Schmied wirst, ...denn du bist der...der...de...!“ Olegs Augen schlossen sich und ein letzter Seufzer wich aus ihm, dann war er tot. Yard vergrub seine Hände in den Leinenrock seines Großvaters und schluchzte laut. Tränen liefen ihm die Wangen herunter und fielen auf Oelgs bleiches Gesicht. Wie versteinert saß Yard nun unter dem Bühnenschlag und wußte nicht, was er machen sollte. Noch immer spielten sich grausame Dinge im Dorf ab und er konnte von seinem Versteck aus alles beobachten. Was er nicht sah, war Torens Kampf gegen drei erneute Gegner. Der Schmied war ein hervorragender Schwertkämpfer, aber die ständige Übermacht der Feinde forderte ihren Tribut und er wurde langsam müde. Er merkte, daß er nicht mehr lange widerstehen konnte und suchte nach einem Ausweg.

In der Zwischenzeit wurde das Dorf von einer weiteren Gruppe von Feinden überrannt, denn aus dem Wald rückte eine starke Abteilung von kriegerisch aussehenden Wartans heran. Sie hatten während der Vorstellung des Feuer-machers eine riesige Lücke in den Wall gesprengt. Ihr erhabener Herr besaß ebenfalls Kenntnisse über explosionsfähige Stoffe und es war jene Detonation gewesen, die Zamorusta so verwirrt hatte.

Die Wartans stürmten durch das Tor hinein und trieben alle noch lebenden Bewohner Welkensäugend zusammen. Die riesenhaften Wesen brüllten und schlugen ihre Opfer ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter. Als Torens die Situation erkannte, keimte unbändige Wut in ihm auf und er bot, ohne auf sich selbst zu achten, noch einmal seine ganze Kraft auf. Er wußte nun, daß er diesen Kampf nicht über-

leben würde, aber er wollte noch so viele Gegner wie möglich töten. Er selbst wurde mit einem Hieb am Arm verletzt, achtete jedoch nicht auf den Schmerz und machte mit einem Ausfallmanöver einen Sauroden nieder. Der zweite Gegner wurde mit einem gewaltigen Hieb, bis zur Brust gespalten. Der Dritte stach ihm jedoch sein Schwert in die Seite, so daß Toren schwer verwundet niedersank und seine Waffe fallenließ. Der Saurode ließ einen triumphierenden Zischlaut hören und beugte sich über sein Opfer, um die Zunge als Trophäe herauszureißen. Doch Toren griff plötzlich wieder zu seinem Schwert, und durchstach mit allerletzter Kraft den Brustpanzer des Echsenwesens. „Das war dein letzter Fehler!“ röchelte der Schmied und sank entgültig zu Boden.

Die Schreckensstarre verließ Yard endlich und er konnte wieder klare Gedanken fassen. Er sah die einzige Chance in der Flucht und er wollte das momentane Durcheinander nutzen, um irgendwie zu entkommen und nach Welkenheim zu gelangen. Dort wollte er die Menschen warnen und die Ratsherren würden sicherlich wissen, was zu tun sei. Er allein konnte hier nichts unternehmen und er wußte nicht, was aus Toren geworden war. Zitternd kroch er unter der Bühne hindurch, bis er das andere Ende des Verschlages erreicht hatte. Es lag ziemlich nahe an einer Hecke und im Schutz der Dunkelheit gelang es ihm vielleicht, sich aus dem Tor zu schleichen. Vorsichtig lugte er aus seinem Versteck heraus, konnte aber keines der schrecklichen Wesen ausmachen.

Halbwegs erleichtert erhob er sich und schlich am Rand der Hecke entlang. Kurz darauf traf ihn jedoch ein gewaltiger Keulenschlag und er verlor das Bewußtsein. Ein Wartan hatte ihn gerochen und war auf die Bühne geschlichen,

um auf sein Opfer zu warten. Ein lautes Knurren war aus dem Maul des Wesens zu hören und es schleifte Yard zu den anderen Gefangenen, die inzwischen in einer Gruppe zusammen auf dem Boden lagen und verstört dem Treiben ihrer Peiniger zusehen mußten. Somit endete dieser Tag, den sie alle mit Festfreude begonnen hatten, in einem unbeschreiblichen Schrecken. Noch viel schlimmeres stand ihnen bevor...

Fußmarsch in den Schrecken

Als Yard nach Stunden wieder erwachte, war er zunächst so sehr benommen, daß er nicht wußte, was geschehen war. Sein Kopf schmerzte fürchterlich und sein Blick war wie verschleiert. Erst langsam kehrte die Erinnerung an die schlimmen Ereignisse zurück. Er wollte sich aufrichten, als er bemerkte, daß er an Händen und Füßen gefesselt war. So weit es ging, blickte er sich um und bemerkte weitere Gefangene neben sich. Ein zischendes Geräusch zu seiner Linken erschreckte ihn, und dann sah er den Verursacher des Lauten. Ein großer Flugdrache streckte seinen widerlich nackten und langen Hals empor und bleckte ein paar furchteinflößende Zähne. Das Tier blickte Yard regelrecht feindselig an und er schloß schnell wieder seine Augen, um den Anblick nicht länger ertragen zu müssen. „Das ist nur ein Alptraum“, flüsterte er leise, „so etwas gibt es nicht!“

Aber es war leider kein Traum und seine Kopfschmerzen waren sehr real. Er spürte noch immer die Folgen des Keulenschlages und verlor wieder das Bewußtsein. Bei seinem zweiten Erwachen war es bereits hell und er bemerkte, daß seine Hände nicht mehr gefesselt waren. Er wagte es also, sich aufzurichten und umzublicken. Von den Flugechsen war nichts mehr zu sehen, aber jetzt erkannte er das gesamte Ausmaß des Überfalls. In der Mitte des Dorfplatzes lagen nach seiner Schätzung mindestens neunzig leblose Körper. Zumeist handelte es sich um ältere Männer und Frauen aber auch Kinder, die achtlos auf einen Haufen geworfen worden waren. Yard erschauerte bei diesem Anblick, aber der Schock verhinderte, daß er trauern konnte.

Neben sich sah er lauter verzweifelte und gebrochene Gestalten, die alle ebenso wie er, mit Fußketten gefesselt waren, an denen stählerne Ringe hingen. Ganz in seiner Nähe konnte er Urdalf sehen, der eine Kopfwunde besaß und unverwandt ins Leere starrte. Fast alle Häuser waren geplündert und danach verbrannt worden, so daß kein Stein mehr auf dem anderen stand. Dunkler Rauch hing in der Luft und wehte in dichten Schwaden umher. Das furchtbarste waren jedoch all die fremdartigen Wesen, die Yard überall sah. Die Wartans überragten selbst einen großen Mann um sicherlich eine Kopflänge und ihre massigen Gestalten waren gänzlich mit Fell bedeckt. Auf ihren Schultern saßen Wolfsköpfe, deren Unterkiefer hervorragten und die zwei spitze Eckhauer besaßen. Neben der schwarzen Lederkluft die sie trugen, bestand ihre Rüstung aus einem runden Helm, der mit einem Ledernacken versehen war. Schuhe trugen diese Krieger nicht, denn sie hatten dicke Sohlen unter ihren Füßen und die Zehen waren mit langen Krallen bewehrt.

Offensichtlich hatten die Wartans das Kommando übernommen, denn nirgendwo mehr war eines der Echsenwesen zu sehen. Yard konnte nicht ahnen, daß ein großes Geschwader der Geflügelten aufgebrochen war, um auch die anderen Städte und Dörfer zu überfallen. Inzwischen drängten immer neue Verbände der Wolfsmenschen aus dem Norden in das Welkenland, denn es handelte sich um einen lang vorbereiteten Großangriff, der das gesamte Land unterwerfen sollte. Gegenwehr mußte die feindliche Armee dabei nicht oder kaum hinnehmen, da die Welken völlig unvorbereitet und hilflos waren.

Zu dem Zeitpunkt als Yard sich gerade umblickte, wurde fast der gesamte Rat von Welkenheim erschlagen und die Stadt geschleift. Die Feinde wollten damit die Zerstörung

aller Instanzen der Menschen erreichen und es gelang ihnen auch. Innerhalb weniger Stunden nach Anbruch der Morgendämmerung waren alle Ortschaften des Welkenlandes eingenommen, die Überlebenden gefangengenommen und die Häuser geplündert und zerstört.

Das alles geschah, während Yard versuchte, das Unfaßbare zu begreifen und zu verarbeiten. Der junge Mann machte wohl auf einen der Wartans einen etwas zu neugierigen Eindruck, denn das hünenhafte Monstrum kam direkt auf ihn zu. Yards Herz begann heftig zu schlagen und er rechnete jeden Moment mit seinem Ende. Diese Wesen gingen brutal mit ihren Opfern um und Leben schien ihnen nichts zu bedeuten. Doch der Wartan grinste Yard nur an und fragte, während er auf den Kopf des jungen Mannes zeigte: „Weißhautschädel gut, nichts gebrochen? Hoffentlich stark Schmerzen, ich habe geschlagen!“

Die rauhe Stimme und die gebrochene Sprache entsetzten Yard und als er keine Antwort gab, erhielt er einen fürchterlichen Tritt in das Gesicht, der seine Wange tief aufriß. Blut rann sein Gesicht herunter und er wandte sich von seinem Peiniger ab. Doch dieser drehte Yards Kopf brutal zu sich herum und fauchte ihn an: „Du werden noch viel Qual leiden, wenn für uns arbeiten!“ Dann ließ er von ihm ab und entfernte sich endlich.

Der alte Svan Gladich, der neben Yard saß, zerriß ein Stück Stoff aus seiner Festtracht und reichte es ihm. „Hier Junge, halt das auf deine Wunde. Wir dürfen sie nicht reizen, du hast gehört, was dieses Wesen gesagt hat. Wir sollen für sie arbeiten, vielleicht lassen sie uns dafür am Leben!“ Yard wischte sich das Blut ab und hielt den Stoff an seine Wange. „Habt Ihr Tore Bakun gesehen?“ fragte er den Alten. Svan schüttelte traurig seinen Kopf. „Es hat so viele Tote gegeben, meine Frau haben sie auch umgebracht. Sie

war doch so hilflos...!“ Der Mann konnte nicht weiterreden und schluchzte laut vor sich hin. Yard rief Urdalf zu, ob er den Schmied gesehen hätte, doch er bekam keine Antwort. Onikens Sohn schien vollkommen abwesend zu sein und er zeigte keine Reaktion auf Yards weitere Versuche, ihn anzusprechen.

Plötzlich herrschte Hektik unter den Wartankriegern, denn irgend etwas schien sie in Eile zu versetzen. Sie bauten sich in mehreren Reihen auf und nahmen Achtungsstellung ein, ein recht eigenartiger Anblick bei ihren tierischen Gestalten. Eine dumpfe Fanfare ertönte und kurz darauf erschien ein größerer Troß von Sauroden auf dem Platz. Angeführt wurde er von jenem mächtigen Wesen, welches den gesamten Überfall geleitet hatte. Es handelte sich um ein besonders großes Exemplar seiner Rasse, das zudem einen hohen Hornkamm auf seinem Kopf besaß, der ständig auf- und abschwoll. Die Wartans zeigten deutlich ihren Respekt vor diesem Wesen und ihr Hauptmann überschlug sich förmlich vor Demutsbezeugungen gegenüber dem Sauroden.

Der Anführer des Trosses blickte sich einige Zeit um und nickte dann zufrieden. Dann trat er auf die Gefangenen zu und musterte sie eingehend. „Ihr fragt euch sicher, was das alles zu bedeuten hat!“ rief er ihnen akzentfrei in der gemeinsamen Sprache zu. „Unser Volk ist durch eure, Jahrhunderte währende Aggression leider zu diesem Schritt gezwungen worden. Der Wall, der unser Land von dem euren trennte, hat stets verhindert, daß wir Handel treiben konnten. Unser Land ist nicht so gesegnet und darum hat unser erhabener Herr beschlossen, uns in die Freiheit zu führen. Es hat viele Tote gegeben und ich bedauere das sehr, aber ihr habt uns dazu gezwungen!“

Die Worte des Sauroden empörten einen der jungen Män-

ner so sehr, daß er erbost ausrief: „Was haben wir euch getan, daß ihr in unser Land eindringt, unsere Familien umbringt und unser Dorf zerstört?“ Die Stimme des mutigen Mannes überschlug sich fast dabei und er versuchte sich aufzurichten. Das Echsenwesen deutete mit dem Kopf auf den Mann und sofort eilten zwei Wartanwächter zu ihm hin. Sie lösten seine Ketten und schleiften ihn fort. Kurz darauf war ein schrecklicher Schrei zu hören und die Wächter kehrten ohne den Gefangenen zurück. Die anderen Menschen blickten entsetzt zu Boden, jeder von ihnen wußte, was ihrem Schicksalsgenosse geschehen war und fortan wagte keiner mehr, sich aufzulehnen.

Das war es gewesen, was der Saurodenanführer erreichen wollte. Er richtete seine Worte wieder an die Gefangenen: „Ich kann euch versprechen, daß ihr leben werdet, wenn ihr euch fügt. Wer sich uns widersetzt, wird bestraft. Wir haben lange genug Geduld mit euch Menschen gehabt!“ Er wandte sich nun an den Wartanoberen und gab Anweisungen für das weitere Vorgehen. Danach entfernte er sich mit seinen Begleitern und verließ das Dorf.

Die Gefangenen waren vollkommen eingeschüchtert, aber für den Moment dennoch etwas beruhigt, denn man würde sie wohl am Leben lassen. Yard vermutete, daß man sie für irgendeine harte Arbeit benötigte. Zorn stieg in dem jungen Mann auf, die starke Seite der Tauris in ihm wurde wach und am liebsten hätte er jetzt eine Waffe gehabt, um diesen Wesen ihre furchtbaren Taten heimzuzahlen. Seine Gefühle kochten in ihm, dennoch konnte er sich beherrschen und blieb reglos liegen. Kurz darauf wurden die Leute aufgefordert, sich zu erheben und in einer Reihe aufzustellen. Dabei sollten sie ja keine Widerwehr erkennen lassen und ruhig stehenbleiben. Einige Wartans gingen die Reihe ab und kontrollierten nochmals die Ketten, wobei

sie sehr grob mit den Gefangenen umgingen und sie hin- und herschubsten. Die Fußfesseln waren so angebracht, daß die Leute damit hintereinander herschreiten konnten. Das geschah zwar unter erschwerten Bedingungen aber sie konnten laufen; und das würden sie müssen. Eine Abteilung von besonders großen Wolfswesen stellte sich rechts und links neben der Gefangenen-Gruppe auf. Sie waren mit Peitschen bewaffnet, die sie nur allzu gern einsetzten, wie die Menschen bald merkten. Wie eine Herde Vieh wurden sie aus dem Nordtor herausgetrieben und damit begann ein furchtbarer Marsch in das Ungewisse für die Bewohner von Welkensä. Yard ahnte, daß diese Reise für viele seiner Mitgefangenen schon vor ihrem Ziel enden würde und er fragte sich, ob es jene dann nicht sogar besser hätten, als die Überlebenden?

Zunächst wurden sie in den Förewald getrieben, in dem viele Wartans damit beschäftigt waren, Bäume zu fällen und die Stämme zu bearbeiten. Obwohl dieses Volk wild und grausam war, schien seine Organisation hervorragend zu sein. Es gab eine genaue Arbeitsaufteilung, hinter der erkennbar ein höherer Wille stand. Offensichtlich stand nicht grober Zerstörungssinn hinter dem Fällen der Bäume, denn die Stämme wurden sorgfältig aufgeschichtet um sie dann später zu transportieren.

Trotz der Hetze blickte Yard sich oftmals um und besah sich das Geschehen. Empört hatte er feststellen müssen, daß auch seine Weide ein Opfer der Wartanaxte geworden war. Wieder keimte die Wut in ihm und er schwor sich, daß er all die Strapazen überleben und sich irgendwann für alles rächen würde. Seine Beine wurden mit der Zeit müde und er stolperte öfter. Auch den anderen Gefangenen erging es ebenso, doch ihre Peiniger zeigten kein Mitleid und trieben sie zu weiteren Anstrengungen an.

Unermüdlich liefen die Wartans neben ihnen her, brüllten und peitschten diejenigen, die nicht mehr weiter wollten. Nach einer endlos scheinenden Hatz erreichten sie das nördliche Ende des Waldes und damit den Wall. Hier konnte man das Ausmaß der Zerstörung sehen, das die Waffen dieses Volkes angerichtet hatten. Sie mußten unglaubliche Wucht besitzen, denn in der Mauer klaffte ein riesiges Loch, dessen Ränder schwarze Schmauchspuren aufwiesen. Yard betrachtete das Loch ungläubig und er fragte sich, welche Kraft zu solch einer Zerstörung imstande war? Wenn dieses Volk auch andere Länder überfallen wollte, mußte es ihm angesichts dieser Waffe leichtfallen. Wer konnte diese Wesen dann noch aufhalten?

All diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, während die Gefangenen durch den zerstörten Wall getrieben wurden. Als sie alle hindurch waren und das Ödland betraten, ließen ihre Wächter endlich haltmachen und sie sanken erschöpft zu Boden. Die Rast war jedoch nicht zu ihrer Erholung gedacht, der wahre Grund war bald darauf erkennbar. Aufgeschreckt durch erneutes Peitschenknallen und Brüllen, blickten die Leute zurück auf den Wall. Dort kam soeben eine weitere Gruppe von geschundenen Gestalten heraus, die ebenso von Wächtern vorangetrieben wurde und in der Nähe haltmachte. Nach und nach erschienen immer neue Gruppen, die aus anderen Dörfern des Welkenlandes stammen mußten. Das ganze Land war also überfallen worden und die anderen Orte hatten ein ähnliches Schicksal erlebt.

Immer mehr Gefangene stießen hinzu und bald waren wohl an die dreitausend Menschen versammelt, die alle wie Tiere zusammengekettet waren. „Dreitausend von Zehntausenden, die friedlich im Welkenland gelebt hatten“, dachte Yard. Was war wohl mit all den anderen Men-

schen geschehen?

Weitere Zeit zum überlegen hatte er jedoch nicht, denn kaum war der letzte Gefangenenzug eingetroffen, als die Wartans ihre Opfer wieder aufstehen ließen und weitertrieben. Dabei wurden die einzelnen Menschenketten jedoch nicht zusammengelegt, sondern man ließ sie in vielen Gruppen nebeneinander herlaufen. Jedesmal wenn eine bestimmte Gruppe die Spitze übernahm, trieben die Wächter der anderen Gefangenen ihre eigenen Gruppen zu noch größerer Eile an, um die vorderste einzuholen. Es entstand ein schrecklicher Wettlauf, an dem die grausamen Wesen sichtlich ihr Vergnügen hatten. Konnten sie doch die verhaßten Weißhäute um so mehr demütigen. Immer weiter und weiter wurden die Menschen nach Norden gejagt und viele verloren dabei ihren letzten Lebenswillen. Die ersten Opfer waren mehrere alte Männer, die aufgrund der übergroßen Anstrengungen ihre Kraft verloren und zu Boden stürzten. Zunächst wurden sie einige Meter mitgeschleift, doch dann ließen die Wächter die Gruppen halten. Die Alten wurden aus den Ketten gelöst und einfach erschlagen. Hilflos mußten alle mit ansehen, wie diese Männer einfach ermordet wurden. Die Wartans ließen sich durch kein Flehen erweichen, den anderen Gefangenen gab diese Tat jedoch den Antrieb, weiterzulaufen. Niemand wollte so enden und so liefen und liefen sie um ihr Leben. Erst am späten Abend endete diese furchtbare Hatz, denn in einer kleinen Landvertiefung schlugen die Treiber das Lager auf. Diese Bezeichnung galt natürlich nicht für die Gefangenen, denn sie besaßen keinerlei Schutz in diesem öden Land. Es gab keinen Baum, unter dem sie sich hätten legen können und somit auch nichts, woran sie festgebunden werden konnten.

Doch die Wartans wußten sich Rat und nachdem die Men-

schen etwas altes Brot und brackiges Wasser erhalten hatten, flockten die Wolfswesen sie mit starken, angespitzten Knüppeln am Boden fest. Dermaßen gebunden, lagen sie bewegungsunfähig auf der kalten Erde, denn in diesem Land sanken die Temperaturen schnell. Kaum einer der geschundenen Menschen konnte unter solchen Umständen schlafen und auch Yard gelang es zunächst nicht. Der Zufall wollte es, daß er direkt neben Urdalf lag, ein Umstand den er diesmal begrüßte. Sicher hatte sein Nachbar sich wieder beruhigt und zusammen konnten sie vielleicht einen Fluchtplan schmieden. Doch die naiven Gedanken Yards wurden bald enttäuscht, als er versuchte, den anderen jungen Mann anzusprechen. Er erhielt keine Antwort, also versuchte er es nochmals: „Heh, Urdalf!“ flüsterte er. „Du mußt dich zusammenreißen, ich brauche deine Hilfe!“

„Wir sind verloren!“ antwortete es endlich. Allerdings klang Urdalfs Stimme wie in Trance. „Sie werden uns alle töten, wie meinen Vater!“

„Gib nicht auf, wir finden einen Weg hier heraus!“ versuchte Yard zu trösten, doch er bekam wieder die selbe Antwort: „Wir sind verloren!“

Mit dieser Hilfe konnte er also nicht rechnen und er verfluchte den Umstand, Toren nicht bei sich zu haben. Der Schmied hätte sicher gewußt, was zu tun sei. Erst jetzt wurde Yard bewußt, daß er Toren niemals wiedersehen würde. Diesen Gedanken hatte er die ganze Zeit verdrängt, doch nun übermannte ihn die Trauer um den Verlust. Erschöpft von den Strapazen und seinen Gefühlen, schlief er irgendwann doch ein.

Am frühen Morgen wurde er durch einen heftigen Fußtritt geweckt und losgebunden. Ein Wächter zog ihn hoch und Yard blieb benommen stehen. Ihm und auch den an-

deren Gefangenen, wurden die Ketten wieder um die Fußgelenke gelegt, die Hatz begann von neuem. Während des Tages kamen sie durch immer unwirtlichere Gegenden und es wurde zudem auch stets kälter, obwohl es noch immer Sommer war. Doch der Himmel dieses Landes war von dunklen Wolken verhangen und es schien, als ob selbst die Sonne sich vor der Häßlichkeit verbarg. Der Boden bekam eine kränklich gelbe Färbung und ein seltsamer Gestank hing in der Luft. Dieser Umstand machte es einigen älteren Menschen schwer zu atmen, und so waren die nächsten Opfer zu beklagen. Im Laufe von nur wenigen Stunden, verloren ein Dutzend Leute ihr Leben. Die Wartans waren nun gezwungen zu halten und beratschlagten sich, wie man die Verluste möglichst verringern konnte. Es wurden fortan mehrere Pausen eingelegt, denn man durfte nicht zu viele der Gefangenen verlieren. Nicht, daß es ihnen um diese schwächliche Rasse leid tat, aber auf höherer Ebene war man der Meinung, daß so viele Sklaven wie möglich gebraucht wurden. Vor allem die jungen Frauen sollten möglichst geschont werden.

Gegen Abend des zweiten Tages wurde die Gegend hügeliger, aber deswegen keinesfalls schöner. Ganz im Gegenteil, der Gestank wurde immer unerträglicher und es war keine Spur von einer noch so widerstandsfähigen Pflanze zu sehen. Angesichts ihrer Situation und der Trostlosigkeit um sie herum, sank der Mut aller Menschen auf einen Tiefpunkt und willenlos ließen sie sich ein weiteres Mal für die Nacht festbinden. Während sie vorher wieder nur trockenes Brot und Wasser bekommen hatten, belohnten sich ihre Wachen mit einem offenbar berauschenden Getränk für ihre Mühen. Die Wolfswesen wurden lauter, grölten und brüllten wild herum. Die Gefangenen hofften nur, in diesem Zustand nicht von den Betrunknen beachtet zu

werden.

Nach einiger Zeit beobachtete Yard einen der Wartans, der stark angetrunken schien und zu den gesondert liegenden Frauengruppen wankte. Kurz darauf kam er mit einem schreienden und sich verzweifelt wehrenden Bündel auf seinen Schultern zurück, und warf das Bündel direkt vor den Männern auf den Boden. Grinsend bleckte er seine Zähne und lallte gebrochen in der Menschensprache: „Ich zeige euch, was wir werd machen mit Welkenfrau!“ Er ließ ein grunzendes Lachen hören und beugte sich über sein Opfer. Yard, der sich die Szene aus nächster Nähe mit ansehen mußte, erkannte plötzlich die sich heftig wehrende Frau und sein Herz blieb fast stehen. Es war Anika und sie lag unter diesem Monstrum und konnte nicht entkommen. Der junge Mann empfand Wut und Verzweiflung und es platzte förmlich aus ihm heraus: „Nimm deine dreckigen Hände von ihr, du häßliche Mißgeburt!“ Die Lautstärke seiner Stimme und ein seltsamer Unterton, den er sich selbst nicht erklären konnte, hielten den Wartan tatsächlich von seinem Vorhaben ab. Knurrend erhob sich der Gestörte und kam drohend auf Yard zu. Doch dessen Schreien hatte den Anführer auf das Geschehen aufmerksam werden lassen und er erschien, um nach den Rechten zu sehen. In der für die Menschen unverständlichen Sprache seines Volkes rief er seinen Untergebenen an: „Was hast du hier zu schaffen, Worg?“

Der Gefragte drehte sich um und antwortete gereizt: „Ich wollte nur ein wenig Spaß mit dieser Weißhaut haben!“ Der Wartan zeigte auf Anika, die zitternd auf der Erde lag. „Du weißt genau, daß die Frauen nicht angerührt werden dürfen!“ antwortete der Anführer. „Du bist nicht vorgesehen für die Zucht!“

Worg knurrte unwillig. „Die ausgesuchten Schönlinge

dürfen sich vergnügen und wir sollen nur für alle den Schädel hinhalten. Habe ich es mir nicht verdient, nachdem ich die Weißhäute ausgekundschaftet habe?“

„Du kennst die Befehle. Es sollen so viele arbeitsfähige Männer und junge Frauen gefangen werden, wie möglich. Die Alten, die wir töteten, waren nicht mehr zu gebrauchen. Aber die anderen sind tabu!“

„Spiel dich nicht so auf, Rograg. Nur weil du der Liebling von Denen da oben bist, heißt das noch lange nicht, daß du so mit mir umgehen kannst wie du willst!“

Rograg der Anführer wurde wütend und sagte drohend: „Das sind ja interessante Ansichten, die du da aussprichst. Du wirst die Gefangene sofort zurückbringen. Und deine Meinung werde ich nach oben melden, mal sehen, was man dort davon hält?“

Worg schrie sein Gegenüber an und zog sein Schwert, doch Rograg war mit der Waffe schneller bei der Hand und stieß sie Worg tief in dessen Hals. Der Getroffene röchelte und fiel wie ein nasser Sack um. Den inzwischen hinzugeeilten Kameraden drohte Rograg ebenfalls mit dem Schwert. „Den Nächsten, der sich mir widersetzt, werde ich genauso bestrafen. Ich rate euch also, meine Befehle zu befolgen. Schafft dieses Welkenweib zurück und dann werdet ihr euren Rausch ausschlafen, aber wehe ich sehe eine Wache nicht an ihrem Platz!“

Die Befehle wurden schleunigst ausgeführt. Auch wenn die Untergebenen nicht übel Lust hatten, ihren Anführer niederzumachen, so wollte doch keiner von ihnen wie Worg enden.

Yard hatte die ganze Szene beobachtet und dachte bei sich, wie gut es doch sei, daß diese Monstren sich jetzt schon gegenseitig abschlachteten. Wenn es noch mehrere solcher Begebenheiten gab, war eine Flucht vielleicht doch noch

möglich. Mochten sie sich nur immer weiter streiten. Anika war jedenfalls für das Erste gerettet. Der junge Mann wollte sich nicht ausmalen was geschehen wäre, hätte der Warten seine Absicht in die Tat umgesetzt.

Urdalf hatte sich während des gesamten Geschehens nicht ein einziges Mal gerührt. Er schien vollkommen abwesend zu sein und seine Seele hatte sich in ihm zurückgezogen. Yard begann Mitgefühl mit ihm zu haben. Sein einstiger Widersacher war stets ein Großsprecher gewesen, aber die ganzen Umstände hatten ihn offenbar um den Verstand gebracht. Einer der schönsten Tage in seinem Leben, hatte sich zu einem schrecklichen Alptraum entwickelt, aus dem es kein Erwachen zu geben schien. Yard fand, daß niemand so etwas verdient hatte, nicht einmal Urdalf.

In einem Punkt irrte sich der junge Mann allerdings. Es kam zu keinen weiteren Streitigkeiten unter den Wolfswesen und die Tortur der Gefangenen dauerte noch Tage an. Trotz häufigerer Pausen starben noch immer die älteren und schwachen Menschen und ein Ende des Schreckens schien nicht in Sicht. Doch dann brach schließlich der letzte Abend vor ihrem Ziel an und viele fragten sich, was der nächste Tag bringen würde? Die Frage wurde nach einer kurzen und sehr kalten Nacht beantwortet, denn ihr Weg führte sie nach dem Aufbruch noch einige Stunden durch die feindliche Landschaft, bis sie gegen Mittag eine Hügelkette erreichten, hinter der Rauchsäulen aufstiegen. Ihre Peiniger trieben sie mit Gebrüll die Hügel hinauf, und zwar mit noch mehr Eile als sonst. Sie waren nämlich bald am Ziel angelangt, der furchtbare Gestank nahm ihnen den Atem und ließ sie schlimmeres befürchten. Als sie die Steigung erklimmen hatten, konnten sie unter sich eine große und tiefe Kuhle sehen, in der eine Ansammlung von schmutzigen Backsteinhäusern stand. Die Häuser bildeten

mehrere, parallele Reihen und waren nur notdürftig gedeckt. Der Erdboden dazwischen war gelbgrau und es staubte gewaltig in diesem Lager.

Auf der linken Seite der Kuhle befand sich der Eingang in eine Art Schacht, der in die Hügel hineinführte. Rohes Balkenwerk stützte den Eingang ab, in dem viele Gestalten einstiegen und ebenso viele, mit schweren Säcken beladen wieder herauskamen. Andere schoben große Loren vor sich her, die mit gelblichen Gestein gefüllt waren.

Ungläubig starrten die Menschen auf die unter ihnen liegende Szenerie. Erst jetzt waren sie sich bewußt, was sie an diesem Ort erwartete...

Das Lager

Es war eine Schwefelmine, auf die sie herabsahen. In diesem Lager sollten sie bis an das Ende ihrer Tage schuften und wie die Sklaven, die sie sahen, tief in die Schächte steigen. Die Aussichten auf ihr zukünftiges Leben ließen manchen der Gefangenen verzweifeln und viele Tränen flossen. Ohne Erbarmen wurden sie weitergetrieben und ihre Wächter führten sie auf einen schmalen Weg, der in die große Grube hinabführte. Einige der Sklaven beobachteten die Neuankömmlinge, wurden jedoch sogleich mit Peitschenhieben zur Weiterarbeit gezwungen.

Als sie die Talsohle erreichten, machten die Anführer einen Schwenk und hielten vor einem der größeren Backsteingebäude. Die Gruppen mußten sich in mehreren Reihen hintereinander aufstellen. Schwefelstaub raubte ihnen fast die Sicht und setzte sich in ihren Atemwegen fest. Ängstlich standen sie nebeneinander, die Ungewißheit machte die Leute beinahe wahnsinnig. Die vielen Kinder unter den Gefangenen weinten und konnten nur sehr schwer beruhigt werden. Dann öffnete sich endlich eine Tür in dem Gebäude vor ihnen. Eine Gruppe von mehreren Wartans, angeführt von einem wahren Riesen mit ergrautem Fell, kam auf sie zu. Unter den Wolfswesen befanden sich auch zwei Sauroden, die einer besonderen Rasse angehören mußten. Sie unterschieden sich deutlich von denen, die an dem Überfall auf das Welkenland beteiligt gewesen waren. Diese hier waren kleiner und besaßen eine gelb-schwarze, schuppige Haut und sie bewegten sich mit einem seltsam wippenden Gang. Im Gegensatz zu ihren kämpfenden Brüdern trugen sie auch keine Rüstung,

sondern waren lediglich mit einer Art Robe bekleidet, aus der ein faltiger Hals und ein ständig umherzuckender Kopf herausragte.

Der graue Wartan begrüßte Rograg den Anführer des Gefangenentrecks und musterte gemeinsam mit den Sauroden die Gefangenen. Die Frauen wurden von den anderen abgesondert und gleich fortgeschickt. Manche von ihnen hatten ihre Ehemänner und ihre Kinder unter den Leidensgenossen und es spielten sich dramatische Szenen ab. Viele der Kinder versuchten zu ihren von ihnen getrennten Müttern zu gelangen und sie wurden mit Stockhieben wieder zurück in die Reihen getrieben, was unter lautem Wehgeschrei der Opfer geschah.

Yard schloß seine Augen, denn er konnte all das Leid nicht mehr ertragen. Unbarmherzig wurden die Familien auseinandergerissen und auch die Kinder wurden entfernt, so daß am Ende nur noch die Männer übrig waren und allein auf dem Platz standen. Der große Graue, der offenbar ein Lagerführer war, schritt zusammen mit seinen Begleitern die Reihen ab. Bei jedem Mann blieben sie stehen und unterhielten sich in ihrer grunzenden und zischenenden Sprache. Keiner der Männer ahnte, daß es sich bei jedem Gespräch um ihr Leben drehte, denn die arbeitsunfähigen Gefangenen wurden ausgesondert und bald darauf getötet.

Als die Musterer bei Yard angelangten, betrachtete der graue Wartan ihn besonders intensiv. „Schekredr da Welka?“ hörte Yard ihn im fragenden Ton sprechen.

„Sra, kaburr!“ antwortete Rograg.

Der graue Wolfsmann wandte sich nun direkt an Yard, wobei er die Menschensprache verwendete: „Du bist ein Welke?“ Yard nickte nur stumm. „Ich kenne mich aus mit euch Weißhäuten, du siehst nicht aus wie ein Welke. Aber

du hast großes Glück, denn wir können dich für unsere Mine gebrauchen, auch wenn du nicht so kräftig zu sein scheinst. Ob nun Welke oder nicht, wenn du leben willst, hältst du dich an unsere Regeln und arbeitest gut!“ Er drehte sich nun wieder seinen Untergebenen zu und sagte noch etwas in seiner Sprache, dann wurden die ausgesuchten Männer von ihren Ketten befreit und unter starker Aufsicht in die Minen geführt. Etliche ältere Männer mußten allerdings stehenbleiben und alle wußten, daß man sie niemals wiedersehen würde.

Auf ihrem Weg zum Eingang der Mine sahen die neuen Gefangenen schier endlose Reihen von Sklaven, die das Schwefelgestein herausstrugen und auf große Haufen schütteten. Dort wurde es von anderen Arbeitern mit großen Hämmern zerkleinert und dann weitertransportiert. Peitschenhiebe knallten ständig durch die Luft und trafen diejenigen, die nach Meinung der Wächter nicht schnell, oder nicht gut genug arbeiteten.

Der von rohen Balken gestützte Eingang führte in einen schlauchartigen, langen Gang, der sehr schnell nach unten abfiel und in die Tiefe glitt. An den Wänden hingen Lampen, die ihr spärliches Licht durch einen phosphorzierenden Stoff erzeugten. Die Konzentration des Staubes war hier noch stärker und die Männer fingen an zu husten.

„Was für eine festliche Prozession“, dachte Yard als er sich und die anderen Gefangenen betrachtete. Die Männer aus seinem Dorf trugen noch immer ihre Festkleidung, sie alle waren nun Sklaven, die wohl niemals wieder einen Grund zum feiern haben dürften. Der Sarkasmus war nun alles, was dem jungen Mann noch geblieben war.

Am Ende des Ganges erreichten sie eine Höhle, deren hohe Decke ihr fast das Aussehen eines Domes verlieh. Der Erd-

boden bestand aus einer ebenen Platte, die nach etwa hundert Schritten plötzlich steil in ein dunkles Nichts abfiel. An diesem Abgrund befanden sich mehrere große Seilwinden mit Förderkörben, die für den Material- und Personentransport bestimmt waren. Die Gefangenen wurden auf die einzelnen Körbe verteilt und nach und nach hinabgeschickt. Der Korb in dem sich Yard befand, kam an mehreren Ebenen vorbei und je tiefer er fuhr, desto dunkler wurde es. Immer tiefer und tiefer ging es abwärts in die Finsternis, der Schacht schien kein Ende zu haben. Doch schließlich kamen sie doch am Grund an, wo weitere Wächter sie mit grünlich schimmernden Handlampen erwarteten. Sie nahmen die Gefangenen in Empfang und die Männer mußten sich wiederum in einer Reihe aufstellen. Während der Förderkorb wieder nach oben glitt, teilten die Wartans die Männer zu bestimmten Arbeiten ein. Yard wurde erneut länger betrachtet, dann nickten die Wächter und riefen einen dritten herbei, der ihn mitnahm. Es ging durch lange Tunnel mit verwirrend vielen Abzweigungen hindurch. Überall waren Klopfgeräusche zu hören und der Staub war allgegenwärtig.

Plötzlich wurde Yard von dem Wartan in einen Seitengang getrieben, der steil noch weiter nach unten führte. Sie gelangten in eine kleine Höhle, deren Grund durch eine Leiter zu erreichen war.

„Schakan, schakan!“ zischte der Wächter und zeigte auf die Leiter. Yard verstand zunächst nicht, doch dann wurde er mit einem groben Stoß vorangetrieben.

„Oho, ein Neuzugang!“ hörte er eine Stimme hochrufen. „Komm ruhig herunter, wir fressen dich nicht!“

Zögerlich stieg er hinab, wo ihn eine große und kräftige Gestalt empfing. Trotz des Dämmerlichtes konnte Yard erkennen, daß der Mann einen langen und rötlich schim-

mernden Bart trug. Er war in einen weiten Wollrock gekleidet, der viele Flicker aufwies aber gepflegt zu sein schien. Quer über seine Schultern und Hüften wand sich ein seltsam gemustertes Stück Stoff, dessen Enden er am Bauch zusammengebunden hatte. Seine Füße steckten in festen Stiefeln, die bis zu seinen Knien reichten und dort geschnürt waren. Auffällig waren seine fuchsroten Haare, die allerdings durch den Schwefel einen gelblichen Stich besaßen. Der Mann mochte ungefähr in seinem vierzigsten Lebensjahr stehen und besaß trotz seiner Gefangenschaft Stolz und Würde, was in seinen Zügen abzulesen war, die dem jungen Mann sofort gefielen. Er betrachtete Yard eingehend und sagte dann: „Du hast unsagbares Glück, daß du hier bei uns eingeteilt wurdest. Deiner Statur nach zu urteilen wirst du einen guten Kriecher abgeben, wir brauchen nämlich einen!“

„Einen Kriecher?“ fragte Yard verwundert. „Was ist das?“

„Nun, du wirst schon sehen!“ antwortete der Mann. „Zuerst sollten wir uns vorstellen. Mein Name ist Gwendon vom Clan der Hyles. Ich stamme aus dem schönen Kayhlien, oder dem Hochland wie man allgemein sagt. Wie ist dein Name?“

„Yard, ich heiße Yard Tauris und komme aus dem Welkenland!“

„Welkenland hm?“ Gwendon wiegte nachdenklich seinen Kopf. „Ich habe davon gehört, daß man euer Land überfallen hat, aber du siehst nicht gerade welkisch aus. Aber das ist hier auch egal. Komm her, ich möchte dir zwei Freunde vorstellen!“ Er rief in die Dunkelheit, aus der sich zwei ungleiche Schatten lösten und auf Yard und Gwendon zukamen. Der eine war auffällig klein, aber sehr stämmig. Auch er trug einen dichten Bart und langes, bis über die Schultern wachsendes Haar. Über einem wohl ehemals

roten Hemd, trug er eine Fellweste, die an der Herzgegend durch einen Ledereinsatz verstärkt wurde. Seine Füße steckten in klobigen Stiefeln, die hier unten sicher von enormem Vorteil waren. Sein Gesicht mit seiner großen Nase, zierten zwei freundlich blitzende Augen, deren strahlendes Blau sogar in diesem Halbdunkel auffiel.

Die zweite Gestalt hingegen besaß dunkle, fast schwarze Augen. Auch die Hautfarbe des Mannes hatte ein tiefes Braun. Er kleidete sich mit einem schwarzweiß gestreiften Rock, dessen Saum bis auf den Boden fiel. Um die Taille hatte er einen breiten Ledergürtel geschlungen, der von einer silbernen Spange zusammengehalten wurde. Sein Kopf war kurzgeschoren und er trug eine runde Wollmütze, die krempenlos war und wie ein Deckel auf seinem Haupt saß. Seine nackten Füße steckten in offenen Ledersandalen, deren Riemen bis zu den Knöcheln geflochten waren. Man konnte sofort erkennen, daß dieser Mann aus einem Land kam, in dem es sehr heiß sein mußte. Welcher Schicksalsschlag diese ungleichen Leute hierher getrieben hatte, wußte Yard natürlich nicht aber er würde es schon noch erfahren.

Gwendon stellte seinen beiden Freunde nun vor: „Dieser Mann hier“, er deutete zunächst auf den Kleineren, „stammt unübersehbar aus dem Volk der Dwanen. Sein Name ist Barra-Kan. Die Dwanen bevorzugen bekanntlich das Leben unter der Erde, deshalb ist er der freundlichen Aufforderung unserer Gastgeber auch gerne nachgekommen!“ Der Hochländer lachte bei diesen ironisch gemeinten Worten und auch Barra-Kan lächelte.

„Der dunkelhäutige Herr neben ihm nennt sich Yassur demei Achan. Er kommt aus den heißen Wüsten Dschammalls und hat sich auf einer Studienfahrt hierher verirrt. Er ist oft ein stiller aber doch ein treuer Freund!“

Beide vorgestellten Männer reichten Yard freundlich die Hand, wobei der junge Mann seinen eigenen Namen nannte. Gwendon erwähnte, daß Yard aus dem Welkenland komme, wobei der Dwane aufhorchte. „Haben sie nun auch euren berühmten Schutzwall überwunden?“ fragte er interessiert.

„Ihr wißt davon?“ wunderte Yard sich.

Barra lächelte. „Das Wunderbauwerk ist im Süden und im Osten bekannt gewesen. Nur dadurch und durch die Gebirge, die euer Land durchzogen, seid ihr lange Jahre sicher gewesen. Schon seit einiger Zeit durchstreifen ihre Horden Veromanien und andere Länder, die östlich des Welkenlandes liegen. Mich selbst haben sie auf einer Handelsreise gefangen und hierher geschleppt. Sie scheinen sich damit nicht mehr zufriedenzugeben und planen jetzt größere Angriffe!“

Yard staunte über diese Berichte und es war ihm, als öffnete erst jetzt jemand seine Augen. Der Überfall auf sein Land war nur die Fortsetzung eines großen Kriegszuges, den diese Wesen schon lange gegen andere Völker begangen hatten. Wie unwissend und naiv waren die Menschen des Welkenlandes nur gewesen?

„Wie viele von deinen Leuten haben sie verschleppt?“ unterbrach Gwendon Yards Gedanken. Der junge Mann überlegte einen Augenblick, wobei er sich die schrecklichen Bilder wieder in Erinnerung rief. „Aus meinem Dorf wurden sicher an die hundert Männer, Frauen und Kinder gefangengenommen. Ebenso viele wurden auch getötet. Auch aus anderen Dörfern wurden die Menschen zusammengetrieben, so daß wohl einige tausend Leute mit mir hierhergebracht wurden. Es war wirklich furchtbar, sie haben weder die Frauen, noch die Kinder geschont!“

„Oh ja!“ antwortete Gwendon düster. „Sie verschonen nie-

manden und bei so vielen Gefangenen, haben sie offenbar das ganze Land besetzt. Diesmal scheinen sie es wirklich ernst zu meinen, das erklärt auch die starken Truppenbewegungen, von denen wir hier gehört haben!“

Yard erschrak bei diesen Worten. „Meint Ihr, daß sie das gesamte Welkenland unter ihre Kontrolle gebracht haben?“

Der Hochländer schaute Yard mitleidig an. „Mein Junge, du kannst froh sein, wenn in deinem Land noch ein Stein auf dem anderen steht. Sie haben sich die Eroberung aller freien Länder auf ihr Banner geschrieben und sie hassen alle anderen Völker. Ihre Stärke wird wohl inzwischen so groß sein, daß sie es auch wagen können. Die Reichtümer eures Landes haben sie ins Auge gefaßt und niemand wird sie daran hindern können!“

„Reichtümer?“ fragte Yard ungläubig. „Was für Reichtümer?“

„Wälder!“ antwortete Gwendon knapp. „Ich denke, sie benötigen sie, um daraus eine Flotte zu bauen und dann damit in die südlichen Länder gelangen zu können. Mit einer Flotte sind sie um vieles beweglicher und kommen ihrem Ziel schnell näher!“

In diesem Moment erschien der Wächter am Eingang der Höhle und fauchte drohend.

„Wir machen uns nun lieber wieder an die Arbeit, bevor sie sich eine besondere Aufgabe für uns einfallen lassen!“ flüsterte der Dwane. Zum Wartan gerichtet rief er: „Wir müssen doch erst einmal den neuen Mann einweisen, damit er weiß, was er zu tun hat!“

Der Wolfsmann knurrte und machte eine verächtliche Handbewegung, entfernte sich dann jedoch. Die Männer begaben sich in den hinteren Teil der Höhle und nahmen ihr Werkzeug auf. Mit Spitzhacken und großen Hämmern bearbeiteten sie die Felsenwand und auch Yard beteiligte

sich daran. Um den Lärm zu übertönen, mußte er jetzt laut rufen, denn er hatte noch viele Fragen. „Was ist das für ein seltsames, gelbes Gestein, das hier abgebaut wird?“

„Schwefel!“ antwortete Gwendon. „Sie mischen es in ihren alchemistischen Werkstätten mit anderen Stoffen zusammen und stellen daraus ein Pulver her, das bei seinem Entzünden eine verheerende Wirkung entwickelt!“

Yard nickte verstehend. „Damit haben sie also unseren Wall zerstört, es muß eine gewaltige Wucht besitzen!“

„Eine schreckliche Waffe!“ stimmte der Hochländer ihm bei. „Du bist übrigens bei uns in einer besonderen Gruppe angelangt. Wir sind nämlich Finder!“

„Finder?“ fragte der junge Mann verwundert.

„Dieses ganze Land ist mit reichlich vulkanischer Vergangenheit gesegnet. Überall sind Höhlen und Kamine zu finden, die einst von der Kraft der Natur geschaffen wurden. Wir sind dazu da, diese Stellen zu suchen, denn sie sind reich an den Stoffen, die sie benötigen. Manchmal schlägt man auf eine vermeintlich feste Felsenwand ein und bricht im nächsten Moment in eine verborgene Höhle durch. Es ist zwar sehr gefährlich, aber wir bekommen besseres Essen und sie lassen uns in Ruhe. Wenn wir wieder auf eine solche Höhle stoßen, wirst du sie als Kriecher erkunden und einen Weg hinein suchen. Barra hier ist der Meinung, daß wir uns dicht vor einer neuen Entdeckung befinden. Dwanen irren sich selten in solchen Dingen!“

Yard war natürlich nicht sehr erfreut über seine neue Aufgabe, aber dennoch war er froh, diese drei Männer an einem dermaßen trostlosen Ort gefunden zu haben. Wenn es je eine Möglichkeit gab von hier zu fliehen, dann würde es ihm mit den ungleichen Freunden gelingen. Vielleicht ergab sich bald eine Gelegenheit, einen Fluchtplan zu erarbeiten. Gwendon schien sehr viel zu wissen und diese

Tatsache mußten sie sich zu Nutze machen. Um die Zeit zu überbrücken, fragte Yard: „Wie lange hält man euch schon hier gefangen?“

„Zeit spielt hier unten keine Rolle mehr!“ antwortete Gwendon. „Aber ich glaube, es sind bei mir und Barra schon einige Jahre. Yassur ist noch nicht ganz so lange hier, denn er denkt noch immer an eine Flucht!“

„Eines Tages, sie wird mir gelingen!“ warf der dunkelhäutige Mann stolz ein. Es waren die ersten Worte, die Yard von ihm vernahm. Sein Akzent klang hart, aber seine Stimme war fest und angenehm tief. Zumindest dieser Mann schmiedete Fluchtpläne und Yard nahm sich vor, sich ihm anzuschließen. Bei dieser Gelegenheit fielen ihm seine Landsleute und vor allem Anika ein. Er wollte auf jeden Fall versuchen, sie bei einer Flucht ebenfalls zu befreien. Doch wo war sie hingekommen? Bisher hatte er hier nur Männer getroffen. Wohin hatte man die Frauen gebracht? Yard fragte seine neuen Gefährten danach und bemerkte, wie sich ihre Gesichter verfinsterten. Nach einer Weile antwortete Barra ihm zögerlich: „Die jungen Frauen..., sie werden zu...Zuchtzwecken mißbraucht. Wenn du ein Mädchen kanntest, das du gern hattest,...dann ist es besser, du vergißt es!“ Der Dwane blickte düster bei seinen Worten und Yard konnte kaum fassen, was er hörte. „Zuchtzwecke, mit diesen Monstren?“ rief er ungläubig. „Das...das kann, das darf es nicht geben, ich glaube das einfach nicht!“ Seine Stimme überschlug sich fast und er zitterte vor Wut am ganzen Körper.

Gwendon trat neben ihn und legte seinen Arm um Yards Schulter. „Es ist aber leider so und wir können nichts dagegen machen. Vergiß diese Gedanken ganz schnell, sonst machen sie dich wahnsinnig!“

Wütend ging Yard einen Schritt zurück. „Vergessen?“

zischte er . „Wie soll ich so etwas vergessen? Ihr habt keinerlei Vorstellung, wie es in meinem Inneren aussieht. Ja, es gibt da ein Mädchen. Sie ist nicht meine Frau, nicht mal meine Braut, aber ich werde sie niemals vergessen. Ihr versteht das sicher nicht!“ Yard hatte sich regelrecht in Rage geredet und er wollte noch fortsetzen, doch der Blick in Gwendons traurige Augen ließ ihn plötzlich stutzen.

„Du sagst, wir verstehen dich nicht!“ erwiderte der Hochländer. Er zögerte einen Moment, so als rufe er sich etwas in Erinnerung, dann fuhr er fort: „Damals als sie mich in Kayhlien überfielen, war ich nicht allein. Meine Frau Noira ritt mit mir zusammen über die Hochebene, wir befanden uns auf dem Heimweg nach Hylesburg. Es war bereits dunkel, aber sternenklar. Sie kamen über einen geheimen Paß und stürzten sich auf uns. Zusammen mit anderen Gefangenen, die sie an diesem Tag gemacht hatten, schleppten sie Noira und mich über die Berge in dieses Land. Sie trennten uns ohne Gnade und mich steckten sie in dieses Lager. Das alles liegt nun schon viele Jahre zurück, aber es vergeht kein Tag, an dem ich nicht versuche, meine Gedanken an sie zu verdrängen. Es macht mich fast wahnsinnig und deshalb verstehe ich dich!“

Es folgte ein langes Schweigen nach diesen Worten Gwendons. Yard fühlte sich schrecklich hilflos und er wußte, daß er sich zu entschuldigen hatte. Er suchte nach den richtigen Worten, doch der Hochländer unterbrach ihn: „Vergiß es einfach. Sie haben schon endlos viele Frauen nach Xax-Tamor verschleppt und niemandem wird es gelingen, sie von dort zu befreien!“

„Wo ist dieser Ort?“ fragte Yard dennoch, denn er wollte sich seine Ohnmacht nicht eingestehen.

„Hoch oben im Norden, an der Eisgrenze dieses Landes. Es ist ihre Hauptstadt und sie wird von etlichen Heerla-

gern umringt. Selbst wenn es dir gelänge von hier zu fliehen, so müßtest du diese Lager passieren und dich vor ihren Flugechsen verbergen, die einen Menschen auf große Entfernung riechen wie Bluthunde. Kein einzelner Mann kann dort überleben, du kannst es nicht schaffen!“

Als Antwort schlug Yard wütend und verzweifelt mit der Spitzhacke auf das Gestein ein, daß es nur so splitterte. All sein Haß und seine Trauer entluden sich nun und er hörte erst auf, als er völlig erschöpft war. Schluchzend ließ er sich niedersinken und vergrub sein Gesicht in den Händen. Er meinte, nun vollkommen verloren zu sein. Verlassen von seinem Großvater und von Toren, die ihr Leben ausgehaucht hatten, ohne ihn zu fragen. Welchen Sinn sollte sein eigenes Weiterleben denn nun noch haben?

In dieser dunklen Stunde spürte er plötzlich drei Hände, die sich nacheinander auf seine Schulter legten. Er blickte mit tränenverschleierte Augen auf und sah in verständnisvolle Gesichter. Neuer Mut durchströmte ihn. Er hatte viele Menschen, die er liebte verloren. Doch hier an diesem furchtbaren Ort, fand er neue Freunde. Den Wert dieser Freundschaft würde er erst viel später richtig zu schätzen lernen.

„Komm hoch, mein Junge!“ sagte Gwendon und Yard erhob sich. Yassur sah in sein Gesicht und sprach lächelnd: „Wenn du wirklich daran glaubst, du wirst es schaffen, frei zu sein. In meinem Land man sagt: Ein Mann der sich anschickt, zu besteigen hundert Berge, er wird zweihundert erklimmen können!“

Yard blickte den Dschammallaner dankbar an und wollte etwas erwidern, doch die beiden Männer wurden von Gwendon unterbrochen. „Unser liebevoller Wächter wird sicher gleich erscheinen, um uns zum abendlichen Mahl zu laden. Laßt uns endlich unser Werkzeug beiseite-

legen, für heute haben wir genug geschafft. Ich hoffe allerdings nur, daß Barra mit seinen Vermutungen richtig liegt. Wenn wir nicht bald einen Erfolg vorweisen, schicken sie uns am Ende noch zum Steineschleppen nach oben!“

Der Dwane nickte selbstsicher und antwortete seinem Freund: „Du wirst sehen, daß ich recht habe. Wir befinden uns vor einer Höhle, sogar einer recht großen. Ich spüre das und mein Gespür hat mich noch nie im Stich gelassen!“

Diese Aussage beruhigte Gwendon offensichtlich. Barra-Kan hatte sich bisher nie geirrt, soviel war sicher. Doch auch die Vermutung des Hochländers bestätigte sich, denn kurz darauf erschien tatsächlich der Wächter und winkte die Männer grunzend heran. Alle Gefangenen, die auf dieser Ebene arbeiteten, wurden an die Aufzüge geführt und durchgezählt. Es fehlte kein einziger Mann und so wurden die Gruppen nach oben gezogen. Dort angelangt, wurden sie durch den schlauchartigen Gang nach draußen geführt. Yard wunderte sich, denn es war bereits dunkel. Es schien, als habe er in der Mine jedes Zeitgefühl verloren. Ein kühler Wind erhob sich und blies den allgegenwärtigen Staub durcheinander. Wie lange war es her, seid der junge Mann den Spätsommer im Welkenland erlebt hatte? Seine Gedanken wurden von dem aufkommenden Lärm unterbrochen, der sich erhob. Ein Gefangenentrost wurde von den Wartans zusammengetrieben und unter vielen Peitschenhieben aus dem Lager gejagt. Es war zu dunkel, als daß er etwas genaueres erkennen konnte, aber offenbar wurden dort einige seiner Leidensgenossen verlegt. Vielleicht führte man sie in ein anderes Lager, vielleicht würde man diese Leute aber auch einfach töten. Er konnte die Szene nicht weiter beobachten, denn seine eigene Gruppe wurde nun vor eins der Backsteingebäude gebracht. Hel-

ler Lichtschein drang heraus und die Geräuschkulisse verriet, daß es sich um eine Art Essensaal handelte. Im Inneren des Gebäudes standen lange Reihen von groben Bänken und Tafeln, an denen die Gefangenen platzgenommen hatten. Viele Fackeln hingen an den Wänden und erhellten den Saal, so daß die Wächter alles mit scharfen Augen beobachten konnten. Etliche von ihnen schritten durch die Reihen und jeder kleinste Verstoß der gierig schlingenden Männer wurde sofort bestraft.

„Willkommen in unserem gemütlichen Gasthaus!“ scherzte Gwendon ironisch und lächelte Yard an. „Wir besonderen Gäste sitzen dort etwas abseits!“ Er deutete auf eine kleinere Tischreihe, die sich in einer Nische befand und sich deutlich von den übrigen Tafeln abgrenzte. „Die anderen Männer sollen nicht mitbekommen, wie sehr man uns hier verwöhnt!“ erklärte der Hochländer.

Tatsächlich erhielten die meisten der Sklaven nur eine Schüssel mit dünner Suppe und ein Stück trockenes Brot. Die Folge davon war, daß viele der Entkräfteten an Unterernährung starben. Doch diese Leute waren für ihre Wächter jederzeit ersetzbar, wohingegen Yards Gruppe aus Spezialisten bestand, die etwas besser behandelt wurden.

Als sie am Tisch saßen erschien ein auffällig fetter Wartan (wahrscheinlich der Koch oder ein Gehilfe), der einen fahrbaren Holztisch vor sich herschob. Darauf stand ein großer, dampfender Topf und der Wartan füllte die Schüsseln der vier Männer mit dem Inhalt des Topfes. Sie bekamen eine kräftige Gemüsebrühe und mehrere Scheiben Brot. Trotz der Abgeschiedenheit ihres Tisches bemerkte Yard bald, daß viele der anderen Gefangenen zu ihnen herüberstarrten. Es war ihm furchtbar peinlich, dermaßen besser behandelt zu werden und er schob seine Schüssel beiseite. „Kümmere dich nicht um die Blicke!“ sagte Gwendon zu

ihm. „Du kannst nichts daran ändern und mußt selbst bei Kräften bleiben, also isß!“

Yard überwand sich und führte seinen Löffel zum Mund. Die Suppe schmeckte fad und tranig aber er hatte riesigen Hunger und bereits seit Tagen nichts mehr gegessen, außer schimmeliges Brot und abgestandenes Wasser. „Es schmeckt scheußlich!“ sagte er, löffelte aber dennoch gierig in sich hinein.

Gwendon nickte bestätigend. „Isß nur das Gemüse, es ist einigermaßen nahrhaft. Das Fleisch läßt du besser liegen, denn wir wissen nicht woher es stammt!“

„Ich frage mich, woher sie die Zutaten für diese Suppe haben? Ich kann mir nicht vorstellen, daß in diesem Land irgend etwas wächst!“ dachte Yard laut nach.

„Ich denke, daß ihre Lehenvölker ihnen die Nahrungsmittel beschaffen!“ antwortete Barra. Der erfahrene Dwane wußte zu berichten, daß bereits viele Länder im Osten unter der Herrschaft des dunklen Volkes standen. Sie unterwarfen die einfachen Bauern und ließen sie für sich ihre Felder bestellen. „Im Augenblick ist es mir jedoch egal, woher es stammt. Es erhält uns am Leben und nur das zählt!“ endete der Dwane seine Erzählung.

Als das spärliche Essen beendet war, versteckte Gwendon einige Scheiben Brot in seinem über die Brust reichenden Stoff. In einem unachtsamen Moment der Wächter übergab er das Brot an einen Gefangenen der Nebentische.

„Du riskierst viel damit!“ raunte Barra ihm zu. „Wenn du dabei erwischt wirst, hängen sie dich augenblicklich auf dem Platz!“

„Ich weiß das, mein Freund!“ antwortete Gwendon. „Aber jeder hat seine Ideale, und wenn ich damit nur einem Mann vor dem Hungertod bewahren kann, ist es die Sache wert!“ Yard bewunderte den Hochländer und zog Vergleiche zur

Wesensart Torens. Dann bemerkte er, daß auch Yassur und Barra heimlich Brot verteilten. Die drei Männer dachten trotz ihrer eigenen Lage noch an andere und der Dwane hatte somit weniger Bedenken, als er vorgab.

Die Gefangenen wurden nun in Schlafbaracken geführt, die ebenso spärlich eingerichtet waren, wie der Speiseraum. Etagenbetten mit schmutzigen Grasmatten und Wolldecken bildeten die gesamte Ausstattung. Über dem Bett Yassurs war noch eines frei, in das Yard sich legte. Die Männer wurden nochmals gezählt, dann wurden die Fackeln gelöscht und die Tür verschlossen.

Nach einiger Zeit hörte Yard neben dem Husten und Stöhnen seiner Mitgefangenen ein seltsames Murmeln, das von dem Bett unter ihm zu kommen schien. Er beugte sich herab und fragte Yassur, ob alles in Ordnung wäre. Gwendon, der im Nachbarbett lag, antwortete statt dessen: „Stör ihn bitte nicht, er betet. Dschammallaner sind sehr religiös, mußt du wissen!“ Der Hochländer sagte das ohne das geringste Anzeichen seiner ihm ansonsten stets innewohnenden Ironie. Er achtete und respektierte Yassurs Eigenheiten, genau wie es auch Barra-Kan tat.

„Er betet“, dachte Yard. Sein Gott schien jedoch nicht sehr mächtig oder interessiert zu sein. Wo an diesem Ort war der Vater des Lichtes, von dem Oleg so oft gesprochen hatte? Waren das nicht alles nur leere Worthülsen, in der Hoffnung, daß eine höhere Kraft das Schicksal lenken mochte? Yard wußte keine Antwort auf diese Fragen und er schlief erschöpft ein. Sein Schlaf war jedoch sehr unruhig und er träumte von dunklen Orten, vor denen er nicht fliehen konnte. Oftmals wachte er vor Kälte auf, denn die dünne Wolldecke wärmte ihn nicht genügend und er trug noch immer seine leichte Leinenkleidung.

Am frühen Morgen ging die Tür krachend auf und ein

Wartan stieß ein lautes Brüllen aus, um die Männer zu wecken. Die Schlafenden schreckten hoch und das Wolfswesen grinste über seinen Erfolg. Wieder begann ein neuer schrecklicher Tag für die Männer, von dem sie nicht wußten, ob sie seinen Abend noch erleben würden. Sie bekamen etwas Brot und Wasser, welches sie eiligst hinunterschlingen mußten. Danach ging es wieder in die Mine, wo sie mit den Förderkörben hinabgelassen wurden.

Yard und seine Freunde machten sich in ihrer Höhle an die Arbeit, um nach neuen unterirdischen Gebieten zu forschen. Nach etwa zwei Stunden durchbrach Barras Spitzhacke plötzlich poröses Vulkangestein und blieb stecken. „Hier ist es, ich habe es gewußt!“ triumphtierte der Dwane. Es war für ihn in diesem Moment nicht wichtig, für wen er diese Entdeckung eigentlich machte. Nur die Tatsache, daß er seinen Instinkt nicht verloren hatte, zählte. Nach einigen gezielten Schlägen entstand ein breiter Spalt, durch den er einen Luftzug bemerkte. Er ließ die Luft über sein schwitztes Gesicht gleiten und rief mit leuchtenden Augen: „Es muß eine sehr große Höhle dahinter liegen. Luft geht hindurch, möglicherweise gibt es einen Ausgang nach oben. Ja, es muß so sein!“ Er hielt eine Handlampe in den Spalt und entdeckte eine schmale Röhre, die sich in der Dunkelheit verlor. „Es liegt eine Röhre dahinter, die durch eine Gasblase im flüssigen Gestein entstanden ist!“ rief er den anderen zu. „Yard, du kannst jetzt deiner Aufgabe nachgehen. Du mußt durch diese Röhre kriechen, an deren Ende du die Höhle finden wirst. Vielleicht kannst du von der anderen Seite sehen, ob man den Gang von hier aus vergrößern kann!“

Als Yard die Lampe nahm und in das Loch blickte, teilte er nicht Barras Begeisterung. Ihm wurde mulmig bei dem Gedanken, durch den engen Durchlaß kriechen zu müs-

sen, ohne zu wissen, was ihn dahinter erwartete. Dennoch blieb ihm nichts anderes übrig, denn er war der Einzige, dem es aufgrund seiner schmalen Figur möglich war, diese Aufgabe zu übernehmen.

Die Röhre von dieser Seite zu erweitern, war zu gefährlich. Man wußte nicht, wie sie beschaffen war und keiner der Männer wollte einen Einsturz riskieren. Also machten sie sich daran, vorerst nur den Einlaß zu vergrößern, so daß man bequem einsteigen konnte. Als sie gerade fertig mit dieser Arbeit waren, erschien ein Wächter und forderte sie auf, die Leiter hochzusteigen. Gwendon flüsterte seinen Freunden zu, daß das sicher nichts Gutes zu bedeuten hätte. Dem Wächter rief er zu: „Wir haben gerade eine Entdeckung gemacht. Vielleicht eine große Höhle, die wir unbedingt erkunden müssen!“ Der Wächter lies sich jedoch nicht beeindrucken und bestand auf seiner Forderung. „Befehl von oben, alle müssen hoch!“ knurrte er.

Die vier Gefährten folgten ihm also und wurden nach oben gebracht. Als sie aus der Mine herauskamen, beobachteten sie mit zusammengekniffenen Augen, daß sich bereits viele Gefangene auf dem Platz versammelt hatten. Yard sah sich um und schätzte, daß sich etwa zweitausend Menschen, zumeist zerlumpte und schwefelgelbe Gestalten hier befanden. Er erkannte viele Welken, Hochländer und Angehörige anderer Völker. Zu seiner Verwunderung war jedoch niemand aus seinem Dorf darunter. So sehr er sich auch umsah, er konnte kein bekanntes Gesicht entdecken. Daß dieser Umstand ihm bald das Leben rettete, konnte er jetzt noch nicht ahnen.

„Vielleicht dürfen wir wieder einmal einer Hinrichtung beiwohnen!“ bemerkte Barra sarkastisch. Doch der Dwane irrte zunächst. Nach kurzer Zeit erschien der graue Lagerleiter auf dem Platz. Neben ihm ging ein Mann, der in eine

weiße Robe gekleidet war und einen roten Reitermantel über seinen Schultern trug. Die Ärmel waren mit Spitze verziert und kein Stäubchen war auf seiner Kleidung zu erkennen. Er besaß ein braungebranntes, glattes aber unehrliches Gesicht. Auf seinem Kopf saß ein goldener Helm, der von einem knallroten Federbusch gekrönt wurde. Der Lederriemen des Helmes hob sein ohnehin schon spitzes Kinn noch weiter hervor. Obwohl doch ein Mensch, schien er sich mit dem grauen Wartan recht gut zu verstehen. Die Beiden unterhielten sich auf dem Weg angeregt miteinander und sparten augenscheinlich auch nicht an Höflichkeiten.

Gwendon blickte den Mann finster an und sagte: „Immer wenn dieser Kerl erscheint, bedeutet das Schwierigkeiten!“ „Wer ist das?“ fragte Yard verwundert. Einen Menschen in dieser Erscheinung hätte er hier sicher nicht erwartet.

„Sein Name ist Vendorian, ein Tharoner. Diese Verräter an ihrer Rasse schicken ihn offenbar stets mit besonderen Aufträgen hierher. Ich denke, daß sie einen Pakt mit dieser Brut geschlossen haben. Die Hände sollen mir abfallen, wenn ich sie jemals einem Tharoner reiche!“

Yard war entsetzt und blickte ungläubig auf den Mann, der sich nun vor die Gefangenenreihen stellte. Konnte es wirklich wahr sein, daß er aus Tharon kam? Hatte die große Stadt sich wirklich mit dem dunklen Volk verbündet und ließ es zu, daß ihre früheren Provinzen überfallen und zerstört wurden? Welchen Vorteil sollten sie davon haben? Diese Fragen bewegten Yard, und am meisten fragte er sich, was Gwendon wohl von ihm denken würde, wenn er erführe, daß auch er selbst aus Tharon stammte?

Der Lagerführer richtete sich nun an die Menge und rief: „Dieser Mann, der jetzt zu euch spricht, kommt aus Tharon und sucht jemanden unter euch. Derjenige hat das Glück,

noch heute freizukommen, also hört genau zu!“ Er trat zurück und überließ seinem Gast das Wort. Der Tharoner blickte sich einen Augenblick um und begann dann: „Ich suche einen Mann, der aus dem Welkenland kommt. Sein Name ist Tauris, Yard Tauris. Ist er unter euch, so möge er nur vortreten. Ich verspreche ihm, daß ihm kein Leid geschehen wird, er hat mein Wort als Vertreter des tharonischen Senates!“

Yard durchfuhr es, als hätte ein Schwerthieb ihn getroffen. Gwendon, Barra und Yassur standen allerdings so unbetheilt da, als würden sie diesen Namen nicht kennen. Mit keiner Geste verrieten sie, daß sie genau wußten, wer gemeint war. Der junge Mann jedoch war unentschlossen und rätselte, was er tun sollte. Was wollte dieser Tharoner von ihm, woher kannte er seinen Namen?

Dann fiel ihm plötzlich wieder das Schicksal seiner Eltern und die warnenden Worte Torens ein. Sie waren also nach all den Jahren immer noch hinter ihm her und sie mußten erfahren haben, daß er hierher gebracht worden war. Doch warum machten sich die Feinde seines Vaters die Mühe, ihn bis zu diesem Ort zu verfolgen?

Er rührte sich nicht von der Stelle und versuchte, so unbetheilt wie möglich zu wirken. Die anfängliche Hoffnung, die er verspürt hatte als er seinen Namen hörte, war nun der Angst gewichen.

Der Tharoner blickte sich noch immer wartend um. Als niemand hervortrat, drehte er sich wieder dem Lagerleiter zu und sprach leise mit ihm. Der graue Wartan zeigte auf eine zerlumpfte Gestalt in der ersten Reihe der Gefangenen und zwei Wachen zogen den Mann aus der Menge. Er wurde zwischen zwei Pfosten gestellt und an Händen und Füßen festgebunden. Er fing an zu brüllen und flehte um Gnade, offenbar ahnte er bereits, was ihn nun erwartete.

Der Lagerführer richtete sich an die Gefangenen und rief: „Wenn dieser Tauris sich unter euch befindet, sollte er sich jetzt noch überlegen, hervorzutreten. Ansonsten hat er die folgende Bestrafung dieses Mannes zu verantworten!“

Keiner der unfreiwilligen Zuschauer meldete sich, und es war Yards Glück, daß niemand außer seiner drei Freunde ihn kannte. Einer der Wächter trat auf Befehl des Grauen hinter den Gebundenen und holte eine neunendige Peitsche hervor. Er begann auf den Mann einzuschlagen, der bei jedem Hieb furchtbar brüllte. Yard schloß bei diesem Anblick seine Augen. Jeder einzelne Peitschenschlag brannte ihm selbst auf der Seele und er entschloß sich, der Folter ein Ende zu bereiten, indem er sich meldete. Doch Gwendon hielt ihn unbemerkt zurück. Ein verneinender Blick war in seinen Augen zu lesen, als Yard ihn ansah.

Der geschundene Gefangene war inzwischen vor Schmerz ohnmächtig geworden und wurde mit Wasser, das man über ihn schüttete, wieder wachgemacht. Danach begann die furchtbare Prozedur von neuem, wobei allerdings kein Schrei, sondern nur noch ein wimmerndes Stöhnen aus dem Mund des Mannes kam. Schließlich verlor er ein weiteres Mal das Bewußtsein und sein Peiniger blickte seinen Lagerleiter fragend an. Dieser nickte stumm und der Wächter zog ein Schwert, mit dem er den Geschlagenen einfach erstach. Ein letztes Gurgeln war zu vernehmen, dann hing der geschundene und blutüberströmte Körper leblos an den Fesseln.

Ein entsetztes Raunen ging durch die Menge, während der graue Wolfsmann und der sichtlich verärgerte Tharoner sich entfernten. Mehrere Wächter lösten die Reihen der Sklaven auf und trieben sie wieder an die Arbeit. Auch Yard und seine Freunde mußten wieder in ihre Höhle zurückkehren. Als sie dort angelangt waren, wartete Gwen-

don solange, bis sich ihr Wächter entfernt hatte und blickte Yard dann fragend an. „Warum hat dieser verfluchte Tharoner ausgerechnet nach dir gefragt und weshalb bist du ihm so wichtig?“

„Bleiben wir dennoch Freunde, wenn ich euch die Antwort jetzt schuldig bleibe? Vertraut ihr mir trotzdem?“ Yard sah in die Gesichter der drei Männer und er glaubte Zweifel darin zu lesen. „Ein Mensch ist gerade wegen mir gestorben und das wird mir ewig auf dem Gewissen lasten, aber ich kann und darf euch den Grund von all dem nicht nennen, jedenfalls nicht jetzt. Ich verstehe es ja selbst noch nicht richtig und bitte nur darum, daß ihr mir nicht die Freundschaft entsagt!“

Der Hochländer blickte ihm tief in die Augen, so als wolle er Yards Seele erforschen. Dann lächelte er jedoch und sagte: „In deinen Augen ist kein Falsch, ich glaube und vertraue dir. Was auch immer der Grund für den Vorfall war, wenn du jetzt nicht darüber reden kannst, so ist das in Ordnung. Was meint ihr?“ Gwendon fragte Barra und Yassur, die sich ohne Zögern seiner Meinung anschlossen. Yard war froh und bedankte sich bei den drei Freunden für ihr Schweigen. Dann begaben sie sich, um sich abzulenkten, wieder an ihre Arbeit. Vor Yard lag noch immer der schwere Gang durch die neuentdeckte Röhre. Doch er verdrängte seine Angst und sah die kommende Aufgabe als eine Art Sühne für das gewaltsam genommene Leben seines Mitgefangenen an, der für ihn gestorben war und dessen Namen er nicht einmal kannte...

Unerwartete Flucht

Barra-Kan band Yard ein langes Seil um seine Hüften und befestigte es an seinem Rücken mit einem fachmännischem Knoten. Danach überzeugte er sich nochmals von dem festen Halt des Seils und sagte: „Wenn du feststecken solltest, ziehen wir dich hiermit wieder heraus!“ Der Dwane sah in Yards besorgtes Gesicht und beruhigte ihn. „Du mußt dich nur langsam und vorsichtig bewegen. Schiebe die Lampe“ (er überreichte Yard eine der Phosphorleuchten) „immer vor dir her, damit du siehst, ob du noch weiter vordringen kannst!“

Der junge Mann stieg in das Loch, das sie geschlagen hatten und kroch dann in den Spalt hinein. Er war anfänglich beinahe mannshoch, duckte sich jedoch nach einigen Metern, so daß Yard nun auf Händen und Knien weiterkriechen mußte. Stück für Stück, so wie Barra es ihm geraten hatte, arbeitete er sich voran. Dabei spürte er stets einen warmen Luftzug auf seinem Gesicht, der den Schweiß trocknete. Das Gestein war rau und porös und er merkte, daß sein Rock an vielen Stellen aufriß. Die Wände waren mit Schwefelablagerungen übersät, aber an den Geruch hatte Yard sich bereits gewöhnt. Als er sich ungefähr zwanzig oder fünfundzwanzig Schritte vorgearbeitet hatte, wurde die Röhre mit einem Mal wieder höher und breiter. Sie bekam das Aussehen eines riesigen Trichters und er konnte sich endlich wieder aufrichten. Bald darauf hatte er das Ende der Röhre erreicht. Yard hielt die Lampe vorsichtig in die Höhe, das spärliche Licht reichte nicht weit aber es mußte eine wahrhaft gewaltige Höhle sein, vor der er sich befand. Der Ausgang des Trichters war zum Glück auf der

gleichen Höhe wie der Erdboden der Höhle und er konnte gefahrlos heraustreten. Die Wand, die sich nun hinter ihm befand, stieg schräg in die Höhe. Er konnte jedoch nicht sehen, wie weit sie nach oben führte; die Höhle schien also sehr hoch zu sein. In einiger Entfernung hörte Yard ein blubberndes Geräusch, so als würden Luftblasen im Wasser nach oben steigen. Plötzlich wurde das Seil strammgezogen und er erwachte aus seiner Bewunderung. Er stieg wieder in den Eingang des Trichters und rief hinein, daß alles in Ordnung sei und er die Höhle gefunden habe.

„Komm zurück!“ hörte er Barra rufen. Er folgte der Aufforderung sofort und machte sich auf den Weg zurück. Als er wieder bei den anderen angelangte, befanden sich auch zwei Wartanwälter unter ihnen, die offensichtlich ebenso auf die Neuentdeckung gespannt waren.

„Was hast du gefunden?“ fragte Barra aufgeregt.

„Der Spalt wird nach einigen Schritten sehr eng, vergrößert sich jedoch auf halbem Weg wieder, so daß man aufrecht gehen kann. Der Ausgang mündet in einer sehr großen und hohen Höhle; das Licht der Lampe reichte nicht bis an die Decke!“ antwortete Yard. „Weiter hinten habe ich außerdem das Geräusch von aufsteigenden Luftblasen gehört!“

„Möglicherweise eine Schwefelquelle!“ vermutete der Dwane. Stolz richtete er sich Gwendon zu und sagte: „Ich wußte, daß sich dort ein großes Gebiet befindet!“

„Ja, du wußtest es!“ bestätigte der Hochländer lächelnd. Die Wartans blickten verwundert von einem Gefangenen zum anderen. Die Männer führten sich so auf, als gehöre ihnen die neue Höhle.

„Wie ist die Wand am Ausgang der Röhre beschaffen, sieht sie stabil aus?“ fragte Barra Yard.

„Sie geht schräg in die Höhe, weiter als der Lichtstrahl

reicht!“ antwortete der Gefragte.

„Sehr gut“, brummte der Dwane zufrieden, „wir können also einen Durchbruch wagen!“ Zu den Wächtern sprach er nun fast im Befehlstone: „Wir benötigen schweres Werkzeug, um einen Durchgang zu schlagen. Große Hämmer und Meißel und vielleicht noch zwei zusätzliche Männer. Und wir brauchen es bald, versteht ihr?“

Einer der Wartans knurrte unwillig, nickte dann jedoch und machte sich auf den Weg, um das nötige zu veranlassen. Dieser kleinen Weißhaut würde er schon bald den richtigen Respekt beibringen, das schwor er sich.

Als die Männer kurz darauf das Werkzeug erhielten und zwei weitere Gefangene zu ihnen stießen, konnte die schwierige und mühevollen Arbeit beginnen. Die beiden Neuen, ein Welke und ein Mann aus Bullierien, das weit im Osten lag, waren über diese Abwechslung froh, zumal sie nun auch bessere Nahrung erhielten. Die Arbeit ging gut und in seltsam fröhlicher Stimmung voran. Die Wächter betrachteten diesen Umstand natürlich mißtrauisch, getrauten sich jedoch nicht einzuschreiten. Der Lagerleiter war bereits von der Entdeckung informiert und zeigte großes Interesse an der möglichst schnellen Erschließung. Niemand durfte den Männern also dabei im Wege stehen und sie bekamen absolut freie Hand.

Nach beinahe zwei Wochen waren sie ein gutes Stück vorangekommen. Yard schätzte, daß sie bald auf die Stelle stießen, an der die Röhre wieder höher wurde. Zur Sicherheit wurde die Decke in regelmäßigen Abständen mit starken Stützbalken versehen. Nach drei weiteren Tagen, war der Durchgang in Mannshöhe fertiggestellt. Barra-Kan trat als erster in die Höhle und ein Leuchten lag in seinen Augen, als er die Lampe umherschwenkte. „Ein Wunder der Natur“, sagte er, „und das in einem solchen Land. Höhlen

dieser Art würden wir in meiner Heimat in wunderschöne Hallen verwandeln!“ Eine Träne kullerte seine Wange hinab und er versuchte sie zu verbergen. Auch Gwendon, Yassur und sogar die beiden Wartans waren von der Erhabenheit dieses Ortes beeindruckt. Einer der Wächter fuhr nun nach oben, um dem Lagerleiter Bericht zu erstatten. Der Graue fieberte diesem Moment bereits die ganze Zeit entgegen. Ein neues und ertragreiches Abbaugelände unter seiner Leitung entdeckt, würde ihm sicher die nötigen Sympathien nach oben verschaffen. Möglicherweise erhielt er nun endlich die Gelegenheit, diesen dreieckigen Ort zu verlassen, ja vielleicht würde man ihn sogar als Stadthalter in einem der neueroberten Gebiete einsetzen. Er malte sich bereits all die angenehmen Dinge, wie Sklavinnen und reichlich Bachkharretränk aus und seine Laune stieg, als er die guten Neuigkeiten erhielt.

Der Lagerleiter war so aufgeregt, daß er entschied, persönlich und sofort in die Mine einzufahren. Auf seinem Weg in die unterste Sohle dachte er darüber nach, wie er seinen Erfolg bei seinen Oberen in Xax-Tamor am besten vortragen könnte. Natürlich würde er die Entdeckung als seine Initiative ausgeben; nur auf diese eine Weise kam man in der Hierarchie weiter nach oben. Er hatte keinerlei Skrupel, alle beiseite zu räumen, die ihm dabei im Weg standen. Diese Art Benehmen wurde in der Hauptstadt nur zu gern gesehen, schließlich hatte man ihm nicht umsonst die Leitung über ein so großes Lager übertragen.

Endlich unten angelangt, ließ sich der Graue schleunigst in die besagte Kammer führen, in welcher der Eingang in die neue Höhle lag. Er stieg eilig die Treppe hinab und blickte erfreut in die Röhre, an deren Ende gerade ein letzter Stützbalken aufgestellt wurde. Um noch besser sehen zu können, mußte er näher herantreten, denn die Staub-

konzentration hier unten war sehr hoch. „Dort hinten liegt die Höhle?“ fragte er einen seiner Untergebenen.

„Ja Herr, und sie scheint sehr groß und reich an Schwefel und Gasen zu sein!“ antwortete der Gefragte. „Komm, ich führe dich hinein!“

Der Lagerleiter brummte zufrieden über diese Antwort. Das hier würde sein gesamtes Leben verändern. Er wußte ja nicht, wie sehr er damit Recht hatte, denn in seiner Aufregung spielte er nervös mit einem Steinfeuerzeug herum, das er in seiner Hand hielt. Ohne auf den seltsamen Geruch zu achten, der hier allgegenwärtig war, drückte er immer und immer wieder den Hebel zusammen, der auf dem Feuerstein entlang schliff und dabei Funken erzeugte. Sein Untergebener bemerkte das und wollte ihn warnen, doch da war es bereits zu spät. Einer der Funken entzündete den angesammelten Schwefelstaub in der Kammer und es kam zu einer gewaltigen Explosion. Große Teile der Decke stürzten zusammen und begruben die beiden Wesen unter sich. Die Druckwelle breitete sich rasend schnell aus und fand durch den neuen Gang ihren Ausweg. Die schweren Stützbalken wurden wie dünne Streichhölzer umgeknickt und herausgeschleudert. Die Männer am Ende des Ganges wurden ebenfalls erfaßt und in die Höhle geschleudert. Auch die Röhre stürzte zusammen und verwehrte ihnen damit jegliche Rückkehr. Eine mächtige Staubwolke verdunkelte jedes Licht und sie senkte sich nur langsam, während noch immer große Gesteinsbrocken herabfielen und die gesamte Höhle zu erzittern schien.

Gwendon erhob sich benommen und blickte sich um. Außer einigen Hautabschürfungen und Prellungen, hatte er nichts abbekommen. Auch Barra und Yassur standen langsam wieder auf, ebenso einer der Wächter, der sie bei der Arbeit bewacht hatte. Der Hochländer erkannte sofort die

Gelegenheit, ergriff das Schwert des verletzten Wartans und stieß es ihm tief in die Brust. „Das ist für all die verlorenen Jahre!“ brüllte Gwendon und das Wolfswesen sank röchelnd zu Boden.

Der Staub legte sich langsam und im Licht der Lampe erkannten die Freunde die Beine der zwei anderen Männer, die unter großen Steinbrocken hervorragten. Sie wußten sofort, daß ihnen nicht mehr zu helfen war. Aber wo befand sich Yard, hatte er es ebenfalls nicht geschafft?

„Schnell die Lampe!“ hörte Gwendon Barra rufen. Der Dwane hockte bei der leblosen Gestalt des jungen Mannes und stützte dessen Kopf.

„Oh nein, bitte nicht der Junge!“ sagte der Hochländer. Doch da gab Yard ein Stöhnen von sich und schlug die Augen auf.

„Welken sind aus einem harten Holz geschnitzt!“ lächelte Barra und half Yard hoch.

„Was ist denn nur geschehen?“ fragte der junge Mann und rieb sich eine schmerzhafteste Stelle an seinem Kopf.

„Eine Explosion!“ antwortete Gwendon. „Irgend etwas muß den Staub in der Vorhöhle entzündet haben. Ich hoffe, es hat möglichst viele von diesen verfluchten Wartans erwischt. Wir sind jedenfalls noch am Leben; allerdings nun auch gefangen in diesen Hallen. Der Weg zurück ist vollkommen versperrt!“

„Das ist die Gelegenheit um zu entkommen!“ rief Yard aus. „Sie müssen annehmen, daß wir tot sind und werden nicht nach uns suchen!“

„Vorausgesetzt es gibt einen zweiten Ausgang und wir finden ihn!“ gab Gwendon zu bedenken.

„Es gibt einen Ausgang“, sagte Barra bestimmt, „und wir werden ihn finden. Denke an den Luftzug, den wir die ganze Zeit verspürten!“

„Sicher, alter Freund!“ antwortete der Hochländer skeptisch. „Aber wie lange wird das Licht unserer Lampe noch anhalten?“ Gwendon hatte vollkommen Recht, denn das Licht wurde zusehends schwächer. Die Phosphorlampen mußten regelmäßig dem Tageslicht ausgesetzt werden, um ihren Zweck zu erfüllen. Die einzige Leuchte, die sie dabei hatten, würde noch ungefähr eine Stunde Licht spenden, dann herrschte vollkommene Dunkelheit.

„Ein Dwane findet seinen Weg auch in der Finsternis!“ bemerkte Barra stolz. „Ich werde euch führen, so sicher, als schiene die Sonne hier unten!“

„Deine Fertigkeiten in allen Ehren“, warf Yard ein, „aber könnten wir nicht ein Feuer entfachen?“

Gwendon schüttelte den Kopf. „Unmöglich, wir würden eine zweite und noch viel gewaltigere Explosion erzeugen. Die ganze Höhle ist voller Gas; wir müssen uns also auf unser Glück und die gute Nase Barras verlassen. Laßt uns soviel Licht wie möglich ausnutzen und uns auf den Weg machen. Doch zuvor sollten wir noch einige Dinge aus dem Vorrat unseres Wächters mitnehmen. Vor allen Dingen die Kleidung, denn wenn wir es tatsächlich bis nach draußen schaffen, wird es sehr kalt werden!“

Gwendons Vorschlag wurde rasch in die Tat umgesetzt. Yassur und Yard erhielten den größten Teil der Kleidungsstücke des Wartans, denn sie trugen nur dünne Röcke. Die Männer fanden außerdem noch zwei Messer und eine Feldflasche, die noch zur Hälfte mit Wasser gefüllt war. Jeder von ihnen nahm einen Schluck, und dann machten sie sich auf den Weg.

Währenddessen hatte die Detonation ein heilloses Chaos im Lager verursacht. Die Wachen waren alarmiert und rannten ziellos durcheinander, da niemand im ersten Moment wußte, was genau geschehen war. Als sie dann er-

fuhren, daß der Lagerleiter verschüttet worden sei, eilten sie alle in die Mine, um zu helfen. Dieses gewaltige Durcheinander nutzten einige der noch kräftigeren Gefangenen zur Flucht. Etliche Hunderte warfen ihr Werkzeug weg und eilten den schmalen Weg empor, der aus der Senke führte. Das wiederum wurde von einem Unterführer bemerkt, der verzweifelt versuchte, ein Jagdkommando zusammenzustellen. Die geflohenen Sklaven mußten unbedingt wieder eingefangen werden, ansonsten würden Köpfe rollen und der Seine wäre mit Sicherheit dabei. Er stampfte wütend mit dem Fuß auf den Boden. So hatte er sich seine Beförderung nicht vorgestellt, denn die Verantwortung lag nun bei ihm. Er trichterte seinen Untergebenen ein, ja keinen der Gefangenen entkommen zu lassen.

Inzwischen begaben sich Yard und seine Gefährten in das Innere der Höhle und erreichten bald die Stelle, von der das blubbernde Geräusch herkam. Es handelte sich tatsächlich um eine Quelle, in der Gasblasen aus dem dunklen Wasser emporstiegen. Sie hatte ungefähr den Durchmesser von zwanzig Schritten und lag in einem fast kreisrunden Gesteinsbecken. Gwendon steckte vorsichtig einen Finger hinein und zog ihn sofort wieder heraus. „Das Wasser ist sehr heiß!“ bemerkte er erstaunt.

„Ja“, antwortete Barra wissend, „in den Tiefen der Erde stecken große Kräfte und sie walten auch in diesem Land. Würden sie doch freierwerden und der Häßlichkeit ein Ende bereiten!“ Der Dwane hielt einen Faden seiner Kleidung hoch und beobachtete ihn. Er bewegte sich kaum merklich, aber er bewegte sich. „Wir werden dem Luftzug folgen!“ sagte er und deutete in den dunklen Schlund vor ihnen. Die Gefährten fragten sich, wie dieses Abenteuer wohl für sie enden würde, aber sie folgten dem Dwanen vertrauensvoll. Um sich abzulenken, erzählte jeder von

seiner Heimat und seinem Leben vor der Gefangennahme. Gwendon berichtete von jenem Tag, als er mit seiner Frau über die grünen Hügel Kayhlies ritt und sich plötzlich einer Gruppe von Wartans gegenüber sah. Sie wurden verschleppt und über einen, den Hochländern bis dahin unbekanntes Paß in das Gebirge geführt.

„Wenn es uns gelingt, nach draußen zu gelangen, werde ich diesen Paß wiederfinden und euch in meine Heimat führen. Ich hoffe nur, sie ist von diesen Bestien noch nicht besudelt worden!“

Das Licht der Lampe war nun fast vollständig erloschen. Nur ein letztes Glimmen ermöglichte es Barra, sich an einer besonders schwierigen Stelle zurechtzufinden. Bald mußten sie sich also in völliger Finsternis fortbewegen. Sie wanderten stundenlang durch die Höhle, nur geführt durch einen kaum merklichen Luftzug und dem Instinkt des Dwanen. Mittlerweile mochte es schon späte Nacht und vielleicht sogar wieder Morgen geworden sein und noch immer tasteten sie sich voran.

Der Höhlenboden stieg mal sanft an, mal fiel er wieder hinab, doch nichts deutete auf einen, sich nähernden Ausgang hin. Der Schwache Luftzug blieb jedoch und nichts feindliches oder unüberwindliches stellte sich ihnen entgegen. Die monotone Dunkelheit und Hunger und Durst forderten aber dennoch ihren Tribut und am Ende des zweiten Tages, (nach Barras Zeitgefühl gerechnet), ließen sie sich alle erschöpft niedersinken. Jeder von ihnen zweifelte inzwischen im Stillen daran, daß sie noch einen Ausweg finden würden. Aber so lange sie noch konnten, wollten sie weitersuchen. Doch zunächst benötigten sie alle etwas Schlaf, danach würde es schon irgendwie weitergehen. Dort wo sie sich hinlegten schliefen sie auch ein. Vier Männer, die nun frei aber dennoch gefangen waren.

Nach einigen Stunden erholsamen Schlafes öffnete Yard die Augen und mußte sie sofort wieder schließen, denn er wurde sehr stark geblendet. Zunächst dachte er, sie wären entdeckt worden und heller Fackelschein würde in sein Gesicht scheinen, doch dann wurde sein Verstand klarer. Das Licht kam von sehr weit oben und es war eindeutig Tageslicht. Es war zwar recht trübe aber seine an die lange Dunkelheit gewöhnten Augen paßten sich nur langsam an. Er sprang auf und betrachtete die Lichtquelle nun genauer. Mehrere Mannslängen über ihm befand sich ein Loch, das den Ausgang eines kaminartigen Schachtes bildete. Erst jetzt bemerkte er, daß es nicht der einzige Schacht dieser Art war, sondern einer von vielen, die die hohe Höhlendecke wie ein Sieb durchlöcherten. Sofort weckte er seine Gefährten, die zunächst ebenfalls geblendet, dann aber begeistert über diese Entdeckung waren. Die Männer blickten sich um und konnten erst jetzt das gesamte Ausmaß der Höhle ermessen. Die Wand, an der sie sich stets entlanggetastet hatten, lag mehrere Felder weit von der gegenüberliegenden entfernt, wobei die Höhle in gleichbleibender Breite noch weiter nach Norden führte, bis der schwache Lichtschein wieder von der Dunkelheit verschluckt wurde.

Die Gefährten erhoben sich nun alle und suchten nach einer geeigneten Möglichkeit, um irgendwie nach oben zu gelangen. Der Kaminschacht direkt über ihnen, war zum besteigen am besten geeignet, da die Decke an dieser Stelle noch am niedrigsten war. Um den Anfang der Röhre zu erreichen, mußte einer der Männer auf die Schulter eines anderen steigen, um dann hineinzukriechen und sich festen Halt zu verschaffen. Diese Aufgabe übernahm Yassur, der mit Gwendons Hilfe hochstieg und sich von der Besteigbarkeit des Kamins überzeugte. Viele kleine Vor-

sprünge und Löcher in der Wand der Röhre vereinfachten das Unterfangen zum Glück und ein halbwegs guter Kletterer hatte keine Schwierigkeiten, hinaufzugelangen. Da Yard der leichteste war, stieg er nun als erster hoch. Danach folgte Barra, der sich mit seinen kurzen Beinen gerade noch an den Wänden abstützen konnte, dann stieg Yassur erneut hoch. Als er eine relativ günstige Position erreicht hatte, streckte er ein Bein nach unten aus, während er sich mit dem anderen auf einen der Vorsprünge stellte. Gwendon sprang hinauf und hangelte sich an dem ausgestreckten Bein hoch, bis er selbst Halt fand. Jetzt mußte er warten, bis Yassur weiter nach oben kletterte, dann erst konnte er vollends in den Kamin einsteigen. Diese gewagten Anstrengungen schienen beide Männer mit Leichtigkeit zu überwinden und die Vertrautheit, mit der sie sich halfen zeigte, wie gut sie sich verstanden.

Yard hatte inzwischen über die Hälfte des Aufstieges hinter sich gebracht. Die Röhre verjüngte sich zwar etwas, aber ein Mann konnte sich noch immer problemlos hindurchzwingen. Seine Arme und Beine begannen jedoch zu schmerzen und die Entbehrungen der letzten Tage zeigten ihre Wirkung. Doch auch seinen Freunden schien es so zu ergehen; Yard hörte Barra unter sich vor Anstrengung stöhnen. Der kleine Mann hatte es deutlich schwerer, sich mit seiner kurzen Gestalt festzuhalten. Dennoch hatten es die Beiden bald geschafft. Für einen Moment verdunkelte Yards Körper das Licht als er sich direkt unterhalb des Loches befand. Er griff mit einer Hand aus dem Kamin heraus und ertastete poröses Gestein, an dem man sich hervorragend festhalten und herausziehen konnte. Sein Kopf lugte heraus und er sah, daß er sich mitten in einem kleinen Vulkankrater befand. Wie die Wände eines Trichters stiegen schwarze und graue Felsen empor und verdeckten

die Sicht auf die weitere Gegend. Er kletterte gänzlich heraus und half auch den anderen beim Ausstieg. Dann erklimmen sie den Rand des Kegels, um zu sehen, wo sie sich in etwa befanden. Die gesamte Umgebung bestand aus lauter ähnlichen Kratern, ein Umstand, der ihnen sehr entgegen kam, wie Gwendon meinte. „Die Vulkane geben uns eine gute Deckung vor ihren Flugechsen!“ sagte der Hochländer. „Wir sollten die Dämmerung abwarten und uns erst dann fortbewegen. Bis dahin bleiben wir am besten am Rand dieses Hügels liegen, hier sieht man uns von oben nicht so leicht!“

Die Männer waren mit dem Vorschlag einverstanden und es zeigte sich auch bald, daß es besser war, sich noch versteckt zu halten. Inzwischen waren nämlich einige der gefürchteten Flugechsenreiter aufgestiegen, um nach geflohenen Gefangenen zu suchen. Trotz der Versuche des Unterführers, die Flucht seiner Sklaven möglichst geheim zu halten, war die Nachricht schon bald in die umliegenden Garnisonen gedrungen, von denen aus die Echsenreiter ihre Suche begannen.

Der Unterführer bezahlte sein Versagen mit dem Leben, denn ein hoher Saurodenoffizier bestrafte ihn dadurch, daß er ihm den Kopf abschlug und seinen Informanten als neuen Lagerführer einsetzte.

Während die schrecklichen Wesen hoch oben über sie hinwegflogen, lagen die Gefährten mit Vulkanstaub getarnt am Rand des Kegels und warteten die Dunkelheit ab. „Wir müssen wieder ein Stück nach Süden zurückgehen und uns dann westlich halten, um in das Gebirge zu gelangen!“ sagte Gwendon gerade leise zu seinen Freunden.

„Meinst du, daß du den Paß wiederfindest?“ fragte Barra ihn.

„Wir müssen ihn einfach finden, einen anderen Weg gibt

es nicht mehr!“

Yard war bei dieser Sache recht zuversichtlich. Seitdem sie sich wieder an der Oberfläche befanden, war seine Laune um ein Vielfaches gestiegen. „Wir werden schon...!“ begann er, als er von Yassur unterbrochen wurde. „Still!“ flüsterte der Dschammallaner und hob warnend die Hand. Seine feinen Ohren hatten entfernte Geräusche vernommen. Es war das Knirschen von Steinen unter Fußsohlen und Stimmengemurmeln, das ihn aufmerksam werden ließ. Jetzt konnten es auch die anderen hören, die Geräusche näherten sich. Diejenigen, die diese Geräusche verursachten, bemühten sich jedenfalls nicht, sehr leise zu sein. Lautes Rufen und Brüllen war zu hören, die Sprache war allerdings nicht zu verstehen. Die Lärmer wollten anscheinend den Vulkan besteigen, denn es wurde zunehmend lauter. „Ich werde sie belauschen!“ raunte Yassur und kletterte vorsichtig den Kegel hinauf. Oben angekommen, lugte er über den Rand und sah zu seinem Erschrecken eine Gruppe von etwa fünfzehn Wartans, die alle schwerbewaffnet waren und sich anschickten, den Vulkanhügel zu besteigen. Doch dann blieb der Troß stehen und der Anführer bestimmte einen seiner Leute, allein hinaufzugehen und den Hügel zu kontrollieren. Der Bestimmte schien jedoch nicht einverstanden zu sein und es entwickelte sich offenbar ein Streit zwischen den beiden. Das Gespräch konnte Yassur natürlich nicht verstehen, denn die Wesen unterhielten sich in ihrer Sprache, aber sie stritten sich tatsächlich.

Der Anführer befahl dem ausgesuchten Wartan in scharfen Worten: „Zaborr, du wirst jetzt diesen verdammten Hügel besteigen und sehen, ob alles in Ordnung ist!“

Der Angesprochene erwiderte launisch: „Was für einen Zweck soll das haben? Keiner dieser weißhäutigen Halun-

ken wird sich bis hierher wagen. Ich sage, wir sollten weiter im Süden suchen, hier gibt es nur stinkende Löcher!“ Kaback der Anführer wurde wütend. „Du sagst also etwas? Und ich sage dir, daß du hier nichts zu sagen hast. Der Befehl lautet: diese Gegend absuchen, also werden wir das auch tun. Wenn du dich weiterhin weigerst, werde ich dich melden. Außerdem sollen die Geflügelten unterwegs sein und sie sind sicher nicht erfreut wenn sie erfahren, daß Zaborr meint, man solle an einer anderen Stelle suchen!“

Der zynische Ton Kabacks und die Erwähnung der Echsenreiter veranlaßten Zaborr recht schnell, seinem Befehl nachzukommen. Mißmutig trat er seinen Weg nach oben an. Yassur stieg so schnell wie möglich nach unten und warnte seine Gefährten, während der Wartan bereits die Hälfte der Steigung hinter sich gebracht hatte. Als er endlich den Grat des Hügels erreichte, sah er, daß seine Gruppe bereits weitergezogen war, um die Nachbarhügel zu untersuchen. Zaborr stolperte und fluchte wild. Er haßte solche Aufträge, bei denen einer dieser speichelleckenden Emporkömmlinge das Sagen hatte. Aber ein Wartan wie Zaborr ließ sich nicht so einfach herumkommandieren. Er würde es sich auf diesem verfluchten Hügel ein wenig bequem machen und dann wieder heruntersteigen und melden, daß er nichts entdeckt habe. Er blickte angewidert in den Krater hinab. Es war alles so, wie er es vermutet hatte. Nur schwarz-gelber Staub und ein Loch in der Mitte, das von einigen losen Felsstücken umgeben war. Zaborr setzte sich. Mochte dieser eingebildete Kaback nur immer schön weitersuchen und... Doch was war das? Als er die vermeintlichen Felsen genauer betrachtete, bemerkte er drei, nein vier halb zugeschüttete Gestalten, die regungslos in der Senke lagen. Der Wartan erhob sich und strengte seine

Augen noch mehr an. Es bestand kein Zweifel, dort unten lagen Körper. Einigen Gefangenen mußte es also doch gelungen sein, sich bis hierher durchzuschlagen. Zaborr grubelte nun nach, was er unternehmen sollte. Würde er seinen Anführer herbeirufen, so würde dieser sich nur bestätigt fühlen und seinen Hochmut an ihm auslassen. Nein, diese Männer waren offensichtlich schon tot, und er würde sie einfach gänzlich verscharren und niemandem etwas davon erzählen. Sollten sich tatsächlich noch mehr von den Weißhäuten in dieser Einöde befinden, so würden sie ohnehin nicht lange überleben.

Mit dieser Absicht schritt er also langsam den Abhang hinunter, wobei er sein Schwert zog und sich den leblosen Gestalten vorsichtig näherte. Als er den ersten Toten erreichte, trat er mit dem Fuß dagegen. Es erfolgte keinerlei Reaktion also ging er zum nächsten. Der Mann lag zusammengekrümmt und mit dem Gesicht nach unten, auf dem Boden. Auch bei diesem zeigte ein kräftiger Tritt keine Wirkung, und so steckte der Wartan seine Waffe wieder ein. Plötzlich jedoch sprang der vermeintlich Tote auf und hielt selbst eine Klinge in der Hand, die er dem Wartan mit vollster Wucht in den Bauch stieß. Doch Gwendon traf nur die Gürtelschnalle des Lederwamses und sein Schwert rutschte ab. Der Wartan war zwar verletzt aber keineswegs kampfunfähig. Er öffnete schon sein schreckliches Maul um Hilfe herbeizurufen, doch da erhob Yassur sich blitzschnell hinter ihm, packte seinen Kopf und verdrehte ihn mit einer ruckartigen Bewegung. Es gab ein knirschendes Geräusch und das Wolfswesen sackte in sich zusammen. „Das war wirklich im letzten Moment!“ keuchte Gwendon atemlos. „Aber was für ein Griff, ich möchte wahrlich nicht dein Gegner sein!“

Der Dschammallaner machte eine wegwerfende Handbe-

wegung und antwortete: „In den Wüsten meiner Heimat, es gibt viele wilde und große Tiere. Man muß sie besiegen können auch ohne Waffen. Jeder junge Mann lernt das!“ Barra ging zu dem Leichnam und kniete sich nieder. Er nestelte an dessen Sachen und holte eine Feldflasche hervor. „Sie ist noch halbvoll!“ sagte er und schüttelte die Flasche. „Wir müssen etwas trinken, auch wenn es Wasser von diesen Wesen ist. Wer weiß, wann wir wieder etwas davon finden!“

Gwendon, der auch großen Durst verspürte, nickte. „Du hast Recht, jeder sollte einen Schluck trinken. Dann aber müssen wir schleunigst verschwinden, denn seine Kameraden suchen sicher bald nach ihm!“ Er nahm das Schwert des getöteten Feindes und reichte es Yard. „Hier, du sollst nicht unbewaffnet sein, falls wir noch weitere Begegnungen mit dieser Brut haben!“

Yard nahm die Waffe entgegen. Ihre Handlichkeit fiel ihm sofort auf und die Klinge kam ihm sehr bekannt vor. Dann erkannte er sie, es war die Waffe Torens,... doch nein, die Inschrift auf der Schneide fehlte. Ansonsten war es jedoch ein fast identisches Schwert. Woher hatte der Wartan eine tharonische Waffe? Yard fiel die Begegnung mit dem Tharoner im Lager wieder ein. Gab es also noch weitere Verbindungen zwischen der großen Stadt und diesem Volk? Lieferte Tharon etwa auch Waffen an die Bestien, die nun ihre einstigen Provinzen überfielen?

Der junge Mann hatte keine Zeit sich weitere Gedanken zu machen, denn die Männer verscharrten den Leichnam so gut es ging und brachen danach sofort auf. Auf dem Grat des Kraters angelangt, spähten sie vorsichtig in alle Richtungen aber es war zum Glück keines der Wolfswesen in Sicht. So schnell sie konnten, liefen sie den Abhang hinunter und um den Vulkan herum, in südliche Richtung.

Es begann bereits zu dämmern und sie nutzten jeden Schatten der umliegenden Hügel zur Deckung. Kein Feind kam ihnen dabei in die Quere und als es vollkommen dunkel geworden war, hatten sie die freie Ebene erreicht. Ihr Ziel war es, die ganze Nacht zu laufen, wobei sie jetzt ihre Richtung änderten und sich mehr westlich hielten, um sich dem Gebirge zu nähern. Tagsüber wollten sie sich dann flach auf den Boden legen und so gut wie möglich tarnen. Dabei kam ihnen der Umstand zur Hilfe, daß das Land weiter westlich noch nicht gänzlich tot war und einige, wenn auch halbvertrocknete Büsche aufwies. Bei Anbruch der Morgendämmerung legten sie sich hinter eine solche Buschgruppe und verbargen sich zum schlafen, wobei immer einer der vier Männer für zwei Stunden Wache hielt.

Zweimal während des Tages sahen sie die Echsenreiter hoch oben in der Luft über sich hinwegfliegen, aber diese kreisten zum Glück zu hoch, um sie zu bemerken. Gwendon blickte während seiner Wache nachdenklich auf das noch etwa zwei Nachtreisen entfernte Gebirge und versuchte sich an den Weg zum Paß zu erinnern. Die Berge beschrieben an dieser Stelle einen scharfen Bogen nach Westen, als ob sie vor dem Schrecken dieses Landes flüchten wollten. Kayhlien wurde von ihnen tatsächlich wie ein halber Ring umschlossen. Aus diesem Grund nannten die Hochländer das Gebirge Kräyn-Tayyer, was ebenfalls Hufeisen bedeutete.

Der höchste Berg, den man von Gwendons Betrachtungspunkt aus sehen konnte war Haygar, den man den Dunklen nannte. Irgendwo an der östlichen Seite dieses Berges waren sie damals entlanggekommen und dort mußte sich der schmale Paß befinden. Jener Weg, der ihm eine lange Gefangenschaft und Noira den sicheren Tod gebracht hatte. Der Hochländer vergrub sein Gesicht in den Händen

und empfand bittere Trauer. Was hatte man ihr wohl alles angetan? Gwendon bemerkte, daß er Gefahr lief wahnsinnig zu werden, wenn er noch länger über diese Sachen nachgrübelte. Er versuchte sich abzulenken und wollte fortan alles dafür tun, daß es diesen Bestien nicht mehr gelänge, andere Menschen zu entführen und zu versklaven.

Inzwischen war es wieder Abend geworden und die Männer brachen zu ihrer zweiten, nächtlichen Etappe auf. Gegen Mitternacht trafen sie auf einen kleinen Bach, der vom Gebirge herabfloß und sich dann irgendwo in dem dunklen Land verlor. Barra probierte das Wasser und lächelte. „Es ist gut!“ rief er entzückt. „Hier ist das Wasser noch nicht verunreinigt und wir können uns satt trinken und unsere Feldflaschen auffüllen!“

Gierig tranken die Männer das lebensspendende Naß. Es schmeckte zwar doch etwas bitter, aber es war für die halb verdursteten Flüchtlinge eine reine Köstlichkeit. Nun fühlten sie sich trotz ihres Hungers erfrischt und gekräftigt. Mit neuem Mut zogen sie weiter, bis sie am Morgen die Berge in ihrer mächtigen Gestalt vor sich liegen sahen. Sie schienen nun zum Greifen nah und Gwendon deutete nach vorn. „Wir werden heute Nacht ein Hochplateau erreichen, das uns an den Fuß der Berge führen wird!“ erklärte er. „Dort müssen wir an der Ostseite dieses Berges“, er deutete auf Haygar, „den Paß betreten!“

An der Stelle, an der sie sich befanden, wollten sie ihr Morgenlager einrichten und bis zum Abend ruhen. Der Platz war wieder mit einigen Sträuchern umringt und schien bestens geeignet zu sein.

„Ich fürchte, wir werden uns schon jetzt auf den Weg machen müssen!“ bemerkte Barra, der sich nach hinten umsah. „Wir bekommen nämlich unerwarteten Besuch!“ Der

Dwane deutete zum Horizont, wo einige schwarze Punkte auszumachen waren, die sich auf die vier Männer zu bewegten. Die Punkte waren nur einige Stunden entfernt und kamen rasch näher.

„Sie haben die Verfolgung aufgenommen!“ sagte Gwendon. „Die Wartans müssen ihren toten Kameraden gefunden haben und sind unseren Spuren gefolgt. Das habe ich befürchtet; nun werden wir keine Zeit zur dringend benötigten Ruhe bekommen!“ Der Hochländer fragte Yassur, der die schärfsten Augen besaß, wie viele Feinde er zählen konnte.

„Mindestens zehn!“ antwortete der Dschammallaner knapp.

„Wir haben also keine Zeit mehr zu verlieren, es wird ein anstrengender Aufstieg. Ich hoffe ihr habt alle noch Kraft dazu!“

Seine Gefährten nickten und so eilten die Männer los, dem hoffentlich rettendem Gebirge entgegen. Die Landschaft wechselte von staubigem Boden, zu festem Fels und stieg allmählich an. Der Anstieg strengte die seit Tagen nahrungslosen Flüchtlinge sehr an, und sie mußten mehr Pausen einhalten, als ihnen lieb war. Sorgenvoll blickten sie sich immer wieder um und beobachteten ihre Verfolger. Die schwarzen Punkte wurden nun offensichtlich auch schneller, denn es war klar, daß sie ihre Opfer entdeckt hatten.

Die vier Männer gelangten endlich an den Fuß des Felsenplateaus, welches unbedingt überwunden werden mußte. Leider gab es keinen einfachen Weg und so waren sie gezwungen, eine steile Wand zu besteigen. Die nächste flachere Stelle lag weiter östlich und es hätte zu viel Zeit gekostet, sie zu erreichen. Die Steilwand erwies sich jedoch nicht als so schwierig, wie zunächst angenommen. Sie be-

saß viele Vorsprünge an denen man sich hoch hangeln konnte und so überwand den Höhenunterschied von etwa zehn Mannslängen ziemlich schnell. Für Gwendon jedoch noch nicht schnell genug, denn er bemerkte, daß die Wartans immer näher rückten. „Sie sind ausdauernd und sehr flink!“ bemerkte der Hochländer. „Ich hoffe, ich finde den Paß recht bald!“ Er wußte, daß sie sich auf dem Plateau nach links bewegen mußten. Nach einiger Zeit führte ein schmaler Weg zwischen den Felswänden hinauf und dann um den ersten hohen Berg herum. Wenn sie diesen Pfad hinter sich gebracht hatten, würden sie auf den Paßweg gelangen und ihren Verfolgern vielleicht entkommen. Während sie nun über den Grat liefen, versuchte Gwendon sich an markante Punkte zu erinnern. Ein paar Male glaubte er fast, den Einlaß in die Berge gefunden zu haben, doch jedesmal täuschte er sich. Wenn er den Pfad nicht fand, waren sie verloren und die Wartans würden sie einholen und stellen. Das Plateau zeigte keinen Durchlaß und da sie nun schon wieder recht lange gelaufen waren, mußten sie haltmachen und sich ausruhen. Sie rasteten an einem sehr großen Felsbrocken, der mit seinen Ausmaßen fast die gesamte Wegesbreite einnahm und ihnen die Sicht auf den weiteren Verlauf des Grates versperrte.

Gwendon zweifelte langsam an sich. „Ich kann mich an diese Stelle nicht erinnern!“ sagte er kopfschüttelnd.

„Wir werden nicht aufgeben!“ bemerkte Barra, noch immer zuversichtlich. „Und wenn sie uns dennoch kriegen, verkaufen wir unsere Leben so teuer, daß es ihnen nicht schmecken wird!“

Yard blickte bei diesen Worten auf das Schwert, das er trug und erinnerte sich an die Schwüre, die er sich selbst gegeben hatte. Wenn die Verfolger sie tatsächlich einholen soll-

ten, dann würden sie bezahlen. Bezahlen für Oleg, Toren, Anika und all die vielen anderen Menschen, denen sie ein Leid angetan hatten. In dieser, fast schon auswegslosen Lage, wünschte er sich beinahe seine Feinde heran, um ihnen zu zeigen, was die Wut eines Tauris bedeutete. Ja, Wut und Haß verspürte er jetzt auf die, die sein Leben auf so dramatische Weise verändert hatten und ihm alles, was er liebte nahmen. Er wünschte sich in diesem Moment, daß all die Wartans und diese anderen Mißgeburten, all die tharonischen Verräter und Meuchelmörder vor ihm standen, damit er sie erschlagen konnte. Mit einem gewaltigen Schrei machte er sich Luft, wobei er sein Schwert erhob und sich an den Rand des Abgrundes stellte. Er brüllte dermaßen laut und wütend, als wolle er seine Feinde geradezu herlocken und herausfordern. Seine drei Freunde blickten ihn ob des furchterregenden Schreies erstaunt an.

Auch die Wartans reagierten darauf. Für einen kurzen Augenblick blieben sie verwirrt stehen und lauschten dem unmenschlichen Schrei, von dem eine Macht ausging, die sie in ihrem Bann hielt. Was das genau für ein seltsames Gefühl war, konnte sich keines der Wesen erklären, doch kurz darauf war es wieder vergessen und sie setzten ihre Verfolgung fort.

Yard hörte eine innere Stimme in sich, die beruhigend auf ihn einredete. „Du mußt deinen Weg fortsetzen“, sagte die Stimme, die nur er vernahm. Die unbändige Wut wich aus ihm und lächelnd blickte er seine Freunde an. „Laßt uns weitergehen, wir werden schon den richtigen Weg finden!“ sagte er.

Yassur, Barra und Gwendon stimmten ihm zu. Irgend etwas an dem Wesen des Jungen ließ sie wieder aufleben und verschaffte ihnen neuen Mut. Sie erhoben sich und begannen den Felsen zu umgehen. Das war ein gefährli-

ches Unterfangen, weil sie dabei sehr dicht an den Rand des Plateaus gerieten. Langsam und vorsichtig schritten sie um den Felsbrocken herum, angeführt von dem Hochländer, der als erster auf der anderen Seite angelangte. Als er sich umblickte, wollte er seinen Augen nicht trauen. Direkt hinter dem Felsen entdeckte er einen etwa mannsbreiten Spalt in der Felswand. Es war der Durchgang, den er gesucht hatte. „Hier ist es!“ rief er froh, als seine drei Freunde zu ihm stießen. „Dieser große Brocken lag damals noch nicht hier, deshalb erkannte ich diese Stelle nicht. Er muß erst später herabgestürzt sein!“

Seine Vermutungen waren richtig, dieser Ort war sehr steinschlaggefährdet und oftmals veränderten größere Felsstücke die Landschaft und versperrten die Sicht. Die Männer durchschritten den Spalt, der dahinter lag und wurden geradewegs in die Berge hineingeführt. Der Weg stieg kurz darauf steil an, war jedoch durchaus noch begehbar. Nach etwa zwei Meilen Anstieges kamen sie an den Anfang des eigentlichen Passes, welcher um den dunklen Berg herumführte. Der Weg war schmal und beschwerlich, der steile Abgrund auf der linken Seite drohte und die Männer mußten sich immer dicht an der Bergwand halten. Je höher sie gelangten, desto kälter und windiger wurde es. Der Winter hielt Einzug und somit verschob sich die Schneegrenze auch weiter nach unten.

Besonders Yassur, der nur für warmes Wüstenklima gekleidet war, fror erbärmlich. Gwendon bemerkte das und hoffte nur, daß sie noch vor dem Einbruch der kalten Nacht einen Unterschlupf erreichen würden. Er erinnerte sich an eine Höhle, die in dieser Gegend liegen mußte und ihnen vielleicht etwas Schutz gewähren würde. Nach all den überstandenen Strapazen durften sie jetzt nicht einfach hier oben erfrieren.

Währenddessen hatte die Verfolgergruppe ebenfalls den großen Felsen erreicht, der vor dem Spalt lag. Auch die Wartans waren zunächst verwirrt über die Landschaftsveränderung, denn den Felsbrocken kannten sie nicht. Sie beratschlagten sich, wo sie sich wohl nun befänden und was zu unternehmen sei, während die besten Spürnasen unter ihnen weiter die Fährte aufnahmen. Der tierische Teil in ihnen war so gut ausgebildet, daß sie ihre Wolfsinstinkte sehr gut zu nutzen wußten. Während der gesamten Verfolgungsjagd, hatten sie die vier Männer mehr gerochen, als ihre sichtbaren Spuren zu beachten. Die gleichen hellwachen Instinkte führten jedoch plötzlich zu einer großen Unruhe unter ihnen. Irgend etwas tat sich in den Bergen und sorgenvoll blickten sie hinauf.

Als sie endlich gewahr wurden, was sie so dermaßen beunruhigte, war es bereits zu spät für sie. Als seien die Berge erbost über die Anwesenheit der Wartans, kam es zu einem gewaltigen Steinschlag, bei dem riesige Brocken herabstürzten und die Wesen unter sich begruben, oder sie mit in die Tiefe rissen. Wie mit Absicht versperrten dabei auch einige größere Steine den Durchlaß zum Paß, der somit für immer verschüttet war. Ein einziger Wartan, nämlich Kaback der Anführer, berichtete später von der Wut und der Rache der Berge...

Der Paß

Inzwischen hatten die Gefährten ein gutes Stück Weg auf dem Rand des Passes zurückgelegt. Die ersten Schneefelder lagen bereits unterhalb ihrer Höhe. Müde, hungrig und frierend schleppten sie sich voran, bis Gwendon plötzlich ausrief: „Da ist die Höhle. Ich wußte, daß sie hier in der Nähe sein muß!“

Tatsächlich erkannten sie den bogenförmigen Eingang in wenigen Ellen Entfernung. Es war schon fast ganz dunkel und ein heftiger Wind fegte ihnen in die Gesichter, so daß sie froh waren, einen Ort des Schutzes gefunden zu haben. Die Höhle war nicht viel größer als der Wohnraum einer kleinen Hütte, aber zu ihrer Überraschung fanden sie dort drinnen ein Vorratslager und Decken zum Wärmen.

„Das ist offenbar ein Zufluchtslager für ihre Kundschafter, die über den Paß gehen!“ vermutete Gwendon. „Sie haben es sicher erst kürzlich angelegt, denn als wir damals hier vorbeikamen, war die Höhle noch leer!“

„Was es auch immer sei“, entgegnete Barra fröhlich, „heute werden wir die Höhle nutzen; und wenn ich jetzt noch etwas Eßbares in den Vorräten finde, dann küsse ich denjenigen, der dieses Lager angelegt hat. Ob nun Wartan oder nicht, das ist mir egal!“

Sie fanden wirklich etwas Feuerholz und Trockenobst (woher auch immer es stammen mochte). Das geräucherte Fleisch, das sie ebenfalls fanden, ließen sie jedoch liegen. Aber auch so kam ihnen das Essen nach so langer Entbehnung wie ein Festmahl vor. Das Feuer und die Decken wärmten ihre erfrorenen Knochen und so streckten sie sich

bebaglich aus. Der Rauch zog über einen eigens dafür angelegten Kamin ab, deshalb konnten sie auch den Eingang mit Decken verhüllen und den kalten Wind aussperren.

Obwohl sie nicht annahmen, daß die Wartans sie in der Nacht und im Gebirge verfolgten, hielt immer einer der vier Männer Wache. Sie konnten ja nicht ahnen, daß es schon längst keine Verfolger mehr gab. Somit verbrachten sie eine ruhige Nacht, die ihnen einen erholsamen Schlaf bescherte.

Yard erwachte am Morgen als erster, (Barra war in seiner Wache ebenfalls eingeschlafen) und er zog die Decke am Eingang beiseite. Überrascht stellte er fest, daß es in der Nacht geschneit hatte. Das Gebirge um ihn herum war wie mit einem weißen Tuch bedeckt. Das strahlende Weiß des Neuschnees war nach all der krankhaften Farbe des dunklen Landes eine Wohltat für seine Augen. Tief atmete er die kalte, aber klare Bergluft ein und verspürte neue Kraft in sich aufsteigen.

Yassur erwachte ebenfalls und gesellte sich neben Yard. Er schien sehr berührt zu sein von dem für sein Volk unbekanntem Anblick der winterlichen Landschaft. Rechts vor ihnen lag ein mächtiges Zwillingsmassiv im prächtigen Weiß. Dort zwischen den beiden Bergen lag ihr nächstes Ziel.

Der Dschammallaner stand lange schweigend neben Yard. „Wenn ich jemals wiedersehe meine Heimat“, sagte er versonnen, „ich werde diesen Anblick niemals vergessen können!“

„Du wirst deinen Enkeln davon erzählen!“ antwortete Yard lächelnd.

„Ich werde ihnen auch erzählen, von den mutigen Männern, die ich meine Freunde zu nennen das Glück habe!“ Die beiden Männer betrachteten den erhabenen Anblick

noch eine geraume Weile, bis sich auch Barra und Gwendon erhoben. Sie nahmen ein karges Frühstück ein und bereiteten sich dann auf den nächsten Tagesmarsch vor. Als sie aufbrachen, nahmen sie den Rest des Trockenobstes und einige Decken mit, die sie sich gegen die Kälte umhängten. Gwendon blickte fragend zum Himmel, der noch immer wolkenverhangen war. Es sah im Moment jedoch nicht nach weiteren Schneefällen aus.

„Ich hoffe, der bereits gefallene Schnee reicht aus, um unseren pelzigen Freunden das Fortkommen zu erschweren!“ sagte der Hochländer. Ihr eigener Weg wurde nämlich auch immer beschwerlicher. Sie mußten sich durch teilweise hüfthohe Schneewehen hindurchkämpfen und kamen nur sehr langsam voran. Doch so oft sie sich auch umdrehten, war nichts von ihren Verfolgern zu sehen.

Der Paß führte langsam wieder abwärts; denn um den ersten Berg waren sie nun herumgekommen und der Weg würde erst wieder am Fuß der Zwillingsberge ansteigen.

„Wir gelangen jetzt in ein kleines Tal, durch das ein Bergbach fließt!“ sagte Gwendon. „Dort können wir unsere Feldflaschen auffüllen und etwas rasten, bevor wir uns an den nächsten Aufstieg machen!“ Er deutete auf das doppelte Massiv. „Dort zwischen diesen beiden Bergen, die wir die Drachenrücken nennen, liegt unser Weg. Die eigentliche Schwierigkeit fängt damit erst an, denn wir müssen dabei durch eine enge Schlucht, die zwischen den Bergen liegt. Von beiden Seiten könnten Schnee- oder Gesteinslawinen auf uns niedergehen und so manche unsichtbare Spalte verbirgt sich unter dem Schnee!“

Seine drei Begleiter nickten nur, schritten jedoch weiterhin mutig voran. Jede natürliche Gefahr war ihnen lieber, als der Schrecken, der hinter ihnen lag. Als sie schließlich in dem erwähnten Tal ankamen, suchten sie sich eine ge-

eignete Stelle zum Rasten. Sie füllten die Flaschen mit dem Wasser des Baches, der zum Glück noch nicht zugefroren war, und stärkten sich dann mit dem mitgenommenen Trockenobst. Während sie aßen und tranken, besprachen sie sich über ihr weiteres Vorgehen. Gwendon war der Meinung, daß es am besten sei, die Schlucht noch vor dem Abend zu erreichen und dann am nächsten Tag das volle Licht auszunutzen, um sie zu durchqueren.

Barra stand gerade auf, um sich noch ein Stück Obst zu nehmen, als ein sirrendes Geräusch zu vernehmen war. Der Dwane schrie erschrocken auf, ein schwarzgefiederter Pfeil steckte in seiner linken Schulter. Hätte er sich nicht erhoben, wäre der Pfeil in Yards Kopf eingedrungen. Ein kreischender Schrei erschallte oberhalb der Männer und ein zweiter Pfeil landete dicht neben Yassur.

Zwei Sauroden auf ihren geflügelten Drachen kreisten über den vier Männern und verschossen weitere Pfeile, die aber ihr Ziel verfehlten. Gwendon, Yassur und Yard sprangen auf und blickten sich gehetzt um. Etwas weiter rechts von ihnen befand sich ein kleiner Felsvorsprung in der Bergwand, der vielleicht ein wenig Schutz vor den Geschossen bot.

„Dorthin schnell!“ rief Gwendon und rannte auf den Vorsprung zu. Yassur und Yard folgten ihm, doch der verletzte Dwane blieb zurück. Die Sauroden erkannten ihre Chance und flogen auf Barra im Sturzflug zu. Der vorderste von beiden hatte ihn schon fast erreicht, als Gwendon ihm plötzlich wieder entgegenkam. Der Drache änderte seine Richtung nicht, denn sein Reiter war sich seiner Sache sehr sicher. Er wollte die beiden Flüchtlinge knapp über dem Boden überfliegen und ihnen dabei die Köpfe abschlagen. Schon zog das Echsenwesen seine Waffe, um sein Vorhaben umzusetzen. Doch es rechnete nicht mit der Kunstfer-

tigkeit der Hochländer im Schwertkampf, denn als der Reiter nahe genug herangekommen war, schleuderte Gwendon ihm sein eigenes Schwert entgegen. Die Waffe überschlug sich mehrmals in der Luft und ging dann dem geflügelten Wesen mitten durch den faltigen Hals. Reittier und Reiter prallten mit einem erschrockenen Schrei gegen eine Felswand und waren sofort tot. Wütend über diesen Erfolg des Menschen drehte der zweite Saurode ab, jedoch nur, um Schwung für einen erneuten Angriff zu holen. Inzwischen hatten Yassur und Yard den Felsvorsprung erreicht und beobachteten, wie Gwendon dem geschwächten Dwanen aufhalf. Barra war durch den Pfeil schwer verwundet und es blieb den beiden Männern kaum Zeit, denn der Saurode näherte sich bereits wieder. Yard wußte, daß seine Freunde es nicht mehr schaffen würden, zu dem Vorsprung zu gelangen, zumal Gwendon nun unbewaffnet war. Ohne weiter zu überlegen lief er dem Feind mit seinem eigenen Schwert entgegen. Er rannte so schnell, wie noch nie in seinem Leben, die Angst um seine beiden Gefährten verlieh ihm regelrecht Flügel. Der Drache war fast schon bei Gwendon und Barra angelangt. Der Hochländer hatte den Dwanen im Lauf hochgehoben und über seine Schulter gelegt, so daß er sich nicht umblicken konnte. Schon pfiß das erhobene Schwert der Echse durch die Luft, um im nächsten Moment auf die Gegner niederzugehen. Doch Yard gelangte um Augenblicke eher bei ihnen an, sprang und warf sie, selbst mitfallend, um. Noch während er fiel, stieß er seine Waffe nach oben und schlitze dem über sie hinwegfliegenden Drachen den Bauch auf. Das Schwert wurde Yard aus der Hand gerissen und flog einige Schritte weit fort. Das Tier gab einen häßlichen Laut von sich, schlitterte über den Boden und überschlug sich, wobei es seinen Reiter unter sich begrub. Noch einmal

bäumte es sich röchelnd auf, dann blieb es reglos liegen. Gwendon und Yard erhoben sich langsam. Prellungen und Schürfwunden überzogen ihre Körper, ansonsten waren sie jedoch unverletzt. Yassur, der Yard nachgeeilt war und dem abstürzenden Drachen gerade noch ausweichen konnte, nahm Barra vorsichtig hoch und trug ihn auf seinen Armen. Der Pfeilschaft war durch den Sturz abgebrochen und die Wunde an der Schulter des Dwanen blutete stark. Gwendon legte Yard die Hand auf die Schulter und sagte im stolzen Ton: „Das, mein Junge, war eine Heldentat, die man besingen sollte. Wer hat dir diese Art Schwertkampf beigebracht?“

Yard wurde verlegen und murmelte etwas von wenigen Übungsstunden mit einem Schmied aus seinem Dorf.

„Wenn wir diesen Mann einmal treffen, so mußt du ihn mir unbedingt zeigen. Ich muß einem solchen Lehrer einfach die Hand schütteln!“ Gwendons Gesicht strahlte, als er das sagte. Doch sein Lächeln verschwand augenblicklich, als er in Yards traurige Augen sah.

„Er ist leider tot!“ sagte der junge Mann und wischte sich mit der Hand über das Gesicht, als wolle er die Traurigkeit fortjagen. „Was ist mit Barra?“ fragte er wieder viel lebhafter.

Gwendon nickte. „Richtig, wir müssen uns um ihn kümmern. Ich fürchte, er ist schwerer verwundet, als ich zunächst annahm!“ Sorgenvoll blickte er den Dwanen an, den Yassur nun vorsichtig hinlegte. Der Hochländer zerriß den Stoff um die Wunde und legte sie frei. Ein Stück des Holzschaftes ragte noch aus der Schulter, vollgesogen mit Blut. Das Fleisch hatte sich rings um den Pfeil schwarz verfärbt. „Böse Wunde!“ bemerkte Yassur. „Vergiftet!“

„Ja“ bestätigte Gwendon, „sie benutzen ein Gift, das bewußtlos macht und später tötet. Das erhöht ihre Wirksam-

keit beim Feind, wenn sie nicht gleich tödlich treffen. Wir können nichts anderes machen, als die Wunde so gut wie möglich zu verbinden. Der Pfeil sitzt zu tief und hier können wir ihn nicht entfernen, also müssen wir Barra tragen und möglichst bald nach Kayhlien bringen. Verflucht seien diese Wesen!“

„Wie wollen wir ihn tragen?“ fragte Yard.

Gwendon überlegte kurz und schaute auf die getöteten Flugechsen. Ihr Geschirr bestand aus stabil aussehenden Stangen, die vorn am Kopf der Tiere mit Lederriemen zusammengehalten wurden. Damit sollte der lange Hals der Drachen wohl gestreckt werden und den Reiter vor der großen Aggressivität seines Tieres schützen. Mit diesen Stangen und einer Decke wollte Gwendon eine Trage bauen und den Dwanen hineinlegen. Also gingen die Männer zu einem der getöteten Monstren hin und betrachteten es. Es war das Tier, dem Yard den Bauch aufgeschnitten hatte. Es lag in einer großen, stinkenden Lache aus dunklem Blut und Gedärm, aber irgend etwas bewegte sich dort noch. Die Männer erkannten auch bald den Grund dafür: der Reiter des Tieres lebte noch und war bis zur Brust unter der schweren Last des Drachens eingeklemmt. Der Saurode versuchte verzweifelt, sich zu befreien, es gelang ihm jedoch nicht. Als er die Menschen um sich herum bemerkte, fing er wild an zu fauchen und verdoppelte seine Bemühungen. Gwendon zog ein Messer aus seinem Stoffumhang und ging wortlos auf das Echsenwesen zu. Doch Yard hielt ihn zurück und schüttelte den Kopf. Seltsamerweise hörte der Hochländer darauf und steckte die Waffe wieder weg. Er beugte sich nun zu dem Sauroden hinunter und fragte: „Kannst du uns verstehen?“

Die Echse fauchte erneut, aber Gwendon ignorierte diese Gebärde und sprach das Wesen nochmals an. „Du hast es

nur diesem jungen Mann zu verdanken, daß du noch lebst. Ich weiß wirklich nicht, warum ich auf ihn höre. Aber wenn dir dein Leben lieb ist, dann sage uns, ob noch mehr von deiner Art hier im Gebirge auf uns lauern!“

Statt eine Antwort zu geben, zog der Saurode plötzlich selbst ein Messer und schnitt sich vor den Augen der Männer seine eigene Kehle durch. Entsetzt traten sie einen Schritt zurück und betrachteten den Todeskampf des Wesens. Nach einigen letzten Zuckungen blieb es ruhig liegen, die zu Schlitzeln verengten Echsenaugen waren gebrochen, der Saurode war tot.

„Er hat wahrscheinlich nach einer Art Ehrenkodex gehandelt, wenn man bei diesen Wesen davon sprechen kann!“ bemerkte Gwendon trocken. Ohne weiter auf die Leiche zu achten, machte er sich an das Geschirr des Drachens und löste die Lederriemen und die Stangen. Yassur und Yard kümmerten sich währenddessen um den Dwanen. Sie breiteten etwas abseits des toten Tieres eine Decke aus und legten Barra darauf. Yard deutete auf Barra. „Glaubst du er wird es schaffen?“ fragte er leise.

„Er ist sehr stark!“ antwortete Yassur. „Aber der Pfeil muß entfernt werden!“

Gwendon kam nun mit zwei Stangen zu ihnen und sie banden die Decke mittels der Riemen an den jeweiligen Enden der Stangen zusammen. So konnten sie den verletzten Dwanen hochheben und tragen. Sie begannen sofort den schwierigen Aufstieg zu dem Zwillingsmassiv, das sie noch vor dem Einsetzen der Dämmerung erreichen wollten. Mit der Last, die sie trugen, war es natürlich noch schwieriger sich einen Weg durch den Schnee zu bahnen und sie mußten aufpassen, daß sie an manchen tückischen Stellen nicht ausrutschten. Yard und Yassur trugen zunächst die Bahre, während Gwendon mit einer weiteren

Stange vorging und ständig in den Schnee stach und die Tragfähigkeit des Bodens überprüfte. Oftmals stieß er dabei auf eine verborgene Spalte und sie mußten einen Umweg nehmen. Der Weg wurde zunehmend beschwerlicher und ihr Atem erzeugte dampfende Wolken in der kalten Luft. Obwohl sie den Eindruck hatten, kaum voranzukommen, rückten die beiden Berge doch langsam näher. Schließlich gelangten sie mit dem Einbruch der Dämmerung an den Rand der Schlucht, die sich zwischen den Erhebungen des Drachenrückens auftat. Wie eine schmale Gasse zwischen übergroßen Häusern führte sie durch die Berge hindurch. Sie war gerade so breit, daß zwei Männer nebeneinander in ihr gehen konnten. Die Felswände rechts und links stiegen beängstigend steil an und waren voller Schneefelder, die sich auf manche Vorsprünge gelegt hatten. Einmal in eine herabstürzende Lawine geraten, gab es aus der Schlucht kein Entkommen mehr.

Die Gefährten bauten sich aus Schnee einen kleinen Wall, der sie etwas vor dem pfeifenden Wind schützen sollte. Sie entfachten mit dem restlichen Holz, das sie noch hatten ein Feuer und wärmten sich daran.

„Morgen werden wir das gesamte Tageslicht nutzen, um die Schlucht zu durchqueren!“ sagte Gwendon. „Wenn wir das schaffen, werden wir am anderen Ende abwärts steigen und wiederum in ein Tal gelangen. Dahinter liegen dann bereits die Berge Kayhliens mit ihren Wäldern. Hoffen wir also darauf, daß wir gut und schnell durchkommen!“ Er blickte besorgt zu Barra, der nun offenbar im Wundfieber lag. Der Dwane stöhnte und warf sich hin und her. Yard legte eine zusätzliche Decke über ihn und tupfte seine schweißnasse Stirn ab. Der junge Mann wählte die erste Wache und kümmerte sich ständig um den verwundeten Freund. Er hatte den kleinen Mann wirklich liebge-

wonnen und hoffte, daß Barra die Wunde überleben würde. Während er das letzte Holz nachschob, dachte er an einen anderen Menschen, den er liebte. Er hatte Anika in den vergangenen Tagen vollkommen vergessen, dabei hatte er sich doch geschworen, sie zu befreien. Erst langsam begriff er, wie undurchführbar dieser Gedanke war. Was war mit ihr geschehen, lebte sie überhaupt noch? Und nicht nur ihr galt diese Frage. Was war mit all den Menschen aus seinem Dorf, ja aus dem gesamten Welkenland passiert? Wenn es ihnen tatsächlich gelang, aus dem Gebirge zu entkommen, dann stand er ziemlich allein da. Sein ganzes bisheriges Leben war zerstört worden und wie er selbst erlebt hatte, gab es noch immer Häscher, die ihm auf der Spur waren. Yard fand keine Antworten auf seine Fragen und so begab er sich nach der ausgemachten Zeit in einen unruhigen Schlaf, in dem er ziemlich zusammenhangslos von den vergangenen Ereignissen träumte.

Als er am folgenden Morgen geweckt wurde, war er unausgeruht und fror erbärmlich. Es hatte sich in der Nacht etwas aufgeklärt und kalte Luft umgab die Männer. Nachdem sie die letzten Reserven des Trockenobstes aufgezehrt hatten, brachen sie auf, um die gefährliche und langgezogene Schlucht zu passieren. Sie zog sich direkt in südwestlicher Richtung durch die Gebirgskette und je weiter sie kamen, desto heller und klarer wurde es. Nach der düsteren Zeit im Land des Schreckens kam Yard der Anblick eines solchen Himmels wie ein Geschenk vor. Der Einfluß des dunklen Volkes nahm mit jedem Schritt, den sie taten, ab. Dennoch gab es noch genügend Gefahren, denn bedrohlich blickten die steilen Wände auf die Wanderer hinab. Die Männer kamen sich bald wieder wie Gefangene in der schmalen Schlucht vor. Oftmals mußten sie tiefe Spalten überwinden, die verdeckt unter dem Schnee lagen.

Mehr als einmal rettete das Voranschreiten und Abtasten mit der Stange ihnen das Leben. Zum Glück war keine der Felsspalten unüberwindlich und sie kamen voran. Doch die Zeit saß ihnen im Nacken, denn Barras Zustand verschlechterte sich von Stunde zu Stunde zusehends. Seine Gesichtsfarbe hatte sich von dem gesunden Rot in ein fahles Grau verwandelt und sein Atem ging flach. Aus diesem Grund verdoppelten die Freunde ihre Anstrengungen und liefen den ganzen Tag ohne Pause, außer jenen, bei denen sie sich mit dem Tragen des verwundeten Dwanen ablösten.

Ihre Vorräte waren aufgebraucht und die Angst vor Lawinen trieb sie zusätzlich an. Am späten Nachmittag bemerkten sie, daß das Ende der Schlucht wohl endlich bald erreicht war, denn die steilen Felshänge wurden niedriger und zogen sich langsam zurück. Gwendons Unruhe legte sich ein wenig, als er sich bewußt wurde, daß sie sich nun seiner Heimat näherten und Barra noch immer am Leben war. Doch noch immer befanden sie sich zwischen den Berghängen und ein beunruhigendes Geräusch schreckte die Männer auf. Sie blickten nach oben und sahen bald darauf die Ursache des dumpfen Grollens, das sie vernommen hatten. Eine riesige, weiße Wolke wälzte sich langsam auf der rechten Bergwand herab und wurde dabei noch immer größer. Das Grollen schwoll zu einem gewaltigen Donner an und näherte sich den Gefährten beängstigend schnell.

„Lauft, lauft so schnell ihr nur könnt!“ rief Gwendon seinen Freunden zu. Er selbst riß Barra aus der Trage und warf ihn sich über die Schulter, dann rannte er los. Yard und Yassur folgten ihm und ein wildes Wettrennen gegen die Schneemassen begann, wobei es für die geschwächten Männer nicht zum Besten stand. Der rettende Ausgang der

Schlucht war hinter einer Biegung zu erkennen, er lag noch etwa zweihundert Schritte entfernt; zu weit wie es schien. Yard lief als letzter und er hörte das Donnern immer näher kommen. Schon wehten ihm die ersten weißen Wolken ins Gesicht und er spürte die eisige Kälte auf seiner Haut. Die Erschütterung der Schneemassen lösten weitere Lawinen aus, die dicht hinter ihm niedergingen. Yard rannte um sein Leben, die eisige Luft brannte in seinen Lungen, doch plötzlich versagte ihm der Atem. Eine große Schneewehe hatte ihn erfaßt und unter sich begraben. Es wurde dunkel um ihn herum und er glaubte, nun sei alles aus. Doch eine rettende Hand fuhr in den Schnee und zog ihn mit letzter Kraft wieder heraus. Yard sah in Yassurs Gesicht, der trotz der eigenen Gefahr immer ein Auge auf den Freund warf. Inmitten des weißen Infernos kämpften sich die beiden Männer durch die immer heftiger herabstürzenden Massen. Die aufgewirbelten Wolken waren so dicht, daß sie den Weg vor ihnen nicht mehr erkennen konnten und praktisch blind weiterliefen. Es schien endlich doch kein Entkommen mehr für sie zu geben, doch plötzlich verloren sie den Boden unter den Füßen und stürzten einen Abhang hinunter. Sie überschlugen sich und verloren vollkommen die Orientierung, nur noch instinktiv darauf bedacht, sich vor schwereren Verletzungen zu schützen. Sie rollten über Steine und Schneehügel und schlugen mehr als einmal gegen spitze Felsen, die ihnen manche Wunde beibrachten. Schließlich wurden sie langsamer und rutschten auf einer vereisten Decke weiter, bis sie endlich anhalten konnten und benommen liegen blieben.

Die Lawine hatte sich am Ausgang der Schlucht verteilt und ihre Schneemassen in alle Richtungen geworfen, wodurch ihre Kraft allerdings auch nachließ und sich legte. Yard erhob sich langsam und blickte sich um. Wie durch

ein Wunder hatten er und Yassur doch noch das Ende der Schlucht erreicht. Doch er sorgte sich um Gwendon und Barra und suchte sie mit seinen Blicken. Zum Glück fand er sie bald, sie lagen etwas weiter unten und auch der Hochländer erhob sich gerade; es schien ihm nichts zu fehlen. Yard und Yassur stiegen zu ihm hinab und erkundigten sich nach Barra. Der Dwane war noch immer im selben schlechten Zustand, hatte den Sturz jedoch überstanden. Gemeinsam schleppten die Männer sich nun den Rest des Abhanges hinunter, an dessen Rand sich ein kleiner Wald befand. Der dunkle Saum erstreckte sich durch das Tal, das unter ihnen lag und bereits zu Kayhlien gehörte. Erschöpft und müde aber dennoch froh, näherten sich die Gefährten dem Wald. Als sie noch etwa hundert Schritte davon entfernt waren, erfüllte mit einem Mal lautes Hufgetrappel die Luft. Eine Gruppe von zehn Reitern auf grauen, sehr großen Pferden mit dichtem Fell, kam aus dem Wald auf die Gefährten zugeritten. Die Gesichter Yassurs und Yards blickten sehr skeptisch auf die Reiter aber Gwendon beruhigte sie. „Habt keine Angst, es sind Leute aus meinem Volk!“ sagte er froh. „Seht diese Pferde, sie tragen nur einen echten Hochländer!“

Die zehn Reiter waren jetzt bei den Freunden angekommen und umringten sie mit ausgerichteten Lanzen. Sie waren ähnlich wie Gwendon gekleidet; jeder von ihnen besaß ein besonders gemustertes Tuch, das er quer über Schulter und Hüfte trug. Die meisten von ihnen hatten dichte Bärte und ihre Gesichter waren gänzlich mit grüner Farbe bemalt, was ihnen ein verwegenes Aussehen verlieh. Die Gefährten wurden finster betrachtet, dann stellte einer der Reiter an Gwendon die Frage: „Wer seid ihr und von woher kommt ihr?“

„Ich bin Gwendon, vom Clan der Hyles!“ antwortete der

Gefragte. Ein erstauntes Raunen ging durch die Männer. „Wir sind aus der Gefangenschaft des dunklen Volkes geflohen und über das Gebirge hierher gekommen. Ich bin vor Jahren von den Wartans über diesen Paß entführt worden!“ berichtete Gwendon weiter und deutete hinter sich. Dabei blickte er den Redeführer der Reiter an. Es handelte sich um einen noch recht jungen Mann und das war bei dieser Gruppe von offensichtlich sehr erfahrenen Kämpfern ungewöhnlich. „Doch sagt mir bitte, wer Ihr seid? Ihr tragt ebenfalls das Wappen der Hyles, doch ich kenne Euch nicht!“ sprach er den jüngeren Mann an.

Der Angesprochene richtete sich im Sattel auf. „Wenn Ihr wirklich Gwendon wäret, so würdet Ihr mich kennen. Gwendon hat mir das erste Holzschwert geschnitzt, als ich noch ein Kind war!“

„Gylas?“ fragte Gwendon ungläubig. „Du bist Gylas, mein kleiner Bruder? Ich bin wirklich zu viele Jahre fortgewesen, denn ich habe es versäumt, meinen Bruder zum Mann werden zu sehen!“

Gylas sprang von seinem Pferd und kam auf Gwendon zu. Er packte ihn bei den Schultern und rief aufgeregt: „Schnell sagt mir, was an dem Holzschwert besonders war?“

„Ich habe deinen Namen in der alten Schrift der Hochländer in den Griff geschnitzt!“ antwortete Gwendon. Er konnte nun nicht mehr weitersprechen, denn er wurde von Gylas fast erdrückt. Er schlang seine Arme um seinen Bruder und beide Männer weinten hemmungslos. Alle, die um sie herumstanden, hatten ebenfalls Tränen der Rührung in den Augen.

Gylas löste die Umarmung nach einer Weile und blickte Gwendon ins Gesicht. „Wir haben all die Jahre geglaubt du seiest tot. Vater ist über den Verlust nie hinweggekomm-

men und oftmals verschließt er sich vor uns!“

„Ich war tot, denn ich habe so viel versäumt, was ich niemals wieder zurückholen kann!“ antwortete Gwendon, wobei er sich mit der Hand über die Augen fuhr und die Tränen weg wischte. „Doch sage mir, was tut ihr hier an diesem Ort, warum seid ihr hier?“

„Vor vielen Wochen kam ein Welke zu uns und berichtete von dem Überfall auf deren Land. Er warnte uns, daß das auch uns bevorstehen könnte und seine Vermutungen bestätigten sich. Wir waren vorbereitet und konnten so einen Angriff dieser furchtbaren geflügelten Reiter abwehren!“

„Ein Welke ist hierher entkommen?“ stieß Yard aufgeregt vor. Gylas betrachtete den jungen Mann verwundert. „Ja, er scheint auf seltsamen Wegen zu uns gekommen zu sein und war sehr schwer verwundet, doch unsere Druiden haben ihn wieder gesundgepflegt. Doch sagt mir bitte Euren Namen, damit ich Euch anreden kann!“ bat Gylas, Yard.

Statt dessen antwortete Gwendon für Yard, indem er seinen Arm um dessen Schulter legte und erklärte: „Dieser junge Mann, dem ich mein Leben zu verdanken habe, heißt Yard Tauris. Er ist ein Welke und deshalb hegt er dieses starke Interesse an deiner Erzählung!“ Gwendon deutete nun auch auf Yassur und stellte ihn als langen Wegbegleiter während der Gefangenschaft vor. „Der Dwane dort hört auf den Namen Barra-Kan, ein Giftpfeil hat ihn schwer verwundet. Ich bitte dich, ihn so schnell wie möglich zu einem Heiler zu bringen. Sein Leben ist uns allen sehr teuer!“

Gwendons Bruder veranlaßte sofort das Nötige. „Ich schicke sofort einen Mann, der ihn mitnimmt und versorgen läßt. Hoffentlich ist euer Freund stark genug, denn der Weg ist beschwerlich und er muß auf einem Pferd mitreiten!“

Gwendon nickte sorgenvoll. „Er wird es überstehen!“ sagte er dennoch zuversichtlich. Der Troß setzte sich nun in Bewegung und zog sich in den nahen Wald zurück, in dem der Vorposten der Reiter lag. Ein mit dichten Zweigen getarnter Unterstand befand sich dort, von wo aus die Männer den Paß beobachteten. Noch einmal etwa dreißig Männer befanden sich hier und blickten die Neuankömmlinge verwundert an.

„Wenn wir nach Hyleburg zurückkehren, müssen wir Vater sehr vorsichtig auf dich vorbereiten!“ sagte Gylas zu seinem Bruder. Gwendon nickte traurig. „Ich habe Noira verloren, es ist so viel Leid geschehen. Jeder meiner Begleiter hat einen schweren Schicksalsschlag hinnehmen müssen; darum werden wir alles tun, um Kayhlien vor dieser Brut zu verteidigen. Sag mir was ihr unternimmt, wie stark sind die Hochländer?“

„In den nächsten Tagen wird ein Rat abgehalten, zu dem alle Clans geladen sind!“ antwortete Gylas. „Dort wird man unser weiteres Vorgehen beraten!“

Yard schritt neben den beiden Brüdern her und fragte: „Wie ist der Name des Welken, der bei Euch ist, Herr Gylas?“

Der Angesprochene lächelte. „Nur Gylas, ich bin kein Herr. Ich möchte dem Lebensretter meines Bruders ein Freund sein, hier ist meine Hand!“ Er reichte Yard seine Rechte und sie wurde freudigst von dem jungen Mann gedrückt. „Nun zu Eurer Frage, ich kenne den Namen des Mannes leider nicht, denn er blieb bisher geheimnisvoll. Auch verhüllt er sein Aussehen mit einem Mantel und ich muß gestehen, daß wir am Anfang sehr mißtrauisch ihm gegenüber waren. Doch seine Vermutungen und Warnungen bestätigten sich und wir haben zum Glück auf ihn gehört. Viele gute Männer starben bei dem Angriff, denn die geflügelten Monstren benutzten ein donnerndes Zaubergefeuer.“

Doch das Wissen um die Gefahr und die Bogen der Hochländer trugen letztendlich zum Sieg bei; auch wenn ich nicht glaube, daß dieser Angriff der letzte war!“

Während Gylias Bericht, wurde der verwundete Dwane mit Yassurs besorgter Hilfe auf ein Pferd geschnallt, um sofort nach Hylesburg gebracht zu werden. Nur ungern ließen die Gefährten den kleinen Mann ziehen. Doch der Tritt der Hochlandpferde war sicher und die Heilkunst der Druiden die einzige, die ihm jetzt noch helfen konnte. Gwendon, Yassur und Yard würden ihm dann am nächsten Tag folgen, wenn die Ablösung Gylias von seinem Auftrag entband.

Nach einem im Gegensatz zu den letzten Tagen üppigen Abendmahl legten Yard und Yassur sich schlafen. Gwendon und Gylias blieben dagegen fast die ganze Nacht wach und unterhielten sich, wobei Gwendon die genauen Umstände der Gefangenschaft und der späteren Flucht erzählte. Oftmals saßen sie nur schweigend beieinander und blickten sich an. Dennoch verstanden sie sich auch ohne Worte, die ohnehin niemals ihre Gefühle hätten beschreiben können. Ein heimlicher Beobachter hätte die beiden Männer sofort als nahe Verwandte erkannt, ihre Gesten und Bewegungen waren sich sehr ähnlich. Gwendon konnte dabei noch immer nicht begreifen, daß aus seinem Bruder, den er zuletzt noch als ein halbes Kind gekannt hatte, nun ein Mann geworden war. Beide saßen noch lange am Feuer zusammen, bis sie sich eine Stunde vor dem Morgen grauen noch etwas Ruhe vor dem anstrengenden Ritt gönnten und sich hinlegten...

Hylesburg

Am nächsten Tag kam zur Mittagsstunde die Ablösung, bestehend aus dreißig Reitern, die von einem älteren Mann vom Clan der Logard angeführt wurden. Gwendon kannte die meisten Männer nicht, da sie von weit entfernt wohnenden Familien stammten. Viele Clans hatten ihre Angehörigen zur Verteidigung des Passes abgestellt. Bei den vielen Fehden, welche die Hochländer früher oft untereinander ausgetragen hatten, war diese ungewöhnliche Einheit schon bemerkenswert.

Die Gruppe von Gylas machte sich schon bald darauf mit den drei Gefährten auf den Weg. Yassur und Gwendon erhielten als gute Reiter jeweils ein eigenes Pferd. Vor allem der Dschammallaner konnte hervorragend mit dem Tier umgehen. Es trug ihn willig, obwohl er kein Hochländer war. Yard hingegen hatte nicht viel Reiterfahrung und stieg hinter Gylas auf. Ganz wohl war ihm auf dem hohen Rücken des Pferdes nicht, aber das Tier bewegte sich ruhig und sicher über den unwegsamen Boden.

Immer öfter kamen sie bei ihrem Ritt durch waldreiches Gebiet und ein würziger Tannenduft beherrschte die Luft. Sie bewegten sich auf einer Hochebene, die vom Gebirge auf die südwestliche Küste zuführte und über sanfte Hügel und durch schroffe Täler führte. Es war mittlerweile Spätherbst, aber das Klima war noch sehr mild auf dieser Seite des Gebirges. Am späten Nachmittag brach sogar die Sonne durch die Wolken und verzauberte die ohnehin schöne Landschaft mit ihren goldenen Strahlen. Nach etwa zwei weiteren Stunden Rittes gelangten sie an den Rand der Hochebene und konnten direkt in das Tal der Hyles

blicken. Weit hinten am Horizont war die Küste zu erkennen, ansonsten erstreckte sich ein Meer aus grünen Grashügeln unter den Betrachtern. Gwendon stieg ab, kniete sich nieder und küßte den Boden. Dann erhob er sich wieder und deutete auf das Tal. „Das dort ist meine Heimat; ich hätte nie gedacht, daß ich sie je wiedersehe!“ sagte er zu Yassur und Yard. „Seid willkommen, meine Freunde. Ich danke euch, daß ihr mich bis hier begleitet habt!“ Dann wandte er sich an seinen Bruder: „Ich werde hier mit meinen Gefährten warten, bis du Vater vorbereitet hast, wie wir es besprochen haben!“

Gylias nickte und ließ Yard und Yassur absteigen. Dann ritt er mit der Schar den Hügel hinab auf Hylesburg zu.

Von hier oben betrachteten die Gefährten die festungsähnliche Stadt. Ein Viereck, bestehend aus starken Mauern, mit jeweils einem Wehrturm an jeder Ecke, zog sich um eine beträchtliche Anzahl von Wohngebäuden, Speichern und Ställen. In der Mitte der Festung erhob sich ein nochmals extra befestigtes Gebäude, das über mehrere Stockwerke verfügte und einen trutzigen Eindruck machte. Das war die eigentliche Burg und der Wohnort der Hyles. Vor dem Tor wand sich ein kleiner Fluß, über dem sich eine Zugbrücke spannte, die bei Gefahr hochgezogen werden konnte. Ein angreifender Feind war dann durch den Fluß bis zur Küste von der Burg abgeschnitten und konnte wenn überhaupt, nur mit großem Aufwand die andere Seite erreichen.

Im Moment war jedoch alles friedlich und kein Gegner bedrohte die Idylle dieses Tales. Weidetiere grasten vor dem Tor und es herrschte offenbar reges Treiben in der Stadt. Die drei Männer saßen im Gras und unterhielten sich, während sie über die Ebene schauten. Nach etwa einer Stunde bemerkten sie plötzlich eine Gruppe von Reitern,

die aus dem Tor herauskam. Angeführt wurde die Schar von einem hochgewachsenen Mann, dessen schlohweißes Haar wie ein Banner hinter ihm herwehte. Die Gruppe kam sehr schnell auf die Hochebene zugeritten. Gwendon erhob sich und beschattete seine Augen, um besser sehen zu können. „Mein Vater erscheint!“ rief er aufgeregt. „Er reitet voran, direkt auf uns zu. Sicher hat ihn die Nachricht von meiner Ankunft sehr getroffen und er will sich sofort davon überzeugen!“

Kurze Zeit darauf hatte die Reitergruppe die drei Männer erreicht und hielt vor ihnen an. Der Mann an der Spitze sah genau aus wie Gwendon, nur daß er um viele Jahre älter war. Er trug die selben Gesichtszüge, in denen sich jedoch tiefe Gramfalten eingegraben hatten. Seine Augen strahlten aber, als er nun seinen lange tot geglaubten Sohn betrachtete. Dann stieg er aus dem Sattel und beide Männer warfen sich in die Arme. Lange Minuten standen sie so beisammen, dann trat der Vater Gwendons einen Schritt zurück und rief zu den umstehenden Männern: „Die Zeiten mögen schlecht sein und viel Bedrückung haben wir erlebt. Doch heute werden wir ein Fest feiern, denn Gwendon, mein Sohn, ist aus dem Tod zurückgekehrt!“

Großer Jubel erhob sich und Gwendons Vater drückte seinen Sohn erneut an sich. Dann begrüßte er auch Yard und Yassur. „Ich bin Onges Hyle, Gwendons Vater und Oberhaupt des Clans der Hyles. Seid willkommen auf meinem Land. Euren Freund, den Dwanen haben wir in die Obhut unseres Druiden Marwinar gegeben. Nach seiner weisen Meinung wird der kleine Mann wieder gesund. Er muß sehr stark sein, wenn er dem Gift so lange widerstanden hat!“

„Das ist er in der Tat!“ bestätigte Gwendon. „Er ist ein Meister im Aufspüren von verborgenen Höhlen und wir

haben ihm dadurch viel zu verdanken!“

„Ihr werdet alles zur rechten Zeit erzählen können! „sagte Onges. „Ich wäre ein schlechter Gastgeber, wenn ich euch noch weiterhin hier stehen lassen würde!“ Zu seinen Männern sagte er freudig: „Wir brechen jetzt auf und kehren heute fröhlicher als sonst heim!“

Die Hochländer bestiegen ihre Pferde, Yard saß wieder bei Gylia auf und gemeinsam ritten sie in die Talebene hinab, wobei sie regelrecht über das saftige grüne Gras flogen. Erst als sie die Zugbrücke erreichten, zügelten sie ihre Pferde und überquerten langsam den Fluß. Viele Leute kamen neugierig aus dem Tor heraus. Sie wollten sich vergewissern, ob an den Gerüchten von der Rückkehr Gwendons tatsächlich etwas wahres lag. Als sie ihn dann neben Onges erblickten, begrüßten sie ihn mit lautem Jubel. Yard konnte die Freude Gwendons regelrecht mitspüren. Der Hochländer war heimgekehrt und der junge Mann hoffte, daß er das eines Tages auch wieder erleben durfte.

Während sie, von der jubelnden Menge begleitet durch das Tor ritten, bewunderte Yard die Stärke der Wehrmauern. Im Inneren der Schutzanlage konnte man Wehrgänge erkennen, die sich rings um die Mauern zogen und von Schießscharten gesäumt wurden. Viele Wohnhäuser lagen in dem Hof, der von hieraus betrachtet noch größer erschien, als von der Anhöhe. Einen weiteren Teil der Gebäude machten Speicher für Korn und anderen Lebensmitteln, sowie Ställe für das Vieh aus. Auch ein Brunnen befand sich hier, Hylesburg war bei einer Belagerung also recht gut gewappnet.

Am auffälligsten war jedoch das Hauptgebäude. Wie aus einem Felsenstück gehauen, schien die dunkle Schutzmauer jedem Feind auf lange zu trotzen. An manchen Stellen

ragte Efeu empor und umschlang die großen, vergitterten Fenster. Das Gebäude war so groß, daß im Notfall alle Bewohner Hylesburgs darin Platz fanden. Die Leute hier hofften, daß es niemals dazu kommen mochte, doch die Betriebsamkeit, die Yard vorhin beobachtet hatte bestand vor allem darin, Vorräte anzulegen; mehr Vorräte als sonst im Herbst üblich war.

Die Reiter machten vor dem Hauptgebäude halt und stiegen ab. Die Pferde wurden von einigen Männern in die Stallungen gebracht, die sich hinter dem großen Haus befanden. Onges führte die Männer durch einen Torbogen in den Innenhof der Wohnstätte. Eine zweiflügelige, mit Metallbeschlägen verzierte Tür wurde geöffnet und man trat in das Haus ein. Die Männer gelangten in einen großen Vorsaal, von dem aus eine gewundene Treppe in die Wohnräume der oberen Stockwerke führte. Auch hier gab es Wehrgänge und Schießscharten rund um die Außenwände.

Durch eine weitere Tür wurde die Gesellschaft nun in einen etwas kleineren Saal geführt. Ein langer, dunkler Tisch füllte den Raum in seiner ganzen Länge aus. Gut fünfzig Stühle standen rechts und links an seinen Seiten, drei davon besaßen höhere Lehnen und befanden sich in der Mitte der Tafel. Auf der rechten Seite des Saales gab es einen Kamin, in dem ständig ein Feuer prasselte. An den Wänden hingen ringsherum Schilder mit den Wappen der verschiedensten Hochlandclans, eine Sitte, die in ganz Kayhlien verbreitet war und der gegenseitigen Achtung (auch vor einer verfeindeten Familie) diente. Der Saal machte insgesamt einen Eindruck rustikaler Gemütlichkeit und wurde vorzüglich bei großen Zusammenkünften und Beratungen genutzt.

Onges und seine beiden Söhne nahmen auf den Stühlen

mit den hohen Lehnen platz, wobei der Stuhl von Gwendon all die Jahre immer für ihn bereitgestanden hatte. Auch die anderen Männer setzten sich, Yard und Yassur wurden Plätze direkt gegenüber von den Gastgebern angewiesen. Offenbar hatte Onges schon einige Vorbereitungen getroffen, denn es wurde Fleisch und Brot in reichlicher Menge aufgetragen und ein Festmahl für die ausgehungerten Männer begann. Yard kam es vor, als habe er noch nie solche Köstlichkeiten gegessen. Das dazugereichte Gebräu, dunkel und stark, löste bald die Zungen und angeregte Gespräche erfüllten den Saal. Der große Appetit der drei Gefährten war deutlich ersichtlich, denn sie aßen noch, als alle anderen Männer längst satt waren.

Doch endlich beendeten auch sie ihr Mahl und nachdem alles abgeräumt war, erhob Onges Hyle sich und sprach: „Männer des Clans der Hyle. Ein von mir nicht mehr für möglich gehaltenes Wunder ist heute geschehen, mein Sohn Gwendon ist zurückgekehrt. Lange Jahre war er in der grausamen Gefangenschaft des dunklen Volkes. Er brachte drei Männer mit sich, Angehörige von völlig verschiedenen Völkern, die zu seinen Freunden wurden und sich gegenseitig das Leben retteten. Anlässlich der Geschehnisse der letzten Zeit und der baldigen Zusammenkunft der Clans in diesem Haus, wollen wir den Zusammenhalt der vier Freunde als gutes Zeichen deuten. Denn wenn diese vier Gefährten einander beigestanden haben, dann muß auch eine Gemeinsamkeit unter den Clans von Kayhlien möglich sein um der Gefahr zu trotzen!“ Er richtete sich nun direkt an Yassur und Yard: „Ich möchte euch nun nicht noch länger mit meinen Worten belästigen, da ich weiß, daß ihr müde sein müßt von den Strapazen, die hinter euch liegen. Ich werde anweisen, euch in eure Schlafgemächer zu bringen, wenn ihr es wünscht!“

Tatsächlich fühlten sich die Gefährten nach dem guten Essen sehr müde und nach einigen weiteren Gesprächen wurden sie in Gemächer geleitet, in denen sie sich waschen und zu Bett gehen konnten. Yard legte sich in ein großes, weißes Bett und fühlte sich, als ob er auf Wolken schwebte. Irgendwo draußen hörte er eine melancholische Melodie erklingen. Das Instrument der Hochländer, ein mit Holzpfeifen und einem Blaserohr versehener Ledersack, verabschiedete den ausklingenden Tag. Ein Schauer lief Yard bei diesem Klang über den Rücken, die Melodie würde er niemals mehr vergessen. Müde, satt und wohligh schlief er ein.

Am nächsten Morgen wurde er früh geweckt. Gwendon stand fröhlich lächelnd vor Yard und wünschte ihm einen guten Morgen. Der junge Mann erhob sich verschlafen, wurde aber sofort wach, als er sah, wer ihn geweckt hatte. Aus der zerlumpten Gestalt Gwendons, dessen Kleider in der letzten Zeit doch ziemlich gelitten hatten, war ein stolzer und prächtiger Hochländer geworden. Ein neues Tuch in den karierten Farben seines Clans schmückte ihn und seine Füße steckten in glänzenden Lederstiefeln.

„Auch für dich liegt die passende Kleidung bereit!“ sagte Gwendon, als er Yards bewundernde Blicke bemerkte. „Erhebe dich, wir werden nach dem Frühstück Barra besuchen. Es geht ihm schon viel besser, die Heilkunst unserer Druiden vermag manchmal regelrechte Wunder zu bewirken!“

Yard stand aus dem Bett auf und fand wirklich neue Kleidung auf einem Stuhl liegend vor. Einen dunkelblauen Wollrock und lederne Beinkleider hatte man für ihn ausgesucht. Diese Sachen waren ihm natürlich weitaus lieber, als die Uniformteile der Wartans, die er lange getragen hatte.

„Ich hoffe, ich habe etwas welkenmäßiges für dich ausgesucht!“ bemerkte der Hochländer.

„Es ist perfekt!“ antwortete Yard, während er sich die Sachen überstreifte. In heiterer Stimmung begaben sie sich in die untere Etage, um das Frühstück einzunehmen. Yassur wartete bereits auf seine beiden Freunde und nach beendetem Mahl (wieder sehr ausgiebig) begaben sie sich in einen anderen Flügel des Hauses, in dem die Kranken und Verwundeten untergebracht wurden. Es war bei den Hochländern von jeher so, daß die Clanoberhäupter sich um diese Menschen kümmerten und sie aufnahmen und verpflegten.

Sie betraten einen sonnendurchfluteten Raum, in dem gerade ein junger Druidengehilfe damit beschäftigt war, Barras Wunde zu waschen und zu verbinden. Als der Dwane die Freunde sah, hellte sich seine Miene auf und er rief fröhlich: „Da seid ihr ja endlich. Ich habe schon befürchtet, ewig mit dieser schweigenden Person alleingelassen zu werden!“

„Die Gehilfen der Druiden haben ein Schweigegelöbnis abgelegt, erst wenn ihre Ausbildung beendet ist, dürfen sie wieder sprechen!“ erklärte Gwendon. Er nickte dem sich entfernenden jungen Mann freundlich zu und setzte sich an den Rand des Bettes. Aus einer Tasche holte er einen etwa daumengroßen, schwarzen Metallgegenstand hervor, der oben spitz zulief und zwei Widerhaken besaß. Es war die Pfeilspitze, die Barra verletzt hatte. „Dieses Ding hat in deiner Schulter gesteckt!“ sagte er und hielt dem Dwanen die Spitze hin. „Ich habe mir gedacht, du möchtest es vielleicht als Glücksbringer behalten!“

Ein Schatten zog über Barras Gesicht. „Bitte nimm es weg!“ bat er. „Böse Träume hat mir dieses verfluchte Ding bereitet, an die ich nicht erinnert werden will!“

Gwendon steckte die Spitze wieder ein. „Vergiß die Träume. Es wird dir bald besser gehen, dann sollst du solange hierbleiben wie du willst. Und wenn du in deine Heimat zurückkehrst, werde ich dich begleiten, mein Freund!“

Der Dwane drückte Gwendon dankend die Hand und lächelte. Noch eine ganze Weile standen die Freunde am Bett des kleinen Mannes, der nun wieder einschlief. Barra war noch immer von dem hohen Blutverlust geschwächt und der Heiltrank des Druiden tat sein Übriges. Leise schlichen die drei Männer aus dem Zimmer und übergaben Barra wieder der Obhut des Gehilfen.

„Kommt, ich werde euch unser Land zeigen, solange wir noch Gelegenheit dazu haben!“ sagte Gwendon. „In zwei Tagen beginnt die Zusammenkunft der Clans. Mein Vater hat mich beauftragt, euch zu bitten, daran teilzunehmen!“

„Wir?“ fragte Yard ungläubig.

„Natürlich, ihr seid ja praktisch die Vertreter eurer Völker und das Ergebnis des Rates kann auch für euch von Nutzen sein!“ antwortete Gwendon nickend.

„Was ist mit dem Welken, der euch vor dem Überfall warnte?“ fragte Yard. „Ich habe ihn noch immer nicht zu Gesicht bekommen!“

„Auch ich kenne ihn nicht!“ erklärte Gwendon. „Mein Vater sagte mir jedoch, daß er sich die ganze Zeit bei Marwinar aufhält, den er schon länger zu kennen scheint. Auch er wird bei der Beratung zugegen sein!“

Die geheimnisvolle Gestalt beschäftigte Yard natürlich sehr. Er konnte nicht ahnen, daß der Mann ihn bereits die ganze Zeit beobachtete und sich Berichte von der Flucht und ihren Umständen zukommen ließ; wobei er sehr zufrieden war mit dem, was er sah und hörte.

Die drei Männer begaben sich nach draußen in die morgendliche, klare Luft und genossen den Anblick der grü-

nen Hügel. Sie ließen sich Pferde bringen, wobei auch Yard eines erhielt. Nach anfänglichen Schwierigkeiten kam er jedoch bald sehr gut zurecht und erlernte das Reiten schnell.

Die Freunde durchstreiften das Tal und erklimmen die Anhöhen rund um das herrliche Land der Hyles. Yassur und Yard waren sehr angetan von der rauhen Schönheit der Natur, für die sie erst jetzt den richtigen Blick bekamen. Zwei volle Tage zeigte Gwendon ihnen das Land. Yards Reitstiel wurde dabei immer besser. Er schien überhaupt eine besondere Begabung im Erlernen solcher Dinge wie Reiten und Schwertkampf zu besitzen und so war er bald ein guter Reiter.

Die beiden Tage waren Balsam für seine Seele und er holte sich hervorragend von all den Strapazen, die hinter ihm lagen. Bei ihren Ausritten trafen sie jetzt immer öfter auf Abgesandte von weit entfernt wohnenden Clans, die sich zu dem Treffen in Hylesburg einfanden. Der Tag des Rates war nah und alle Vorbereitungen waren bereits zum größten Teil erledigt. Yard fragte sich dabei immer wieder, welcher persönliche Rat wohl für ihn dabei herauskam? Er hatte nicht die geringste Vorstellung von seinen zukünftigen Plänen. Wer sollte ihm beistehen bei seinem Traum, das Welkenland zu befreien, wenn alle Welt mit sich selbst beschäftigt war? Wer sollte die dunkle Flut abwehren, die überall hereinzubrechen drohte? All diese Fragen bohrten in seinem Inneren, und dennoch sollte er bald Rat erhalten...

Der Rat der Hochländer

Die Halle füllte sich langsam. Verwegene Gestalten, manche mit klirrenden Panzerhemden, andere mit Fellen bekleidet, nahmen an der langen Tafel Platz. Yard hatte noch niemals eine solche Anhäufung von kriegerisch erscheinenden Männern gesehen und er fühlte sich in ihrer Gegenwart recht merkwürdig.

Um für alle Clanhäupter eine Sitzgelegenheit zu schaffen, hatte man noch mehr Stühle in den Saal gestellt. Jeder der Anführer hatte noch zwei seiner hervorragendsten Krieger mitgebracht, so daß etwa zweihundert Hochländer hier versammelt waren. Viele Familien waren vertreten, die Logards aus der Nachbarschaft der Hyles waren dem Ruf ebenso gefolgt, wie die Degarbs und die Cartnais aus den Bergen. Sogar das Oberhaupt der Crux aus dem äußersten Westen Kayhliens, eine wilde Gestalt mit schwarzumrandeten Augen, hatte sich eingefunden. Das war um so bemerkenswerter weil man allgemein wußte, daß die Hyles und die Crux eine lange Feindschaft verband.

Unter all den vielen Menschen fiel Yard jedoch ein Mann besonders auf, der sich im Schatten hinter dem Kamin aufhielt. Dieser Mann war in einen dunklen Umhang gekleidet, dessen Kapuze vollständig sein Gesicht verbarg. Er nickte kurz, als Yard in seine Richtung schaute und der junge Mann fragte sich, wer wohl unter dem Umhang steckte. Er vermutete in ihm jedoch den Welken, den er bis jetzt noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Yard und Yassur, der von vielen Männern neugierig betrachtet wurde, hatten ihre Sitze in der zweiten Reihe eingenommen, konnten aber von hier aus alles gut überblick-

ken. Nachdem offenbar alle erwarteten Gäste anwesend waren, erhob Onges Hyle sich und das Stimmengemurmel verstummte langsam. Er wartete noch einen Augenblick, bis sich auch das letzte Flüstern legte und begann dann seine Ansprache: „Hohe Herren und Clanhäupter von Kayhlien. Ich freue mich, daß ihr alle unserem Ruf gefolgt seid und begrüße euch. Obwohl es doch erfreulich ist, daß so viele Familien endlich einmal im Frieden zusammenkommen, ist der Grund unseres Treffens um so schlechter!“ Beifälliges Gemurmel war zu hören. „Wir alle wissen um die Gefahr, die uns droht!“ fuhr Onges fort. „Das dunkle Volk, das jenseits des Gebirges im Norden wohnt, hat das Land der Welken überfallen, die einst unsere Brüder waren. Auch wir haben die Feindschaft und Boshaftigkeit des dunklen Volkes bereits zu spüren bekommen. Nur mit großer Mühe ist es uns gelungen, den Angriff ihrer geflügelten Drachen abzuwehren und es wird sicher nicht der letzte gewesen sein. Darum müssen wir heute eine wichtige Frage beantworten. Was wollen und was können wir gegen die sichere Übermacht dieses Feindes unternehmen? Auf wen können wir Hyles zählen, wenn die finstere Flut als erstes an unserer Küste über uns hereinbricht?“ Er blickte bei diesen Worten die anderen Männer forschend an. „Wir werden alle fest zusammenstehen!“ antwortete einer der Clanhäupter. Onges sah überall feste und zustimmende Gesichter und nickte zufrieden. „Wie ihr alle sicher bemerkt habt, befinden sich auch Männer anderer Völker unter uns!“ fuhr er fort und deutete auf Yassur und Yard. „Diese beiden und ein Dwane, der wegen einer Verwundung heute nicht hier sein kann, sind mit meinem Sohn aus der Gefangenschaft des dunklen Volkes geflohen. Sie dienen uns heute als Vertreter ihrer Völker und stehen uns möglicherweise im Kampf gegen den gemeinsamen Feind bei!“

Yassur erhob sich und sprach: „Es wird mir sein eine Ehre, euch mit meinem Schwert zu dienen!“ Er verbeugte sich und erhielt beifälliges Tischklopfen der Hochländer. Auch Yard erhob sich und schloß sich der Zusicherung seines Freundes an. Onges lächelte ihnen zu und blickte dann den Mann an, der im Schatten des Kamins saß und sich bisher noch nicht gerührt hatte. „Einen Mann sollten wir nicht vergessen zu erwähnen!“ sagte das Oberhaupt der Hyles und deutete auf die geheimnisvolle Gestalt. „Den Mann, der uns vor der Gefahr warnte und dem wir am Anfang nicht trauen wollten. Er weiß viel über das dunkle Volk und kann manches berichten, das uns vielleicht sehr hilfreich sein wird. Ich bitte Euch nun, zu den Anwesenden zu sprechen!“

Der Verhüllte erhob sich und schritt an die Stirnseite des Tisches, so daß alle ihn sehen konnten. Der Gang des Mannes kam Yard irgendwie bekannt vor, fast vertraut schien ihm die Gestalt zu sein, obwohl er das Gesicht noch immer nicht sehen konnte. Doch dann warf der Fremde die Kapuze zurück und Yard blieb fast das Herz stehen. „Toren!“ rief er fassungslos. Er konnte es beinahe nicht glauben, aber der Schmied stand leibhaftig dort vorn. Alle Anwesenden blickten Yard natürlich fragend an und wunderten sich über dessen Reaktion. Doch der junge Mann kümmerte sich nicht darum und stotterte: „Ich dachte...du...du bist...!“

„Tot?“ ergänzte Toren. „Oh ja Yard, ich war tatsächlich dem Tode sehr nahe. Aber jetzt lebe ich und bin den Herren in diesem Saal eine Erklärung schuldig; und so hört mich denn. Mein Name ist Toren Bakun, eigentlich Bakunas, doch das ist unwichtig. Ich war Schmied in einem Dorf im Welkenland, welches an dem großen Wall lag, von dem ihr sicher gehört habt. Das Dorf wurde bei jenem schreck-

lichen Überfall zerstört und somit bin ich nun heimatlos. Doch es ist nicht meine ursprüngliche Herkunft, denn in meinem früheren Leben war ich tharonischer Waffenführer, wobei ich aber sagen muß...!“

„Die Tharoner sind schändliche Verräter an der Menschheit!“ wurde Torens plötzlich wütend unterbrochen. Es war Gwendon, der aufgesprungen war und ihm funkelnd in die Augen blickte. Doch als er das völlig ruhige und offene Gesicht Torens betrachtete, tat dem Hochländer seine Unbeherrschtheit bereits leid.

„Ihr werdet sicher einen Grund für diese Behauptung haben?“ fragte der Angerufene Gwendon.

„Das Lager in dem wir gefangen waren, wurde oft von einem tharonischen Abgesandten besucht, der stets freundlich aufgenommen wurde und nicht den Eindruck eines Gegners des dunklen Volkes machte. Der Vater des Lichtes weiß, was die Tharoner mit diesen Bestien zu schaffen haben!“ antwortete Gwendon. „Jedenfalls besaß der besagte Abgesandte keine Skrupel, einen unschuldigen Mann umbringen zu lassen, um andere Gefangene zu einem Verrat zu zwingen!“

„Zum Verrat?“ fragte Torens. „Verrat an wem?“

„Sie haben nach mir gesucht!“ erklärte Yard. „Ein Mann mußte meiner wegen sein Leben lassen und ich stand wie ein Feigling dabei und habe zugesehen. Der Tharoner hat tatsächlich nach mir gesucht!“

„Wenn Tharon sich wirklich mit dem dunklen Volk abgibt, um nach dir zu suchen, dann ist das wahrhaftig eine schlechte Nachricht. Schlechter als ich erwartet habe!“ sagte Torens nachdenklich. „Doch laßt mich erst meine Geschichte beenden, damit auch die anderen Anwesenden verstehen, um was es geht. Ich muß dazu natürlich etwas ausholen, denn viele Sommer habe ich bereits gesehen. So viele, daß

ich mich noch an die Zeit erinnere, in der Tharon noch den Norden beherrschte!“

Großes Erstaunen lösten Torens Worte unter den Zuhörern aus und so mancher betrachtete den Schmied jetzt mit Scheu. Doch er ließ sich nicht davon beirren und setzte seine Erzählung fort: „Jedes große Reich zerstört sich selbst von Innen, wenn machthungrigen Männern kein Einhalt geboten wird. So war es leider auch in der großen Stadt. Nach dem Tode Persivans des Zweiten, rangen einige Senatoren um den Thron und lösten Unfrieden unter den letzten Verbündeten des Reiches aus. Es kam zu Kriegen, in denen sich die einst befreundeten Völker gegenseitig zerfleischten. Doch ein junger Waffenführer besaß genügend Mut, um dem furchtbaren Treiben ein Ende zu setzen. Er eroberte die Herzen des Volkes und wurde zum neuen Kaiser ernannt. Für eine kurze Zeit erblühte das Reich noch einmal, doch dann wurde es dunkel. Der letzte Kaiser Tharons und viele seiner hoffnungsvollen Getreuen wurden hinterrücks ermordet!“

Toren blickte nach seinen Worten zu Yard herüber, der ebenso wie alle anderen Männer gebannt zuhörte. „Dieser junge Mann sollte als Säugling ebenfalls ermordet werden, denn sein Vater befand sich unter den Dahingemeuchelten und als Sohn hätte er später Rache nehmen können. Sein Großvater und ich kamen gerade noch rechtzeitig und konnten ihn vor den Mördern retten. Gemeinsam flohen wir nach vielen Wochen der Hatz in das Welkenland und verbargen uns dort in einem kleinen Dorf, wo wir so unauffällig wie möglich lebten. Ich sah Yard aufwachsen, beschützte ihn so gut wie möglich und nahm ihn schließlich in meine Lehre auf, denn sein Vater hatte es einst so gewünscht. Das Schicksal schlug endlich in Form des Überfalls auf das Welkenland zu, bei dem ich im Kampf schwer

verwundet wurde. Man hielt mich für tot und warf mich mit den anderen Getöteten auf ein Feld vor dem Dorf. Dort erwachte ich später und schleppte mich in den Nächten nach Welkenhaven, wo ich ein verborgenes Boot fand und mit letzter Kraft in See stach. Welche Umstände oder Vorsehungen mich später nach Kayhlien führten, weiß ich nicht. Ich wurde bewußtlos und kann mich an nichts erinnern. Doch hier an der Küste fand mich später ein Gehilfe Marwinars, den ich schon seit langem kenne. Der Druide heilte mich und so kam es, daß ich euch vor der bevorstehenden Invasion des Feindes warnen konnte. Wie Onges Hyle vorhin schon richtig vermutete, war dieser erste Angriff nur ein Schein, um eure Stärke zu testen. Der wirkliche Überfall wird mit großen Schiffen stattfinden, die sicher vom Welkenland herübersetzen werden. Und das wird bald sein, die Zeit drängt also!“

Nach Torens Bericht herrschte bedrücktes Schweigen im Saal. Die Hochländer waren mit Sicherheit kein ängstliches Volk, aber sie wußten nicht, was sie gegen einen so übermächtigen Feind tun sollten. Das dunkle Volk würde nach dem Welkenland auch Kayhlien überrennen und es besetzen. Der Ernst der Lage, den Torens so trefflich geschildert hatte, beschäftigte die Clanführer und jeder fragte sich, von woher in solchen Zeiten Hilfe herbeieilen sollte? Schließlich erhob sich Darges Crux und fragte: „Was hat das alles mit dem jungen Welken zu tun, warum wurde er in eurer Erzählung so oft genannt?“

„Habt noch einen Augenblick Geduld“, bat Torens, „denn Eure Frage soll von einem anderen Mann beantwortet werden, der noch weiter in die Vergangenheit blicken kann als ich!“

Noch während er das sagte, öffnete sich die Saaltür und der Umriß einer Gestalt erschien im Licht, das von drau-

ßen hereinleuchtete. Ein völlig in weiß gekleideter, alter Mann betrat den Saal. Er besaß einen langen Bart, der sich an seinem Bauch in zwei Spitzen teilte und ihm fast bis an die Oberschenkel reichte. Um die Stirn trug der Alte einen silbernen Reif mit einem runden, schwarzglänzenden Stein in der Mitte. Er stützte sich auf einen knorrigen Stab, der ihn um eine halbe Kopflänge überragte. In der linken Hand trug der alte Mann eine Art Schatulle, auf der sich seltsame Runen in Goldschrift befanden. Dieser Mann war Marwinar, der Druide. Als er an den Männern vorbeischnitt, erhob sich ein erstauntes Raunen. Der alte Druide ging direkt auf Yard zu und blieb vor dem jungen Mann stehen. Yard war gewiß nicht klein, aber der Alte überragte ihn dennoch um einige Spannen. Beide Männer sahen sich lange und tief in die Augen, wobei es Yard nicht möglich war, seinen Blick abzuwenden. Er fühlte sich wie gefangen, als ob der Druide seine geheimsten Gedanken erraten würde. Doch diese Prüfung bestand er anscheinend sehr gut, denn plötzlich fing der alte Mann an zu lächeln. „Du bist ein Tauris!“ sagte er so bestimmt, als müsse er Yard die Identität wiedergeben. „Dieser junge Mann ist die Hoffnung für uns und alle freien Völker!“ rief Marwinar nun den Hochländern zu.

„Wie kann er das sein?“ fragten mehrere der Clanführer verwundert. „Wie kann ein Welkenjunge die Hoffnung für uns alle sein?“

„Er ist kein Welke!“ antwortete der Druide wissend. „Wenn er die letzte Probe besteht, dann ist er derjenige, der das verlorene Reich vielleicht wieder vereint!“

Yards Gesicht wurde bei diesen Worten immer länger. Von was für einer Probe sprach der alte Mann nur? Und wie sollte er, Yard, ein verlorenes Reich wieder vereinen? Er kam sich in diesem Moment ja selbst recht verloren vor

und blickte sich hilfesuchend nach Toren um. Doch dieser stand nur mit unbewegten Zügen dort und ließ sich nicht anmerken, was er dachte.

„Aus dem gleichen Grund suchen die Verräter Tharons ihn, denn sie haben sicher auch ihre Nachforschungen betrieben und er könnte ihre ärmliche Macht in Gefahr bringen!“

„Wovon sprichst du genau?“ fragte Onges, der ebenfalls sehr verwundert über die Worte seines alten Freundes und Beraters war.

Statt eine Antwort zu geben, öffnete der Druide seine Schatulle und holte einen silbernen Metallbarren hervor. Er hielt den Barren hoch, so daß alle ihn sehen konnten. Das fingergroße Stück glänzte im Schein des Kaminfeuers. „Das hier ist das Herzstück eines Schwertes, welches erst noch geschmiedet werden muß!“ erklärte er den erstaunten Betrachtern. „Das Schwert der Einheit wird entstehen, wenn der rechtmäßige Besitzer es erschafft. Die Druiden haben dieses Stück Metall lange aufbewahrt. Sie haben all ihre Kraft und ihr Wissen hineingelegt, als der Eine, Mächtige von ihnen abfiel und sich der Menschlichkeit entsagte. Der, der das dunkle Volk schuf, lange bevor Tharon mächtig wurde; zu der Zeit als das Reich des Nordens entgültig unterging. Durch seine Einflüsterungen gelang es ihm, die Völker zu entfremden. Für kurze Zeit wurde er geschlagen, doch jetzt giert er wieder nach der Macht, denn er ist erneut stark geworden. In seinem Wahn glaubt er, alle Lebewesen besser machen zu können, deshalb entstammen diese Bestien aus seiner Zucht. Er ist mächtig, doch er fürchtet sich vor einer Vorsehung, die einen Mann erwähnt, der ihm die Stirn bietet. Dieser Mann soll erscheinen, wenn der Finstere auf dem Zenit seiner Stärke angelangt ist, und er vereint die Völker dann gegen die dunkle Brut!“

„Und dieser Junge soll der erwähnte Mann sein?“ fragte Darges Crux ungläubig.

„Das Metall wird ihn erkennen!“ antwortete Marwinar. „Hier, mein Junge“, sagte er zu Yard, „nimm den Barren in die rechte Hand!“

Zögerlich, so als habe er Angst, der Barren könnte ihn verletzen, nahm Yard ihn entgegen. Das Metall lag ruhig und kühl in seiner Hand, also umfaßte er es fester. Zunächst geschah nichts, doch plötzlich entstand ein singendes Geräusch und er fühlte eine Vibration in seinem ganzen Körper. Ein helles, strahlendes Licht trat durch seine Faust und als er sie öffnete, erleuchtete es den gesamten Saal. Eine unbändige Kraft durchströmte den jungen Mann, der inmitten des Lichtes stand. Marwinar nahm Yards Arm und hob ihn hoch. „Seht ihr Herren von Kayhlien, vor euch steht der Erbe von Tharon. Er wird die Völker wieder vereinen und sie gegen den Feind führen. Er wird das Schwert der Einheit schmieden!“

Als erster kam Toren auf Yard zu und kniete vor ihm nieder. Die anderen Männer kamen seinem Beispiel nach und beugten sich alle vor der Macht des Lichtes. Erst als der völlig fassungslose, junge Mann seine Hand wieder schloß, erlosch das Licht und die Männer erhoben sich wieder. Der Barren lag nun wieder kalt und harmlos aussehend in Yards Hand. Beinahe geschockt setzte er sich und starrte Marwinar fragend an, wobei er ihm den Barren zurückgeben wollte. Doch der alte Mann lehnte ab. „Er gehört dir. Dieser und vier weitere Metallbarren, die bei den Völkern verborgen sind. Du mußt sie suchen und im Feuer zusammenfügen!“

„Ich...ich kann das nicht tun!“ antwortete Yard verwirrt. Aus der eben noch strahlenden Gestalt, war wieder der Junge geworden, der in einem kleinen Dorf im Welken-

land aufgewachsen war und nicht begreifen konnte, was mit ihm geschah.

„Du wirst lernen, damit umzugehen!“ beruhigte Marwinar ihn. „Und jetzt brauchst du etwas Ruhe, denn für heute hast du genug geleistet. Alle Fragen, die du hast, werden dir morgen beantwortet. Ich werde dann da sein!“

Zusammen mit Toren geleitete Marwinar Yard nun aus dem Saal, vorbei an den erstaunt blickenden Männern, die den Jungen jetzt mit anderen Augen betrachteten. Sie führten Yard in sein Gemach und legten den Erschöpften auf dessen Bett. Der Druiden legte ihm die Hand auf die Stirn und murmelte noch einige fremd klingende Worte, dann entfernten er und Toren sich aus dem Gemach.

„Er wird tief ruhen in dieser Nacht!“ bemerkte Marwinar. Toren blickte den Druiden sorgenvoll an. „Wird er die Last tragen und jemals seine Aufgabe bewältigen können?“ fragte er.

Der Alte Mann nickte. „Ich habe in seine Seele gesehen, er ist stärker als es den Anschein hat und er wird mit seiner Aufgabe wachsen!“

Toren gab dem Druiden innerlich Recht. Yard besaß wirklich eine starke Seite in sich, von der bisher niemand etwas geahnt hatte. Das Aufglühen des Metallbarrens, der seinen wahren Besitzer erkannt hatte, bewies das.

Während beide Männer langsam die Treppe hinabstiegen unterhielten sie sich und Toren stellte dem Druiden einige Fragen, die ihn schon lange beschäftigten. „Ich dachte stets, die Druiden wären wieder im Besitz aller Metallstücke!“ eröffnete der Schmied seine Gedanken.

Marwinar schüttelte traurig seinen greisen Kopf. „Leider, leider nein. Wir waren einfach zu gutgläubig und vertrauten auf die Weisheit der Verwalter der Metalle. Wie konnten wir damals ahnen, daß einer dieser Verwalter einst zum

Verräter werden würde?“

„Tharon!“ sagte Toren bestürzt. „Tharon ist im Besitz eines der Barren?“

„Mindestens einen haben die Herren der großen Stadt in ihren Mauern; wenn nicht sogar noch mehr, denn es gibt einen Mann in Tharon, der die selben Forschungen betreibt, wie wir. Doch das Metallstück der Alven haben sie mit Sicherheit nicht und auch das wichtigste nicht: das, welches der Junge nun trägt!“

„Ich werde ihn begleiten und so gut hüten, wie es mir nur möglich ist!“ sagte Toren bestimmend.

„Ich weiß mein Freund, achte gut auf ihn, er ist unsere Hoffnung!“

Sie waren nun wieder vor der Saaltür angelangt und durchschritten sie, während alle Augen sie verfolgten. Kurz darauf wurden sie mit Fragen regelrecht überschüttet und Marwinar und Onges mußten mehrmals um Ruhe bitten, bis der Druide endlich weitere Erklärungen abgeben konnte. Vor allem die Frage nach Hilfe aus anderen Ländern wurde laut und er antwortete den Männern auf folgende Weise: „Eure eigene Einigkeit sei eure stärkste Waffe. Gemeinsam sollt ihr euer Land verteidigen und nicht verza- gen, selbst wenn der Feind übermächtig erscheint. Doch das ist nicht das wichtigste, denn die Aufgabe, die der Träger des Metalls nun vor sich hat, ist noch bei weitem herausragender. Er kämpft nicht nur für ein Land, sondern für die gesamte frei Welt. Aus diesem Grund soll ihn auch eine Gruppe von auserwählten Männern begleiten, die ihn mit ihrem Leben verteidigen würden. Ich glaube, daß die Männer, die ihn bisher begleitet haben, dazu gehören sollten!“ Marwinar blickte Yassur dabei auffordernd an.

Der Dschammallaner erhob sich und antwortete: „Gerne würde ich für Yard kämpfen, doch ich habe versprochen,

zu unterstützen euer Land mit meinem Schwert. Das Wort eines Dschammallaners ist wie ein Schwur!“

„Ich entbinde Euch von Eurem Versprechen!“ antwortete Onges Hyle. „Ihr könnt uns am besten dienen, wenn Ihr Yard Tauris begleitet und ihn beschützt, denn davon hängt alles ab. Vielleicht wird dann auch der Tag kommen, an dem Ihr mit tausend Kriegern eures Volkes zurückkehrt; und sei es auch nur, um uns zu rächen!“

Yassur war sichtlich erfreut, nun doch mit Yard mitziehen zu können, dennoch versprach er seine Rückkehr, wenn es eine geben sollte.

Toren begrüßte die Tatsache, in Yassur einen treuen und starken Gefährten für Yard gefunden zu haben und bot sich als zweiter Begleiter an. „Ich war einst Waffenführer der tharonischen Armee, das könnte Yard möglicherweise irgendwann nützen, außerdem würde ich ihn niemals allein lassen!“

„Onges hob die Hände. „Somit hätten wir schon zwei Begleiter für den Sucher der Metalle. Doch sollen sich die Hochländer beschämen und niemanden mitschicken, nur weil sie in Bedrängnis geraten?“ fragte er und blickte Gwendon dabei vielsagend an. „Du mein Sohn, solltest ebenfalls mitreisen und deinem Freund das Schwert Kayhliens anbieten!“

Gwendon war sehr erfreut über diesen Antrag seines Vaters, denn von allein hätte er es nicht gewagt sich anzubieten, da er seine Heimat nicht im Stich lassen wollte. „Ich danke dir Vater!“ flüsterte er leise und erhob sich dann, um seine Zustimmung zum Ausdruck zu bringen.

„So fahrt denn hinaus und vollbringt eure schwere Aufgabe. Unterrichtet jedes Volk von der Bedrohung und bittet um Hilfe!“ Mit diesen Worten beendete Onges den Rat der Hochländer. Er hatte durch die Ereignisse mit dem jungen

Tauris eine etwas andere Wendung bekommen, als erwartet. Doch dadurch keimte auch eine Hoffnung auf, die vorher nicht bestanden hatte.

Die erfahrensten Männer Kayhliens stellten nun gemeinsam Verteidigungspläne für ihr Land auf, um Kayhlien so gut wie möglich vor der herannahenden dunklen Flut zu schützen; bis Hilfe herbeieilte oder alles endete. Die Gemeinschaft Yards sollte deshalb bald aufbrechen und sich in ein unberechenbares Abenteuer stürzen. Dennoch war das die einzige Hoffnung...

Ein Schiff fährt in den Süden

Am frühen Morgen erwachte Yard und fühlte sich zunächst unbeschwert und sehr ausgeruht. Nur langsam stiegen die Erinnerungen des gestrigen Abends wieder in ihm auf. Die Macht, die er gefühlt hatte, als ihn das Licht durchströmte und die Clanführer sich vor ihm verbeugten, kam ihm heute morgen unwirklich und nicht mehr so erschreckend vor. Doch plötzlich erinnerte er sich wieder an den Metallbarren. Wo war er geblieben? Er wußte noch, daß er ihn in der Hand gehalten hatte, kurz bevor er eingeschlafen war, doch jetzt war er nicht mehr da. Schnell setzte er sich auf und blickte sich suchend um, doch er konnte den Gegenstand nirgendwo entdecken.

„Gestohlen“, dachte er panisch, so sehr hatte er sich bereits an den Besitz des Metallstückes gewöhnt. Doch wer sollte es wagen, ihm den Barren fortzunehmen? Dann spürte er das leichte Gewicht an seinem Hals und er griff danach. Er umfaßte einen Lederbeutel, der an einer silbernen Kette hing. Vorsichtig öffnete Yard die Schnürbänder und zog den Inhalt des Beutels heraus. Zu seiner Erleichterung war es tatsächlich der Barren. Irgend jemand, wahrscheinlich Marwinar, hatte ihm die Kette mit dem kostbaren Inhalt um den Hals gehängt. Nun fühlte er sich beruhigt und stand auf, nachdem er das Metallstück wieder verstaut hatte. Von nun an würde er den Barren immer bei sich tragen.

Als er sich angezogen hatte und die Tür seines Gemaches öffnete, stand Toren gerade davor und wollte anklopfen. Überrascht blickten die beiden Freunde sich an. „Guten Morgen, Herr Langschläfer!“ begrüßte Toren Yard scherz-

haft. Der junge Mann erwiderte den Gruß, fühlte sich jedoch nicht zum Scherzen aufgelegt. „Ich fürchte, daß ich noch viele Fragen habe, bis ich die Zusammenhänge richtig verstehe!“ sagte er

Toren legte seinen Arm um Yard und führte ihn zur Treppe. „Ich weiß, welche Sorgen dich quälen“, antwortete der Schmied lächelnd, „doch vielleicht werden sich einige von ihnen bald auflösen!“

Yard war sich da nicht so sicher, denn er konnte sich nicht vorstellen, wann und wie er seiner Berufung gerecht werden sollte. Als er Toren in einen kleinen Speiseraum folgte, saßen dort bereits Gwendon, Yassur und Marwinar, die den jungen Mann auf das freundlichste begrüßten. Yard setzte sich und aß trotz aller Sorgen mit Appetit. Die Gesellschaft seiner Freunde tat ihm gut, auch wenn er dachte, sie nicht mehr allzu lange genießen zu können. Nach dem Frühstück lehnte er sich etwas zurück und blickte den Druiden abwartend an. Natürlich wußte Marwinar um die Gedanken, die Yard beschäftigten und so erzählte er ihm alles, was für den jungen Mann zu wissen nötig war. Gebannt hörte Yard der Geschichte der Metalle zu und erfuhr von ihrer Entstehung und der Verteilung auf die verschiedenen Völker.

„Das Volk der Alven erhielt einen Barren, den Aldanon noch immer sicher aufbewahrt!“ erzählte Marwinar. „Ein weiterer wurde zu den Dwanen in ihr Gebirge gebracht, doch ob sie noch in seinem Besitz sind, weiß ich leider nicht. Der Dritte ging nach Tharon und war Eigentum des jeweiligen Kaisers, der ihn stets an seinen Nachkommen weiterreichte. Über den vierten und letzten kann ich dir leider nichts sagen, da keiner der Druiden über alle Metallbarren bescheid wissen durfte. Sein Verbleib ist ein Geheimnis und du wirst versuchen müssen, es zu lösen!“

„Aber warum ausgerechnet ich?“ fragte Yard hilflos. „Wieso bin ich ausgewählt worden und von wem?“

„Deine Herkunft hat dich dazu bestimmt!“ antwortete der Druide sanft. „Du bist der Sohn von Andoran Tauris, des letzten Kaisers von Tharon!“

Yard atmete scharf ein, jetzt erst verstand er alles richtig. Jetzt begriff er, warum seine Familie ermordet worden war und warum die Häscher Tharons noch immer nach ihm suchten. Großvater und Toren hatten es ihm schon oft gesagt, doch er hatte die wahren Zusammenhänge nie richtig verstanden. Ein weiteres Mal überrollte die Welle der Erkenntnis ihn und er blickte hilflos in die Gesichter seiner Freunde.

„Dein Vater wußte von jener Vorsehung, über die ich im Rat gesprochen habe!“ fuhr Marwinar fort, bevor Yard etwas sagen konnte. „Er hat Kayhlien oft besucht und führte so manche Nacht lange Gespräche mit mir; bis wir sicher waren, daß nur sein Sohn, also du, das erwähnte Bindeglied der Völker sein kannst. Kurz vor seinem Tod, den er bereits vorausahnte, wies er alle seine Vertrauten an, dich einmal später zum Schmied ausbilden zu lassen. Und so ist es dann auch geschehen!“

Yard nickte und sah zu Toren herüber. „Jetzt wird mir alles klar!“ sagte er nachdenklich. „Und da es nun einmal alles so ist, liegt die Verantwortung für das Wohl aller freien Völker bei mir. Ich werde mich so schnell wie möglich auf die Suche nach den Metallen machen, auch wenn ich nicht weiß, wie genau ich das anstellen soll!“ Trotz seiner Ratlosigkeit lag jetzt doch eine Entschlossenheit in seiner Stimme, die keinen Aufschub mehr duldete.

Marwinar legte ihm seine Hände auf die Schultern und lächelte ihn an. „Ich wußte, daß du so reagieren würdest, ich habe es von Anfang an in deinen Augen gesehen. Du

bist ein Tauris. Dennoch sollst du nicht allein fortgehen, einige Männer werden dir sicher gute Gefährten sein und dich begleiten!“

Yards Herz machte vor Freude beinahe einen Sprung, denn als er in die Gesichter seiner Freunde blickte, erriet er schon, wer mit seinen Gefährten gemeint war.

„Ja“, sagte Toren lächelnd, „wir kommen mit dir Yard!“ Der junge Mann jubelte überschwenglich und während er jedem seiner zukünftigen Begleiter dankbar die Hand schüttelte, meldete sich ein weiterer Gefährte.

„Ich werde euch nicht allein ziehen lassen und wenn alle Hochlandpferde versuchen würden, mich zurückzuhalten!“ platzte Barra herein. Der Dwane wurde von dem Gehilfen des Druiden begleitet, der ihn hierhergeführt hatte. Die Männer sprangen auf und begrüßten den fast vollkommen genesenen Freund.

„Somit wäre die Gemeinschaft des Erben von Tharon beisammen!“ sagte Marwinar bedeutungsvoll und legte jedem der Männer die Hand auf die Stirn. „Der richtige Weg wird euch erst während eurer gefahrvollen Reise offenbart und es wird nicht immer der einfachste und direkteste sein. Doch wenn ihr ihn gemeinsam geht, wird euch nichts aufhalten können!“

„Wenn alle einverstanden sind“, warf Gwendon ein, „dann könnten wir Kayhlien mit einem Handelsschiff in Richtung Süden verlassen. Es geht in zwei Tagen und der Schiffsführer gehört zum Clan der Hyles!“

„Sehr gut!“ antwortete Toren. „Das Schiff fährt nicht zu spät ab und uns bleibt genügend Zeit für Vorbereitungen!“ Auch Yassur, Barra und Yard waren einverstanden und Marwinar lobte die Gemeinsamkeit der fünf Männer. Er gab Yard noch manchen guten Rat und deutete auf dessen Brustbeutel. „Wenn du endlich in Tharon bist, dann zeige

dem Volk zur rechten Zeit die Macht, die in dem Barren verborgen ist. Es wird dich dann erkennen als das, was du bist!“

Barra bekam die Worte mit und fragte: „Was für eine Art Barren ist das, den du trägst, kann ich ihn einmal sehen?“ Yard holte das Metall aus dem Beutel und zeigte es dem Dwanen, der sich sehr erstaunt zeigte. „Ich kenne diese Art von kunstvoll gefertigten Stücken!“, rief er aus. „Ein ähnliches befindet sich in der heiligen Halle von Borgada, meiner Heimatstadt. Ich habe mich schon oft gefragt, was es damit auf sich hat, denn ansonsten lagern dort nur die wertvollsten Edelsteine!“

„Der Kreis beginnt sich zu schließen!“ murmelte Marwinar zu sich selbst. „Die Dwanen besitzen ihren Anteil der Hoffnung also auch noch und das ist mehr, als ich erwartet habe. Finde sie Yard, finde sie alle und schmiede das Schwert. Ein jedes der Stücke steht für die Tugenden eines guten Herrschers. Weisheit, Mut, Kraft, Ernst und die Liebe zu allen Lebewesen sind ihre Bedeutung und alle gemeinsam können die Dunkelheit besiegen!“

Der Druide nahm Yards Gesicht zwischen seine Hände und sah ihn noch einmal tief in die Augen. „Wenn du diese schwere Bürde überwunden hast, dann stelle ein Heer zusammen und befreie dein und unser Land von der drohenden Gefahr!“ Dieser letzte Satz war beinahe flehentlich ausgesprochen und Marwinar wirkte für einen Moment nur wie ein hilfloser, alter Mann. Doch der Eindruck verschwand schnell wieder und die würdevolle Haltung kehrte zurück.

„Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht und die Aufgabe vollenden!“ antwortete Yard. „Und wenn es mir tatsächlich gelingt, dann gnade der Vater des Lichts diesem Volk. Ich habe noch einige Rechnungen mit ihm of-

fen!“ Der Gedanke an Anika war seine stärkste Triebfeder in der Zukunft und wenn sie tot war, dann sollte das dunkle Volk ihr Leben teuer bezahlen.

Zwei Tage nach diesen Ereignissen begleitete ein starker Reitertrioß die Gefährten nach Mareas, der Hafenstadt, von wo aus das Schiff ablegte. Yard und seine Freunde waren vor der Abreise von Onges reich mit Waffen und Kleidung versehen worden. Jeder der Männer hatte ein Schwert, verschiedene Messer und ein gut verarbeitetes, kayhlienisches Kettenhemd erhalten. Außerdem war nun jeder von ihnen im Besitz eines Bogens, der zwar nicht so elegant wie ein Alvenbogen war, seinen Zweck aber durchaus erfüllte. Zudem wurde Barra-Kan mit einem Beil nach der typischen Dwanenart überrascht. Es besaß eine kreisrunde Klinge die sehr scharf geschliffen war. Onges Hyle hatte es extra für den Dwanen anfertigen lassen und er hatte es ihm mit folgenden Worten überreicht: „Ich hoffe, diese Waffe kommt wenigstens annähernd euren Beilen gleich. Betrachtet es als kleine Wiedergutmachung dafür, daß Ihr es so lange unter schweigenden Druidengehilfen aushalten mußtet!“ Barra fand das Beil perfekt und sprach mehrere Male seinen Dank aus. Natürlich hatte er auch die kleine Anspielung Onges bemerkt, war jedoch nur mit einem Lächeln darauf eingegangen.

Als die Gesellschaft nun endlich in die Nähe der Hafenstadt kam, konnte sie bald das Rauschen der Wellen und das Kreischen der Möwen hören. Mareas lag an der südwestlichen Küste von Kayhlien und gehörte zum Einflußgebiet der Hyles. Es hatte einen alten, kayhlienischen Ursprung und bestand schon seit der Zeit des vergangenen Nordreiches. Mährtiärr war einst der Name dieser Stadt gewesen, die unter der Herrschaft Tharons zu einem mit-

telgroßen Hafen ausgebaut wurde, so daß selbst größere Handelsschiffe und Galeeren hier anlegen konnten. Die Stadt selbst bestand nur aus einer, wenn auch zahlreichen Ansammlung von Fischerhütten. Der Hafen verfügte jedoch über etliche Speicher und Umschlagplätze, auf denen die Waren aus anderen Ländern verkauft werden konnte. Hauptsächlich wurde von hier aus der Handel mit den Ländern des Südens betrieben, wobei das eigene Handelsprodukt natürlich die Wolle der Hochlandschafe war. Die vorteilhafte Stellung, die der Clan der Hyles dabei hatte, war ihm in der Vergangenheit sehr oft geneidet worden, was ein Grund für die häufigen Fehden gewesen war.

Doch am heutigen Tag ritten die Angehörigen der unterschiedlichsten Familien einträchtig nebeneinander und begleiteten die fünf Gefährten. Sie steuerten auf die Anlegeplätze des Hafens zu, die geschützt hinter den dicken Mauern der Hafensmole lagen. In besseren Zeiten konnten mehrere Schiffe gleichzeitig be- und entladen werden. Doch am heutigen Tag befand sich nur eine einzige Galeere in Mareas. Es war ein Zweimast-Schiff von hisperianischer Bauweise, sehr bauchig und damit seinem Zweck sehr dienlich. Die Mannschaft, die beim Verladen der Wollballen half, war ein wild zusammengewürfelter Haufen aus Angehörigen vieler Clans des Umlandes. Der Kapitän gehörte jedoch zu den Hyles. Als der Reitertrupp bei dem Schiff angelangte, konnte man den Schiffsführer bereits an der Bugreling stehen sehen. Er hatte kurzgeschorenes, schon ergrautes Haar und einen dichten Bart in seinem wettergegerbten Gesicht. Seine kräftige, hochgewachsene Gestalt steckte in dicken Leinenkleidern, wobei die Hose hochgerollt war und den Blick auf hohe Schaftstiefel freigab. Wie auch alle anderen Hochländer, trug er das Stoff-

tuch mit dem Muster seines Clans über der Brust.

Langsam kam er nun die Planke seines Schiffes hinunter und begrüßte die ankommenden Männer. Er umarmte Onges herzlich und unterhielt sich für einen kurzen Moment mit ihm. Dann sprach er die Gefährten an, die dicht neben ihm standen und von Onges kurz vorgestellt wurden.

„Es ist alles bereit, ihr könnt an Bord gehen. Die Flut steigt und wir können sofort auslaufen!“ sagte der Kapitän mit tiefer Stimme. Die fünf Gefährten stiegen von ihren Pferden und verabschiedeten sich von ihren Begleitern. Danach begaben sie sich, bis auf Gwendon, auf das Schiff. Der Hochländer blieb noch eine kurze Weile bei seinem Vater stehen und umarmte ihn. „Komm auch diesmal wieder, mein Sohn!“ sagte Onges gepreßt. „Aber laß mich nicht wieder Jahre warten!“ Gwendon nickte und reichte Onges und seinem Bruder Gylias ein letztes Mal die Hand, dann begab auch er sich an Bord.

„Paß mir auf diese Männer auf!“ rief Onges dem Kapitän zu. „Sie alle sind uns teuer!“

„Wir kommen wieder, so der Wind es will!“ antwortete der Seemann nach alter Tradition und begab sich nun selbst auf das Schiff. Danach wurde die Galeere von einigen Hafenarbeitern abgestoßen, so daß die Ruder ausgelegt werden konnten. Der Steuermann brachte das Schiff in Position und dann setzten sich die jeweils zehn Ruder auf beiden Seiten in Bewegung. Langsam glitt die Galeere aus der Hafenausfahrt heraus. Die fünf Männer standen am Heck und winkten den Reitern am Ufer nochmals zu, während sich der Landungssteg immer weiter entfernte.

„Vom Rücken dieser riesigen Pferde direkt auf den schwankenden Boden eines Schiffes!“ bemerkte Barra scheinbar entsetzt. „Wenn mir das jemand vor einigen Jahren vor-

rausgesagt hätte, ich wäre aus dem Lachen nicht mehr herausgekommen, doch jetzt stehe ich hier!“

„Ihr werdet Euch an das Schwanken gewöhnen!“ lachte der Kapitän, der wieder zu den Männern trat. Endlich hatte Gwendon Gelegenheit, seinen Clanbruder vorzustellen. Sein Name war Barg und er begrüßte die Gefährten nochmals auf seinem Schiff. „Wir werden einige Wochen auf See bleiben, bis wir Markestiana erreicht haben. Bis dahin seid Ihr gute Seeleute geworden!“ ermunterte er den Dwanen. Sein Lachen klang ansteckend, überhaupt schien Barg ein fröhlicher Mann zu sein und so entspannte sich ein heiteres Plaudern unter den Männern. Nach einer Weile entschuldigte der Kapitän sich jedoch, da er noch einige Anweisungen für die Mannschaft erteilen mußte.

Hier auf dem offenen Meer wehte ein recht kräftiger Wind und nachdem die Segel voll gesetzt wurden, bekam das Schiff gute Fahrt. Nach etwa einer Stunde befand sich die Galeere auf gleicher Höhe mit der Küste des Welkenlandes, die als dunkler Streifen weit hinten am Horizont zu sehen war. Yard stand an der Rehling und starrte mit einer Mischung aus Sehnsucht und Trauer herüber. Er fragte sich, was sich in seiner Heimat wohl jetzt abspielen mochte. Würde er das Land, in dem er aufgewachsen war je wiedersehen, je wiedererkennen, nachdem das dunkle Volk dort alles zerstörte? Als wolle er Trost darin finden, betrachtete er die schäumenden Wellen auf dem graugrünen Wasser. Er hatte immer davon geträumt, zur See zu fahren, die weite Welt zu sehen, doch die Umstände hatte er sich anders als jetzt vorgestellt.

Gwendon trat neben ihn und betrachtete ebenfalls die See. „Dein Land liegt dort drüben, nicht wahr?“ fragte der Hochländer. Yard nickte nur stumm und sah weiterhin auf die Wellen. Doch dann drehte er sich zu Gwendon um und

antwortete: „Nein , es ist eigentlich nicht mein Land, ich bin dort nur aufgewachsen. Meine wahre Heimat habe ich noch niemals gesehen. Doch weißt du noch, was du einmal im Gefangenenlager zu mir sagtest?“

„Was meinst du?“

„Nachdem wir der furchtbaren Auspeitschung eines Unschuldigen zugesehen hatten, sagtest du zu mir, daß du niemals einem Tharoner die Hand reichen würdest!“ rief Yard dem Hochländer in Erinnerung. „Nun, ich bin einer und Toren auch!“

Erst jetzt erriet Gwendon die Gedanken seines Freundes und so etwas wie Scham war in seinen Zügen zu erkennen, was Yard jedoch nicht beabsichtigt hatte. „Ich habe mich geirrt!“ sagte der Hochländer nach einer Weile.

„Wenn ich das geahnt hätte, wären diese Worte niemals über meine Lippen gekommen. Bitte verzeih mir!“ Er reichte Yard seine Hand und der junge Mann drückte sie mit einer Innigkeit, daß Gwendon Angst bekam, sie werde ihm zerquetscht. „Ich bin froh darüber, daß du das gesagt hast, denn deine Freundschaft ist mir sehr wichtig!“ sagte Yard erleichtert. Ein wahrer Felsbrocken war ihm vom Herzen gefallen, denn diese Sache hatte schon eine geraume Zeit an seinem Gemüt genagt. Doch jetzt war alles gut und Gwendon versicherte ihm, daß er nicht mehr von seiner Seite weichen wolle.

Beide Männer lehnten sich mit den Rücken an die Rehling und beobachteten die im Wind flatternden Segel. Da das Schiff jetzt nicht von den Rudern angetrieben werden mußte, hatte die Mannschaft Zeit, sich um andere Dinge zu kümmern, oder sich einfach an Deck auszuruhen. Auch Kapitän Barg hatte nun etwas Muße und gesellte sich wieder zu seinen Passagieren. Er unterhielt sich ein wenig mit Gwendon, den er schon seit langen Jahren nicht mehr ge-

sehen hatte. Gwendon war sich nicht sicher, in wie weit sein Vater Barg in die Sache der Gefährten eingeweiht hatte und fragte deshalb vorsichtig: „Was hat dir Vater über unsere Reise erzählt, Barg?“

Der Seemann schmunzelte. „Ich weiß, daß ihr keine Vergnügungsreise unternimmt und aus den Andeutungen deines Vaters und den Ereignissen der letzten Zeit konnte ich einiges entnehmen. Doch hab keine Angst“, beruhigte er Gwendon, „ich werde nicht weiter nachfragen. Alles was ich weiß, bleibt bei mir!“

Gwendon wußte, daß er sich auf den alten Kapitän verlassen konnte, schließlich war er ein Hyle.

„Kommt“, sagte Barg zu den fünf Männern, „ich werde euch jetzt eure Kabine zeigen, in der ihr euch ungestört aufhalten könnt!“

Die Männer folgten der Aufforderung und man begab sich über eine steile Holzterrasse in den Bauch des Schiffes. Die Konstruktion der Galeere war sehr einfach, aber sehr funktionell. Am Bug und am Heck befanden sich jeweils einige Kabinen zur Unterbringung der Mannschaft, lediglich der Kapitän besaß einen eigenen, kleinen Raum. In der Mitte des Rumpfes befanden sich, etwas versenkt, die Laderäume für die Fracht. Das Oberdeck war zum Teil aufklappbar, so daß die Ladung bequem mit Seilwinden be- oder entladen werden konnte. Links und rechts der Laderäume waren zwei Hochbühnen angeordnet, auf denen die Ruderbänke und die verschließbaren Finnen saßen. Der Raum, den man für die Gefährten freigemacht hatte, befand sich am Heck des Schiffes. Es war eigentlich ein Lagerraum für Seile und Segeltuch, aber er genügte den fünf Männern vollkommen zum Schlafen. Sie hatten ohnehin vor, sich auf dem Deck nützlich zu machen und würden sich hier nur in der Nacht aufhalten.

Der Raum besaß sogar eine kleine Lüftungsluke, die zum trocknen der Seile gedacht war, es würde also recht angenehm werden. Die Schlafgelegenheiten bestanden allerdings nur aus Hängematten, auf denen dünne Kissen und Wolldecken lagen. Barra war darüber nicht sehr begeistert und betrachtete die Matten argwöhnisch. „Pferde, Schiffe und jetzt auch noch in der Luft schlafen. Was kommt denn noch alles auf mich zu?“ bemerkte er scherzhaft. Dwanen bevorzugten das Ruhen auf festem, sicheren Boden, wenn möglich sogar unter der Erde.

„Es wird die einzige Möglichkeit sein!“ lachte Gwendon. „Auf dem Boden würdest du andauernd hin und herrollen!“

„Nun, ich werde mich auch daran gewöhnen. Ich habe schon an weitaus unangenehmeren Orten geschlafen!“ versicherte Barra. Vorsichtig prüfte er die Festigkeit der Hängematte, indem er seine Hände drauflegte. Fester und immer fester wurde sein Druck auf das Geflecht, bis er davon überzeugt war, daß es ihn tragen würde. Mit einem Schwung sprang er hinein, nur um im nächsten Moment von der sich drehenden Matte wieder abgeworfen zu werden. Mit einem Rums landete der kleine Mann auf dem Schiffsboden. Lautstark lachend halfen ihm seine Freunde wieder auf, wobei ihm die Schamesröte ins Gesicht stieg.

„Diese Matten sind nicht für die Heftigkeit eines Dwanen geeignet!“ sagte Gwendon lachend. „Du wirst etwas vorsichtiger einsteigen müssen!“

„Diese Dinger sind hinterhältig!“ knurrte der Dwane und ertete noch mehr Gelächter. Die Fröhlichkeit der Männer wurde jedoch jäh unterbrochen, als Barg, der inzwischen gegangen war, wieder den Raum betrat. „Kommt bitte mit an Deck und seht!“ sagte er aufgeregt. Das ansonsten fröhliche Gesicht des Kapitäns sah sehr besorgt aus. Sofort folg-

ten die Männer ihm und stiegen wieder nach oben. Barg führte sie an das Heck und deutete auf den Horizont. „Dort, unser Ausguck hat es zuerst gesehen!“ sagte er. In weiter Ferne war am Himmel eine schwarze Wolke zu sehen, die sich vom Osten nach Nordwesten bewegte. Als die Männer genauer hinsahen, bemerkten sie, daß es keine gewöhnliche Wolke war, sondern ein großer Pulk von fliegenden Wesen.

„Ihre schwarzen Drachen!“ sagte Yassur, der wie gewöhnlich die schärfsten Augen besaß.

„Sie kommen aus dem Welkenland und fliegen in Richtung Kayhlien!“ bestätigte Toren. „Wahrscheinlich starten sie einen neuen Angriff um die Hochländer mürbe zu machen!“

Gwendon krampfte seine Hände um die Reihing. „Wie viele werden es sein?“ fragte er aufgeregt.

Yassur strengte seine Augen noch mehr an und schätzte, daß es mindestens fünfzig Drachen sein müßten.

Der Hochländer richtete sich an Barg. „Wir müssen sofort umdrehen und zur Hilfe eilen!“

„Unmöglich!“ antwortete der Kapitän resigniert. „Wir müßten gegen den Wind rudern und würden viel zu spät ankommen!“

„Er hat recht!“ sagte Toren zu Gwendon. „Wir können nichts unternehmen, nur hoffen, daß auch dieser Angriff erfolgreich abgewehrt wird. Euer Vater hat klug und geschickt für die Verteidigung vorgesorgt und starke Männer an seiner Seite. Unser Auftrag ist zu wichtig, als daß wir ihn jetzt gefährden dürften!“

Gwendon ließ verzweifelt den Kopf hängen, wußte jedoch, daß Torens Worte richtig waren. Er ballte seine Faust drohend gegen die Feinde und rief: „Verflucht sollt ihr sein, die ihr mein Land zerstören wollt!“ Wütend blickte er dem

schwarzen Pulk nach, doch dann änderte sich sein Gesichtsausdruck. Er kniff die Augen zusammen, um sich zu vergewissern, was er sah. „Sie kommen hierher!“ sagte er und deutete auf den Horizont. Tatsächlich lösten sich jetzt einige Punkte aus der Wolke und änderten ihre Richtung auf das Schiff zu.

„Schnell, sagt mir welche Waffen Ihr an Bord habt!“ rief Toren zu Barg.

„Nicht viele, dies ist ein Handelsschiff!“ antwortete der Gefragte. „Wir besitzen nur einige Bogen, mit denen meine Männer aber gut umgehen können. Am Bug befindet sich noch ein Katapult, mit dem wir brennende Pechkugeln abschießen. Aber es dauert zu lange, bis wir sie entzündet haben!“

Toren sah zu den, sich schnell herannahenden Drachen herüber. „Dazu haben wir in der Tat keine Zeit mehr. Sagt all euren Leuten, die gute Schützen sind, bescheid. Wir werden unsere eigenen Bogen holen!“

Die fünf Männer liefen in ihre Kabine und besorgten sich ihre Waffen. An Deck herrschte inzwischen einige Aufregung, denn die Mannschaft wußte nicht genau, womit sie es zu tun bekam. Auch hier übernahm der erfahrene Toren wieder die Leitung und beruhigte die Seeleute indem er ihnen genau sagte, was sie machen sollten. Die Bogenschützen stellten sich am Heck in zwei Reihen auf, wobei sich die vorderen Männer mit Yassur, Gwendon, Yard, Barra und Toren niederknieten.

„Es wird erst geschossen, wenn ich es sage!“ befahl der Schmied. Jetzt konnte man erkennen, daß es sich nur um vier Drachenreiter handelte. Der Feind rechnete offenbar nicht mit einer Gegenwehr. Der Hauptpulk der Feinde war mittlerweile aus dem Blickfeld des Schiffes verschwunden, doch die vier Angreifer waren nur noch etwa eine Meile

entfernt und kamen schnell näher. Als die Drachen mit ihren Reitern auf einige hundert Schritte herankamen, wurde manche der Seeleute nervös, denn sie hatten derartige Wesen noch nie zuvor gesehen.

„Ruhig abwarten!“ sagte Toren beschwichtigend, dann hatten die Feinde fast das Schiff erreicht. „Jetzt!“ rief der Schmied und eine Woge von Pfeilen flog den Drachen entgegen. Eines der häßlichen Tiere wurde getroffen und begann zu trudeln. Schließlich fiel das Monstrum schreiend ins Meer. Die anderen Drei drehten erschrocken ab und umrundeten die Galeere außer Schußweite. Einer der Sauroden lenkte sein Tier in die Höhe und überflog das Schiff, wobei er einen runden, rauchenden Gegenstand abwarf, der auf das Deck krachte. Ein Pfeil von Yassur traf das Wesen während es sich entfernte. Auch dieser zweite Drache stürzte in die Fluten. Gleichzeitig rannte Gwendon zu der rauchenden Kugel hin, nahm sie auf und warf sie mit aller Kraft über Bord. Noch bevor sie gänzlich eintauchte gab es eine Explosion und eine masthohe Fontäne stieg aus dem Wasser.

„Verteilt euch rund um das Schiff und laßt sie nicht näher kommen!“ hörte man Toren rufen. Die Männer kamen seinem Befehl sofort nach und stellten sich überall auf dem Schiff auf.

Indessen hatten sich die Sauroden ihre Aufgabe wirklich einfacher vorgestellt. Wütend umflogen sie das Schiff und suchten eine Lücke in der unerwartet guten Verteidigungsstrategie der Menschen. Sie riefen sich seltsame Laute zu und verständigten sich so. Dann entzündeten sie gleich mehrere ihrer mit Schwarzpulver gefüllten Kugeln, um sie aus größerer Höhe auf das Schiff abwerfen zu können.

Toren beobachtete das Treiben und erriet den Plan der beiden Echsenwesen. „Sie werden uns in großer Höhe über-

fliegen, spannt die Bogen weit und zielt genau, sonst ist es aus mit diesem Schiff. Wir müssen sie eher treffen, als sie ihre verfluchte Fracht abwerfen können!“

Angespannt betrachteten die Männer die Flugmanöver der Drachen. Sie kreisten und gewannen dabei immer mehr an Höhe. Plötzlich gab es eine weitere Detonation und eines der Wesen wurde in der Luft zerrissen. Kreischend stürzte es mit seinem Reiter herunter und fiel schwer verwundet ins Meer. Offenbar hatte sich eine der Kugeln zu schnell entzündet und war so zum Verhängnis des dritten Sauroden geworden. Erschrocken über diese Wende warf der letzte der Feinde seine eigenen Kugeln in Panik ab und verfehlte sein Ziel. Alle seine Bomben landeten im „Wasser, wo sie ebenfalls hohe Fontänen erzeugten.

Als der Drachenreiter das Schiff überflog, kam ihm wieder ein Schwarm Pfeile entgegen, die ihn allerdings verfehlten. Yard ließ sich jedoch Zeit und zielte genauer. Der Pfeil schnellte empor und traf den Drachen mitten in das Herz. Wie ein Stein sackte er hinunter, sein Reiter sprang jedoch in diesem Moment ab und konnte sich am obersten Quermast des vorderen Segels festhalten.

Wieder wurden mehrere Pfeile abgeschossen, von denen zwei ihn in das linke Bein trafen. Sein Griff um den Mast löste sich und schreiend fiel er auf das Schiffsdeck. Während seines Sturzes hatte er noch das Segel ergriffen und riß es mit seinen scharfen Krallen herunter. Das hatte seinen Fall etwas gebremst und der zähe Echsenmann erhob sich sofort wieder. Mit einem Messer bewaffnet, rannte er auf den nächstbesten Mann zu, der in der Nähe stand. Doch bevor er sein vermeintliches Opfer erreichen konnte, steckte ein Pfeil in seinem Hals, der ihn entgültig niederstreckte. Gwendon hatte geschossen und nur langsam senkte er den Bogen, so als wolle er sich erst vergewissern, daß der Feind

wirklich tot sei.

„Es ist überstanden!“ sagte Toren, der den Sauroden untersuchte. „Ich hoffe, daß uns nicht noch weitere Gegner folgen. Dieser hier war ein Unterführer, es ist möglich, daß er gesucht wird. Wir sollten uns von hier entfernen. Was können wir tun, um schneller voranzukommen?“ fragte er Barg.

Der Kapitän betrachtete das zerrissene Segel und überlegte. Dann antwortete er: „Wir werden schleunigst das Tuch auswechseln um den guten Wind zu nutzen. Außerdem können meine Leute die Ruder übernehmen, dann bekommen wir noch mehr Fahrt!“ Besorgt schaute er zum Himmel auf. „Glaubt Ihr, daß sie wiederkommen?“

„Ein paar Stunden haben wir sicher noch Zeit, ehe sie vermißt werden!“ vermutete Toren. „Wenn wir bis dahin weit genug fort sind, haben wir vielleicht Ruhe vor ihnen. Die Hochländer werden ihnen hoffentlich schwere Verluste zufügen, so daß sie mit sich selbst beschäftigt sind. Sorgt Ihr nur dafür, daß wir schnell von hier verschwinden können!“

Allmählich entspannte sich die Lage auf dem Schiff und die Mannschaft beruhigte sich. Der tote Saurode wurde über Bord geworfen und das Segel wurde schnell ausgewechselt. Danach setzten sich die Seeleute an die Ruder und bald schon machte die Galeere wieder gute Fahrt.

An Bord befand sich eine Gruppe von Männern, die versuchten eine schwere Aufgabe zu bewältigen und eine drohende, dunkle Gefahr für alle Völker abzuwenden. Wenn sie scheitern sollten, bedeutete das letztendlich den Untergang aller freien Länder, niemand würde mehr vor der Macht des dunklen Volkes sicher sein.

Er, der seine zahllosen Armeen nun ausschickte, wollte die

Herrschaft über jedes Lebewesen erhalten und er würde sie schließlich auch bekommen. Noch kannte er die Pläne seiner Gegner nicht genau, doch schon bald würde er sie erfahren und dann brach großes Ungemach über die Völker herein...

Kaa Tamor

Die gefangenen Frauen wurden in einen anderen Teil des Lagers gebracht. Man führte sie an zerlumpten Gestalten vorbei, die damit beschäftigt waren, Berge von Leichen auf große Haufen zu werfen und zu verbrennen. Ein entsetzlicher Gestank lag in der Luft und viele der Frauen mußten sich übergeben. Gnadenlos wurden sie von ihren Wächtern weitergetrieben. Sie passierten dabei endlose Reihen von schmutzigen Baracken, bis sie schließlich zu einem Verschlag gelangten, der einem Zwinger glich. Der Verschlag war zum größten Teil mit starken Gittern versehen und besaß eine Tür, aus der spitze Eisenstangen ragten. Dort wurden sie hineingetrieben wie Vieh, das man in einen Stall brachte. Etwa zwanzig Frauen aus Yards Dorf befanden sich nun in diesem Käfig und drängten sich ängstlich aneinander.

Auch Anika war darunter, sie stand in einer Ecke mit dem Gesicht zur Wand und zitterte vor Angst und Kälte. Sie wagte es nicht, sich umzudrehen aus Furcht, wieder eines dieser schrecklichen Wesen ansehen zu müssen. Alle Hoffnung war aus ihr gewichen. Als man sie wegführte, hatte sie schon befürchtet, daß man sie jetzt einfach töten würde, denn nur die Männer waren zum Arbeiten eingeteilt worden. Was aber hatten die furchtbaren Gestalten mit den Frauen vor? Der ewige Wechsel zwischen Hoffen und Bangen brachte Anika an den Rand der Verzweiflung. Vielleicht würde sie bald so enden wie Urdalf, der selbst auf ihr Rufen nur ohne Reaktion vor sich hingestarrt hatte. Die Stunden vergingen und die Frauen standen hungrig und fröstelnd beisammen, ohne daß sich eines der Wesen

blicken ließ. Langsam, ganz langsam wagte Anika nun, sich umzudrehen und betrachtete ihre Leidensgenossinnen. Sie alle waren ebenso verängstigt wie sie. Am ängstlichsten schien die junge Undiria zu sein. Das Mädchen war mit seinen sechzehn Jahren fast noch ein Kind und in einer solchen Situation dem Zusammenbruch nahe. Das Leid des Mädchens ließ Anika ihr eigenes Schicksal ein wenig vergessen und sie bewegte sich auf die schluchzende Gestalt zu, die mit angezogenen Knien am Gitter saß. Anika beugte sich zu ihr hinunter und streichelte ihren Kopf. Undiria blickte mit tränenverquollenen Augen zu ihr auf und griff nach der tröstenden Hand.

„Ich habe solche Angst!“ sagte sie zitternd. „Was werden sie mit uns anstellen, werden sie uns töten?“

„Wer weiß das?“, dachte Anika, sagte es jedoch nicht. Ein Beschützerinstinkt regte sich in ihr und sie versuchte das junge Mädchen etwas zu beruhigen. „Nein, ich glaube wenn sie uns töten wollten, hätten sie es bereits getan. Wir werden sicherlich zu irgend einer anderen Arbeit eingeteilt. Aber das macht nichts, denn man wird uns sicher bald befreien, du wirst sehen!“

Anika versuchte bei ihren Worten zuversichtlich zu klingen, doch offenbar gelang ihr das nicht besonders gut, denn Undiria fragte: „Wer sollte uns denn zur Hilfe kommen? Auch die Männer wurden gefangen und alle anderen sind...tot!“

Wieder begann das Mädchen zu weinen und Anika nahm es in die Arme. Sie wußte, daß die Kleine bei dem Überfall auf das Dorf ihre Eltern auf grauenvolle Weise verloren hatte. Genauso wie sie selbst den Tod ihres Vaters und des Vaters von Urdalf hatte mit ansehen müssen. Sie wiegte Undiria eine Weile hin und her und aus dem Weinen wurde ein leises Wimmern. Anika sah sich zu den anderen

Frauen um, in jedem Gesicht lag stummes Entsetzen. Sie fragte sich, wie lange man sie hier wohl noch eingepfercht lassen wollte? Wie Tiere verbrachten die Frauen den ganzen Tag in diesem Zwinger und erst am Abend erschienen die Wächter wieder. Sie kamen jedoch nicht allein, sondern brachten eine weitere Gruppe von Frauen mit und damit wurde es unerträglich eng in dem Verschlag. Zum Glück für die Gefangenen war der Käfig nicht von dichten Mauern umschlossen, ansonsten wären sie hier drinnen sicherlich alle erstickt.

Dermaßen zusammengezwängt mußten sie bis zum nächsten Morgen stehend ausharren, bis zwei Wartans erschienen und ihnen Wasser und trockenes Brot brachten. Gierig stürzten die Frauen sich auf das karge Mahl und die Wächter ergötzen sich an dem Anblick. Anika achtete darauf, daß Undiria und sie genug abbekamen. Sie hatte vor, sich weiterhin um das Mädchen zu kümmern. So hatte sie wenigstens eine Aufgabe, die sie ein wenig von ihrem eigenen Schicksal ablenkte.

Kaum waren die Frauen mit dem Essen fertig, als eine ganze Abteilung von Wartans erschien. Die Krieger waren schwer bewaffnet und hatten zudem lange Peitschen bei sich. Die Tür des Käfigs wurde aufgerissen und die Gefangenen herausgetrieben. Wieder stieg die Angst in ihnen hoch und sie versuchten, sich gegenseitig festzuhalten. Doch die Wächter rissen sie brutal auseinander und trieben sie eilig zum nördlichen Ausgang des Lagers, wo vergitterte Lastenwagen auf sie warteten. Die Stangen der Gitter waren aus rohem Holz zusammengezimmert aber sehr stark und mit festen Seilen zusammengeflochten. Am erschreckendsten waren die Wesen, die man vor die Wagen gespannt hatte. Riesige, behaarte Tiere mit schmutzigem Fell und einem gewundenen Horn auf der Stirn. Sie

waren so groß, daß sie die Wagen noch um Längen überragten und ihre Beine, dick wie Baumstämme, stampften unruhig auf den Boden. Geifer tropfte aus ihren breiten Mäulern und der Gestank, den sie ausströmten, war beinahe unerträglich.

Die Frauen wurden auf die beiden Wagen verteilt, die von jeweils sechs Wartans begleitet wurden. Da die Zugtiere sehr langsam vorankamen, konnten die Wächter gut schritt halten und die Gefangenen beobachten. Ein hölzernes Tor wurde hochgezogen und der Troß setzte sich in Bewegung. Draußen vor dem Tor wartete noch ein drittes Gefährt, in dem etliche Kinder saßen und beim Anblick ihrer Mütter anfangen zu schreien. Viele der Frauen erkannten ihre Kinder und schrieten nun ebenfalls, wobei sie ihre Hände flehend aus den Gitterstäben streckten. Die Wartans erfreuten sich an den ergreifenden Szenen und lachten rauh. Während die Frauen zusehen mußten, ließen die grausamen Wesen ihre Peitschen knallen und verletzten einige Kinder dabei. Das Schreien und Flehen wurde noch lauter und viele der Gefangenen wurden vor Entsetzen ohnmächtig.

Auch Anika schloß ihre Augen, konnte die furchtbaren Bilder und Geräusche jedoch nicht aus ihren Gedanken verbannen. All diese Grausamkeiten waren nur zur zusätzlichen Qual der gepeinigten Frauen inszeniert worden, denn nach einiger Zeit setzte sich der Wagen mit den Kindern in Bewegung, allerdings in eine andere Richtung als die übrigen zwei Fuhrwerke. Die Mütter brüllten und riefen nach ihren Kindern, doch unbarmherzig wurden sie voneinander getrennt und verloren sich aus den Augen, während ihre eigenen Gefährte rumpelnd losfuhren.

Anika saß schweigend auf dem rauen Boden und starrte auf die staubige Straße. Die eben erlebten Ereignisse hat-

ten irgend etwas in ihr zerbrochen. Ihr letztes bißchen heile Welt, das sie versucht hatte sich zu bewahren, war soeben zerstört worden. Erst jetzt begriff sie richtig, mit welcher Art Wesen sie es zu tun hatte. Dieses Volk kannte keinerlei Gnade und es würde sie alle letztendlich töten. Doch sie, Anika, nahm sich vor, das alles zu überleben. Egal was man mit ihnen anstellen mochte, sie wollte es überstehen und niemals aufgeben. Vielleicht würde ihr eines Tages die Flucht gelingen, denn irgend jemand mußte den Menschen von den furchtbaren Dingen, die hier geschahen erzählen. Und vielleicht würden sie sich dann erheben und ihre verlorenen Brüder und Schwestern rächen.

Die Tage verrannen nur langsam, in denen sie, stets eingepfercht, durch die häßliche Landschaft gefahren wurden. Mit jeder Meile wurde das Land fruchtloser und dunkler. Giftiger, gelber Rauch stieg aus der Erde auf und statt Wasserquellen gab es nur brodelnde Schlammflöcher. Dennoch war es nicht etwa warm, sondern es wurde zunehmend kälter und kälter. Hier und da lagen bereits einige Schneefelder, deren Farbe jedoch ebenfalls ein kränkliches Gelb aufwies.

Angesichts dieser bedrückenden Landschaft gelangte Anikas Mut auf einen Tiefpunkt. Der Gedanke an eine etwaige Flucht schien ihr bei diesem Anblick völlig unmöglich. Selbst wenn sie ihr auf irgendeine Weise gelingen sollte, so konnte sie in dieser feindlichen Umgebung keine zwei Tage überleben. Dennoch wollte sie sich nicht aufgeben und kämpfte gegen die Verzweiflung an. Die sich selbst auferlegte Verantwortung für Undiria und ihr neuerwachter Freiheitswille gaben ihr in dieser dunklen Stunde Kraft, weiterhin an eine gute Wende ihres Schicksals zu glauben.

Doch dann wurde sie auf eine weitere harte Probe gestellt.

Am Morgen des achten Tages lag Xax Tamor vor ihnen, die Hauptstadt des dunklen Volkes. Schon von weitem erkannte man die Uneinnehmbarkeit der riesigen, schwarzen Mauern, welche die Südflanke dieser Festung bildeten. Große zinnenbewehrte Türme flankierten die Wände und dahinter erhoben sich hohe Schornsteine, die unaufhörlich schwarzen Rauch ausstießen und so jeden Feind abschreckten. Der Hauptteil dieses Ortes war keine Stadt im eigentlichen Sinne, sondern eine Anzahl von Stollen und Plattformen, eingefaßt in einem einsam dastehenden Berg. Drohend erhob sich die zerklüftete Spitze des Berges noch über die Türme und Schornsteine. Das Land hinter der Festung bestand aus vereisten Schluchten, deren Tiefen unergündlich waren. Keine Pflanze, kein noch so widerstandsfähiger Strauch wollte hier mehr wachsen. Dieses Land war für immer tot und die roten Blitze, die ab und zu über dem Berg zuckten, vermehrten diesen Eindruck noch. Das, was die Frauen hier sahen, verschlug ihnen gänzlich die Sprache. Ein wahr gewordener Albtraum lag vor ihren Augen. Die Ammenmärchen, die man sich im Welkenland über einen solchen Ort erzählt hatte, waren hoffnungslose Untertreibungen im Gegensatz zur Wirklichkeit. Unüberwindlich hoch schienen die schwarzen Tore zu sein, vor denen die Fuhrwerke jetzt hielten. Doch plötzlich hoben sie sich, wie von Geisterhand und gaben ächzend den Blick auf die dahinter liegende Stadt frei. Lange Gebäudekomplexe, ähnlich wie sie auch in dem Lager existierten, lagen hinter den Mauern dieses bösen Ortes. Hier waren einige Teile der riesigen Armee des dunklen Volkes untergebracht, außerdem lagerte man hier die großen Lebensmittelvorräte, die von den Lehenvölkern aus dem Osten stammten. All das ahnte Anika jedoch nicht, als sie die schier endlosen Reihen von Backsteingebäuden betrachtete. Zahllose

Wartankrieger starrten den Gefangenenzug an und die Frauen verspürten Angst und Abscheu vor den Wesen. Die Wagen steuerten auf eine breite, und allmählich ansteigende Rampe zu. Am Ende dieser Rampe gähnte der Eingang in das Innere des Berges wie ein riesiger Schlund. Er besaß spitze Felszacken, die am oberen Rand saßen und ihm den Eindruck eines überdimensionalen Mauls verschafften. Der Schlund verschlang sie und sie gelangten in einen breiten, für die Wagen durchaus befahrbaren Höhlengang, der zu einem Plateau in der Mitte des Berges führte. Von diesem Platz aus, führten weitere Gänge fächerartig in den Berg und verloren sich im Dämmerlicht, das hier herrschte. Es wimmelte wie in einem Ameisenhaufen von hin- und hereilenden Gestalten, die bestimmte Aufgaben zu erledigen hatten. Große Gruppen von Kriegern sammelten sich und stürmten dann dem Ausgang entgegen. Ohne es zu ahnen, sahen die Gefangenen den Vorbereitungen zum großen Angriff auf die südlichen Länder zu, denn die riesige Armee bereitete ihren Abmarsch vor. Das alles schien von einem unbeschreiblichen Durcheinander beherrscht zu sein, dennoch steckte eine zentrale Macht dahinter, die alles lenkte.

Die Fuhrwerke hielten auf dem Plateau an und die Frauen wurden herausgetrieben. Man band sie mit ledernen Riemen an den Händen zusammen und führte sie dann auf eine große Wendeltreppe zu, die sich am Mittelpunkt des Platzes befand und sich in die Tiefe wand. Sie führte an zahllosen, ähnlichen Ebenen vorbei und schien unendlich zu sein. In regelmäßigen Abständen hingen grünlich schimmernde Lampen an den Wänden, welche die Stufen schwach beleuchteten.

Während einer der Wächter voranschritt und die Frauen wie an eine Leine gebunden hinabführte, verschafften die

anderen dem Gefangenenzug freien Weg; denn oftmals kamen ihnen Krieger oder andere Bedienstete entgegen, die jedoch sofort zur Seite wichen.

Je tiefer sie gelangten, desto wärmer und schwüler wurde es. Die anfängliche Kälte der oberen Ebene verwandelte sich in eine feuchte, beinahe brutähnliche Hitze. Nach unzählbaren Windungen der Treppe gelangten sie schließlich auf die drittunterste Ebene des Berges und hier sollte auch ihr Ziel liegen.

Hier unten herrschte nicht mehr die selbe Betriebsamkeit der oberen Etagen, nur vereinzelt waren Wächter in der Dunkelheit zu sehen, die wie stumme Statuen da standen und die Frauen beobachteten. Verstört blickten die Gefangenen sich um, als ihre Gruppe zum Stehen kam. Sie befanden sich jetzt in einer Art Halle, deren dämmeriges Licht ihre Ausmaße nur erahnen ließ. Aus einem abzweigenden Gang waren bald Schritte zu hören, die sich langsam näherten. Mehrere Gestalten erschienen und machten vor den Frauen halt. Der Anführer der Angekommenen war ein Saurode mit auffällig gekrümmten Rücken und kränklich gelber Haut. Er trug einen Kuttenmantel, in dessen weiten Ärmeln er seine Krallen vergraben hatte. Sein Kopf wippte bei jedem Schritt seltsam vor und zurück, während er die Reihen der Frauen abging und sie mit scharfen Blicken betrachtete. Er gab zischende und gurgelnde Geräusche von sich, wobei er sich mit einer zweiten Gestalt, die ihm ständig folgte, zu unterhalten schien. Diese trug ein schwarzes Gewand, dessen Kapuze ihr Gesicht vollständig verbarg. Das zweite Wesen ging in aufrechter, fast steifer Haltung von einer Gefangenen zur Nächsten und musterte sie mit unsichtbaren Augen. Doch die Blicke waren spürbar böse und jeder beobachteten Frau lief ein Schauer über den Rücken. Zwei weitere Wesen, vollkommen in grauen Tü-

chern eingewickelt, eilten neben den beiden Musterern her und hielten jeder Gefangenen, die betrachtet wurde eine Handlampe ins Gesicht. Die schwarzgekleidete Gestalt war offensichtlich mit dem Dienst einer der Vermummten nicht zufrieden und zischte ihr etwas unverständliches zu. Die gescholtene Gestalt wich erschrocken zurück und wurde im nächsten Moment von einem Schlag in ihr Gesicht getroffen. Der Hieb war so heftig, daß das Opfer direkt vor Anika und Umdiria zu Boden ging, wobei sich die Binde am Gesicht löste.

Anika glaubte ihren Augen nicht zu trauen, denn vor ihr lag eine alte Frau, deren linke Augenbraue aufgeplatzt war und stark blutete. Die Frau besaß faltige, verhärmete Züge und ein seltsam leerer Blick lag in ihren Augen. Zitternd versuchte sie sich wieder zu erheben, war aber offenbar zu sehr geschwächt. Anika beugte sich zu ihr hinunter, griff ihr unter die Arme und half ihr hoch. Ein dankbarer Blick lag plötzlich in den gar nicht mehr so leeren Augen. Nur kurzzeitig blitzte Verstand in ihnen auf und die Alte flüsterte Anika etwas zu: „Stellt euch wahnsinnig!“ zischte sie, dann wurden ihre Augen wieder stumpf und sie entfernte sich.

Niemand hatte etwas davon bemerkt und Anika fragte sich, was die alte Frau mit ihrem Hinweis gemeint hatte? Diese bedauernswerte Gestalt lebte offensichtlich schon seit langem hier, hatte also den Schrecken bis jetzt überlebt. Etwa nur weil sie so tat, als wäre sie verrückt? Denn daß sie es nicht wirklich sein konnte, hatte die junge Frau eben bemerkt. Doch warum sollten diese Wesen eine wirre, alte Frau schonen, wenn sie ansonsten keine Rücksicht auf Leben nahmen?

Anika hatte keine Zeit mehr, weiterhin darüber nachzudenken, denn die beiden Betrachter waren nun bei ihr an-

gelangt. Der Rat der alten Frau war möglicherweise ihre letzte Chance und sie wollte sie nutzen; also setzte sie ein möglichst verträumtes Lächeln auf, das so gar nicht zu ihrer Situation passen wollte. Es war die einzige Gestik, die ihr im Moment einfiel und sie hoffte, daß es den gewünschten Effekt erzielte.

Der Saurode blieb vor ihr stehen und betrachtete das lächelnde Gesicht verwundert. Er zuckte nervös mit seinem häßlichen Kopf und stieß ein paar zischende Laute aus. Die schwarzgekleidete Gestalt blickte zunächst ihn und dann Anika an. „Der große Selektor will wissen, warum du lächelst?“ fragte eine rauhe aber erkennbar weibliche Stimme hinter der dunklen Kapuze.

Möglichst eintönig und verträumt, versuchte Anika zu antworten: „Ich betrachte die wunderschönen Blumen, die hier blühen. Ich freue mich darüber, mögt Ihr auch Blumen?“

Der verhüllte Kopf kam näher heran. „Blumen?“ fragte die Stimme ungläubig. „Du willst mich zum Narren halten, aber das wird dir gleich vergehen!“ Ein fürchterlicher Schlag traf Anika ins Gesicht und Tränen schossen ihr in die Augen. Dennoch zwang sie sich, weiterhin zu lächeln. „Du lachst immer noch?“ fauchte die schwarze Gestalt. „Du kannst gern noch mehr davon haben!“

Schon holte sie wieder aus, doch der Saurode hielt sie davon ab und sprach mit ihr in seiner seltsamen Sprache. Nachdem die Verhüllte ihm geantwortet hatte, wich der Echsenmann einige Schritte zurück und betrachtete Anika nun beinahe scheu. Seine Begleiterin schlug ihre Kapuze zurück und gab ihr Gesicht frei. Anika mußte sich zusammennehmen, um ihre Überraschung nicht zu zeigen. Vor ihr stand tatsächlich eine Frau. Sie war offenbar schon älter, aber man konnte noch erkennen, daß sie einmal sehr

schön gewesen sein mußte. Ihr streng zurückgekämmtes Haar war jedoch viel zu früh ergraut und die schwarz bemalten Lippen waren grimmig nach unten gezogen.

Die Frau betrachtete Anika mit ihren stechenden Augen, so als wolle sie in ihr Innerstes schauen. Dann bemerkte sie Undiria, die Anikas Hand krampfhaft festhielt. „Was ist mit ihr?“ fragte sie mit einem Kopfnicken in Richtung des jungen Mädchens.

Anika zwang sich, weiter zu lächeln. Wenn sie ihren Schützling jetzt retten wollte, mußte ihr etwas glaubhaftes einfallen. Sie hoffte nur, daß Undiria mitspielte. „Sie ist meine Schwester!“ sagte sie in einem möglichst freundlichen Ton. „Auch sie mag eure Blumen, aber sie kann nicht sprechen, sie ist stumm!“ Innerlich bebte sie vor Angst. Wenn ihre junge Freundin jetzt nicht die Nerven behielt, waren sie beide verloren. Irgend etwas sagte ihr, daß die anderen Frauen neben ihr, ein weitaus schlimmeres Schicksal erwartete als sie, wenn sie mit ihrer Verstellung Erfolg hatte.

Beide Frauen wurden wieder lange gemustert, die Spannung war kaum noch erträglich, doch dann wandte die schwarze Frau sich endlich von ihnen ab und sagte: „Ihr scheint krank zu sein, deshalb werdet ihr nicht die Ehre haben, Mütter des erhabenen Volkes zu werden. Der Herr hat es verboten, solche wie euch zu verwenden. Doch ihr werdet für uns arbeiten und ich beobachte euch genau, verlaßt euch darauf. Wenn ihr auch dazu nicht in der Lage seid, dann ist es mit eurem Leben aus. Kommt mit!“

Die Frau nickte dem Sauroden kurz zu und schritt dann, gefolgt von Anika, Undiria und zwei Wächtern in einen der Gänge hinein. Die übrigen gefangenen Frauen wurden in eine andere Ebene gebracht und gingen einem ungewissen Schicksal entgegen.

Anika sah sich um, es war sehr dunkel und nur gelegentlich erhellte eine der Lampen den Weg. Sie passierten zahlreiche Quergänge und Kreuzungen, bogen an Gabelungen ab und durchschritten wieder neue Gänge. Die junge Frau fragte sich, wie man sich in einem solchen Labyrinth nur zurechtfinden konnte? Wenn sie wirklich fliehen wollte, würde es ihr von hieraus niemals gelingen.

Während des langen Marsches dachte sie über die Worte der schwarzen Frau nach. Mütter des erhabenen Volkes, hatte sie gesagt. Was meinte sie damit? Anika beobachtete die vor ihr gehende Frau. Was brachte eine Menschenfrau dazu, freiwillig bei diesen Bestien zu leben und offenbar eine hervorragende Stellung einzunehmen? Eine Gefangene war sie mit Sicherheit nicht, aber was war sie dann? „Ich werde versuchen, mehr über sie herauszubekommen“, dachte die junge Frau sich. Auf jeden Fall würde man sie und Undiria nicht sofort töten und das war es, was sie erreichen wollte.

Plötzlich endete der Gang, in dem sie sich befanden. Sie standen vor einer schweren Holztür. Einer der Wächter öffnete sie und die drei Frauen traten allein in den Raum, der sich dahinter befand. Es war nur eine kleine Kammer, in der karge Pritschen und eine Art Schrank standen. Die schwarze Frau holte eine dicke Rolle grauen Stoffes aus dem Schrank und befahl: „Zieht eure Sachen aus. Ihr werdet diesen Stoff anlegen, und zwar so, daß nur noch eure Augen zu sehen sind. Habt ihr das verstanden?“

„Ja!“ antwortete Anika dumpf. Wieder traf sie ein Schlag ins Gesicht. Fast hätte die junge Frau ihre Beherrschung verloren und zurückgeschlagen, doch es gelang ihr noch einmal, sich zusammenzureißen.

„Du wirst mich in Zukunft mit Herrin ansprechen!“ bestimmte die schwarze Frau.

„Ja Herrin!“

„Sehr gut, ihr könnt von Glück reden, daß wir euch am Leben lassen. Ich wüßte schon, was ich mit euch machte, aber der Erhabene läßt euch in seiner unermesslichen Güte für sich arbeiten. Also arbeitet und lebt. Und jetzt beeilt euch, denn ich brauch eure Dienste sofort!“ Sie ging zur Tür und öffnete sie, um hindurchzugehen. Doch dann drehte sie sich noch einmal um und sagte im verächtlichsten Ton: „Noch eines, es gibt keine Blumen in diesem Land und ihr werdet auch niemals wieder welche sehen. Findet euch damit ab!“ Damit drehte sie sich erneut zur Tür und ging hinaus.

Als sich die Pforte hinter ihr schloß, begann Undiria heftig zu weinen. Anika ging zu ihr und beruhigte sie. „Du darfst jetzt keinen Laut von dir geben, sonst sind wir verloren!“ sagte sie leise.

„Anika, ich habe solche Angst!“ schluchzte das Mädchen. „Ich weiß, auch ich habe Angst. Aber vorerst sind wir viel besser dran als die anderen. Wir dürfen nur keinen Fehler machen, der uns verrät. Bitte reiß dich zusammen!“

Undiria nickte und hörte auf zu weinen. „Was werden sie nur mit den anderen Frauen aus unserem Dorf machen?“ fragte sie.

Anika schüttelte ihren Kopf. „Ich weiß es auch nicht, aber ich werde versuchen, es herauszufinden. Was auch immer geschieht, wir werden es überleben und hier herauskommen, das verspreche ich dir!“

Die beiden Frauen entkleideten sich nun und wickelten sich gegenseitig in die grauen Tücher ein. Der Stoff roch moderrig und kratzte am ganzen Körper. Außerdem war ihnen darin furchtbar warm. Vielleicht mußten sie jedoch auch raus in die Kälte und dann würde ihnen die Kleidung sicher sehr nützen, dachte Anika. Sie versuchte sich bei al-

lem das Beste einzureden, nur so würde sie diesen furchtbaren Ort überstehen. Kaum waren sie fertig, als die Tür sich wieder öffnete und die schwarze Frau darin erschien. „Seid ihr bald fertig?“ schrie sie barsch. „Hier wird keine Zeit verschwendet!“

Sofort kamen die beiden Schicksalsgenossinnen, eingewickelt bis auf die Augen, aus dem Raum heraus. Ihre Herrin betrachtete sie kurz, nickte dann zufrieden und befahl ihnen, ihr zu folgen. Ein weiteres Mal durchliefen sie unzählige Gänge, wobei ihnen Anweisungen gegeben wurden, was sie zu tun und bei Strafe zu unterlassen hatten. Vor allen Dingen wurde ihnen verboten, jemals die unteren Etagen zu betreten, denn Frauen wie sie dürften sich dort nicht aufhalten. Dieses mehrmals ausgesprochene Verbot machte Anika natürlich besonders neugierig und sie fragte sich, was sich dort unten wohl abspielen mochte?

Während sie weitergingen, kam ihnen plötzlich eine Abteilung von besonders auffällig gekleideten Gestalten entgegen. Es schritten zwei Gruppen von jeweils zehn Wartans und Sauroden nebeneinander her, die in glänzenden, lilafarbenen Roben eingehüllt waren. Ein seltsamer Gesang wehte von ihnen herüber und sie schritten wie in Trance dahin. Anika vermutete, daß es sich hierbei um eine religiöse Prozession handelte, konnte sich deren Sinn jedoch nicht erklären. Als die Gruppe nahe genug herangekommen war, verbeugten sich die Wächter und die schwarze Frau ehrfurchtsvoll und zwangen die beiden Gefangenen, ihrem Beispiel zu folgen. Erst als die eigenartigen Wesen an ihnen vorbeigegangen waren, erhoben sie sich wieder und setzten ihren Weg fort. Sie passierten die zentrale Plattform der Ebene und gelangten in die auf der anderen Seite liegenden Gänge. An einer weiteren Kreuzung bogen sie nach rechts in einen größeren und belebteren

Gang, in dem sie schließlich vor einer mit Metall beschlagenen Holztür anhielten. Anika betrachtete die Tür und wich erschrocken zurück. Die Beschläge bestanden aus geschmiedetem Eisen und stellten furchtbare Fratzen dar, die beängstigend lebendig aussahen.

Als ihre Herrin die Tür öffnete, erstreckte sich dahinter eine zimlich große Halle, deren schroffe Wände steil in die Höhe stiegen. Hier waren eine Anzahl von ebenfalls in den grauen Stoff gehüllte Frauen damit beschäftigt, Kleidung aus dunklen Lederteilen zusammenzunähen. Sie saßen stumm und in ihre Arbeit vertieft an mehreren langen Werkbänken und verrichteten ihre Tätigkeit, ohne auch nur einmal aufzublicken. Erst als eine der Verhüllten von der schwarzen Frau angesprochen wurde, legte sie ihre Stücke beiseite und erhob sich. An deren Augen, glaubte Anika jene Frau wiederzuerkennen, der sie bei ihrer schicksalhaften Begegnung aufgeholpen hatte.

„Du wirst diese Beiden einweisen und ihnen zeigen, was sie zu tun haben!“ befahl die Schwarze.

„Ja Herrin!“ antwortete die angesprochene Frau dumpf. An ihrer Stimme erkannte Anika tatsächlich ihre Lebensretterin wieder, die ihr und Undiria den guten Rat gegeben hatte.

Nochmals sah die Herrin der Sklavinnen die beiden jungen Frauen mit stechendem Blick an und sagte warnend: „Ich rate euch, gut zu arbeiten. Wenn ihr das nicht tut, endet ihr nämlich als Futter für unsere geflügelten Schätzchen, die auf solche Leckerbissen wie euch nur warten!“ Sie lachte hämisch und entfernte sich dann, nachdem sie einige Worte mit dem Wächter gewechselt hatte, der auf die Arbeiterinnen aufpaßte.

Die beiden jungen Frauen wurden von ihrer Begleiterin zu zwei freien Plätzen gebracht, wo sie ihnen wortlos zeigte,

wie sie die Lederteile zusammensetzen mußten. Sie holte mehrere Teile von einem Haufen, der auf der Werkbank lag und fügte sie mittels lederner Riemen zu einem Wams zusammen. Ihre Hände bewegten sich dabei so schnell, daß die beiden Neuen ihnen kaum mit ihren Blicken folgen konnten. Anika versuchte ihrer Einweiserin in die Augen zu blicken und zu lächeln, um ihr so ihre Dankbarkeit zu zeigen. Doch die alte Frau wich ihr ständig aus und erwiderte den Blick nicht. Um nicht weiter aufzufallen, machten Anika und Undiria sich nun lieber an die Arbeit. Große Haufen von Lederteilen warteten darauf, von den Frauen verarbeitet zu werden und es war nicht einfach, die schweren und dicken Häute mit den bloßen Händen zusammenzusetzen.

Der Wächter achtete sehr genau auf die Arbeiterinnen und so mußten sie lange Stunden ihr Sklavenwerk verrichten. Erst am Abend dieses langen Tages wurden die Frauen aufgefordert, sich zu sammeln und einer Gruppe von Wartans zu folgen. Sie wurden in Gefangenenverliese geführt, die sich auf der selben Ebene befanden und jeweils drei oder vier Frauen beherbergten. Hier bekamen sie auch ihr spärliches Abendmahl, das aus einer dünnen und faden Suppe bestand. Es war die gleiche ärmliche Mahlzeit, die auch die Männer in dem Lager bekamen. Anika konnte nicht ahnen, daß auch Yard zur selben Zeit mit dem Ekel vor der Suppe zu kämpfen hatte.

Der Zufall (oder die Fügung) wollte es, daß die beiden neuen Gefangenen in die selbe Zelle gesperrt wurden, in der auch die scheinbar wahnsinnige alte Frau einsaß. Der enge, nur mit unbequemen Pritschen ausgestattete Raum, bot den drei Frauen nicht viel Platz. Somit hatte die Alte keine Gelegenheit mehr, Anika auszuweichen. Sie verbarg sich zwar sofort auf eine der oberen Liegen, doch die junge Frau setzte

sich auf den Rand und blickte sie freundlich an. „Wie ist dein Name?“ fragte Anika die zusammengekrümmt Liegende. Sie erhielt keine Antwort, also versuchte sie es nochmals. „Du brauchst dich nicht zu fürchten, wir haben dir viel zu verdanken, denn durch deinen Rat hast du uns wahrscheinlich das Leben gerettet!“

„Nicht reden!“ flüsterte die alte Frau plötzlich.

„Wer soll uns denn hier hören?“ fragte Anika froh, nun doch eine Antwort zu erhalten. „Wir sind ganz leise, man wird uns nicht bemerken!“

„Die Wände haben Ohren hier!“ antwortete ihre Zellen-genossin mit beschwörenden Blicken. „Sie kommen manchmal in der Nacht und lauschen, doch ich habe sie immer bemerkt!“ Sie lächelte verschmitzt und ließ dabei eine Reihe von schwarzen Zahnstümpfen erkennen.

„Bitte“, flehte Anika, „du mußt uns erzählen, was du alles über diesen Ort weißt. Wir haben Freunde und Verwandte hier, bitte hilf uns!“

Die alte Frau sah nachdenklich auf den Boden, dann nahm sie jedoch eine Wolldecke, erhob sich von ihrer Pritsche und setzte sich auf den Boden. Sie winkte die beiden anderen Frauen heran und flüsterte: „Nur hier drunter, dann können sie uns nicht hören!“

Anika und Undiria setzten sich zu ihr und rückten so dicht wie möglich zusammen. Sie zogen die Decke über sich und begannen, sich leise zu unterhalten.

„Was wollt ihr wissen?“ fragte die Alte.

„Zunächst deinen Namen!“ antwortete Anika.

Es folgte ein längeres Schweigen, so als müsse die alte Frau sich ihren Namen erst wieder in Erinnerung rufen. Doch dann antwortete sie endlich: „Ich heiße...Schosineh, ja Schosineh ist mein Name. Ich komme aus Karparsien, das liegt von hier aus weit im Osten, glaube ich. Vor langen

Jahren, ich weiß nicht mehr wie vielen, wurde ich hierhergebracht. Unser Stamm schloß Frieden mit dem dunklen Herrscher und wir jungen Frauen waren der Garant für diesen Frieden. Zumindest sagte man das unseren Ältesten. Sie hatten keine andere Wahl und gaben uns als Pfand!“

„Und du bist immer noch hier gefangen?“

„Viele junge Mädchen wurden hierhergebracht, doch schon bald erfuhren sie von ihrem wirklichen Schicksal, das ich nicht teilen wollte. Ich verstellte mich und tat so, als wäre ich wahnsinnig, in der Hoffnung, sie würden mich dann schnell töten. Doch sie scheuen die Irrsinnigen aus irgendeinem Grund und so habe ich all die Jahre überlebt!“

„Sie fürchten sich davor?“ fragte Anika ungläubig.

„Ja, sie haben regelrecht Angst davor, genauso zu werden. Deshalb behandeln sie uns wie Aussätzige; aber sie lassen uns am Leben.“

„Weißt du, wer ihr Herr ist?“

„Hütet euch davor, nach ihm zu fragen!“ antwortete Schosineh erschrocken. „Er ist furchtbar und nichts kann ihm widerstehen. Er sieht die verborgensten Gedanken und scheint alles zu wissen, was geschieht. Und hütet euch auch vor der schwarzen Frau. Sie wird allgemein nur Waria-Zon genannt, das bedeutet „die Grausame“ und das beschreibt ihre Seele ganz genau!“

„Wir werden uns vor ihr hüten!“ versicherte Anika. „Doch sag uns noch, was mit den anderen Frauen geschieht, wo werden sie hingebacht? Die schwarze...Waria-Zon sprach davon, daß sie Mütter des erhabenen Volkes werden, was bedeutet das?“

Schosineh schüttelte traurig ihren Kopf. „Kannst du es nicht selbst erahnen?“ fragte sie.

Anika grübelte über die Worte nach, dann kam ihr ein

schrecklicher Gedanke. „Du meinst...!“ sagte sie mit belegter Stimme und wurde blaß.

Die alte Frau nickte. „Böse Dinge passieren in den unteren Ebenen!“ Sie hielt die gefalteten Hände vor ihr Gesicht. „Es ist besser, man spricht nicht darüber. Alle, die jemals nach unten kamen, kehrten niemals wieder zurück. Doch jetzt stellt keine weiteren Fragen, sie werden uns wieder früh wecken. Verstellt euch gut und seht am morgigen Tag nicht zu mir herüber!“

Schosineh erhob sich und legte sich ohne ein weiteres Wort auf ihre Pritsche, wo sie sofort einschlief. Anika konnte hingegen überhaupt nicht einschlafen, zu sehr hatten die Worte der alten Frau und ihre eigenen Vermutungen sie aufgewühlt. Sie dachte an all die jungen Frauen aus ihrem Dorf, mit denen sie schon als Kind gespielt hatte. Sie rief sich ihre Gesichter in Erinnerung und verzweifelte, wenn sie an ihr Schicksal dachte. Auch Urdalf galten ihre Gedanken, sie fragte sich, was mit ihm geschehen war? Sie waren erst kurze Zeit verheiratet und schon hatten sie sich für immer verloren. Anika wußte tief in ihrem Inneren, daß ihr Mann die Strapazen der Gefangenschaft nicht überleben würde.

Doch noch ein weiteres Gesicht trat in ihre Gedanken, das Gesicht von Yard. Eine seltsame Macht hatte an jenem Tag in seiner Stimme gelegen, als er den Wartan davon abgehalten hatte, ihr etwas schreckliches anzutun. Seltsamerweise konnte sie sich genau an den veränderten Klang in Yards Stimme erinnern, einen Klang, den sie nie zuvor bei ihm bemerkt hatte. Ein merkwürdiger Hoffnungsschimmer erwärmte ihr Herz, wenn sie an Yard dachte. Doch worauf sollte sich diese Hoffnung stützen? Yard war ebenso ein Gefangener wie sie und wohlmöglich schon längst tot. Das eigenartige Hochgefühl in ihr erstarb und die Rea-

lität hatte sie wieder. Sie konnte Undiria leise weinen hören. Anika wußte, daß sie auf sich alleingestellt war. Nur sie konnte sich selbst und dem Mädchen helfen und kein Held würde sie aus dieser Lage befreien. Das Beste, was ihr zustoßen konnte war noch immer, daß sie ebenso lange überlebte wie Schosineh. „Wirklich kein sehr angenehmer Gedanke“, dachte sie und schlief dann endlich doch ein.

Nach nur wenigen Stunden wurden die Frauen wieder geweckt und mußten sich an ihre Arbeit begeben. Anika und Undiria versuchten so gut wie möglich mitzuhalten und möglichst wenig aufzufallen. Dabei waren sie stets bemüht, ihre Rolle glaubhaft zu spielen, was dem jungen Mädchen natürlich besonders schwer fiel. Dennoch überstanden sie Tag für Tag den gleichen Trott, mit wenig Nahrung und schwerem Werk. Doch es wurde nach und nach immer schwerer für sie und sie fragten sich, wie lange sie das noch aushalten konnten. Schosineh gab ihnen des Nachts heimlich Ratschläge, wie sie sich trotz der schlechten Essensrationen über Wasser halten konnten.

Viele der Gefangenen fingen sich in unbeobachteten Augenblicken Insekten, die hier zu Tausenden herumkrochen und verzehrten sie. Doch so weit waren die beiden Leidensgefährtinginnen noch nicht und so schleppten sie sich weiterhin durch die Tage. Waria-Zon, die schwarze Frau, beobachtete sie dabei immer ganz genau und so durften sie sich keinen Fehler in ihrem Verhalten erlauben.

Eines Abends, als sie wieder auf dem Weg in ihre Zellen waren, geschah etwas seltsames. Ein furchtbarer Schrei erschütterte den gesamten Berg. Er ließ alle Bewohner der dunklen Stadt erzittern, so als sei die Macht, die alles in ihren Bann hielt, dahin. Wartans und Sauroden liefen wild schreiend durcheinander und es herrschte ein großes Cha-

os. Doch dieser Zustand hielt nur für einen Moment an, dann beruhigten die Wesen sich und es war alles wieder wie immer.

Die Frauen waren in dieser Situation vollkommen über- rascht gewesen und hatten sich hilfesuchend aneinander gedrängt. Was dieses kurzzeitige Durcheinander ausgelöst hatte, konnte sich keine von ihnen erklären und auch die älteren Gefangenen, wie etwa Schosineh, konnten sich an etwas Ähnliches nicht erinnern.

Tief im Inneren des Berges, in der Wohnstätte des finsternen Herrschers über dieses Land, hatte er endlich die wahren Absichten seines alten Gegners erkannt. Eines der Metalle, nach denen er schon so lange suchte, war nun von seinem rechtmäßigem Besitzer erkannt und gefunden worden. Für einen kurzen Moment konnte er die Macht, die davon ausging spüren. Doch der Benutzer dieser Macht wußte noch nicht damit umzugehen und der Finstere bemerkte dessen Unsicherheit. Er brüllte seine Wut über diese Geschehnisse heraus und verlor für einen kurzen Moment die Beherrschung und die Kontrolle über seine Schöpfungen. Doch dann beruhigte er sich wieder, denn nun wußte er, wo sich sein schlimmster Feind befand und daß dieser noch kein ernster Gegner für ihn war. Er selbst mußte der Metalle habhaft werden, dann konnte ihn wirklich niemand mehr aufhalten. Sofort gab er die entsprechenden Befehle an seine Heeresführer und Vertrauten weiter und die altgewohnte Ordnung kehrte zurück.

Am darauffolgenden Morgen schien alles wieder seinen gewohnt schrecklichen Gang zu gehen, doch eine gewisse Nervosität war dennoch überall zu spüren. Besonders Waria-Zon schien an diesem Morgen sehr gereizt zu sein. Anika hoffte innig, nicht von ihr beachtet zu werden. Doch schon nach kurzer Zeit in der Näherwerkstadt erschien die

schwarze Frau wieder und forderte sie und Undiria barsch auf, ihr sofort zu folgen. Sie eilten den schon bekannten Weg zur Mitte ihrer Ebene entlang und gelangten schließlich zu einer neuen Gruppe junger Mädchen und Frauen. Die bedauernswerten Geschöpfe standen dichtgedrängt und von mehreren Wartans bewacht beieinander. Anika betrachtete die zitternden Gestalten mitleidig und wünschte sich, etwas für sie tun zu können. Die Frauen schienen fremder Herkunft zu sein, denn sie besaßen wild zerzaustes Haar und trugen statt Kleidern nur Felle, die stark verschmutzt waren. Ihre ängstlichen Gesichter hatten die Farbe von altem Elfenbein und die schrägstehenden Augen besaßen Mandelformen.

Waria-Zon grinste böse bei diesem Anblick und sie befahl Anika und Undiria, die Frauen zu reinigen und zu kämmen. „Seht sie euch an, sie werden bald zu einer hohen Ehre gelangen. Aber nicht mit diesem Schmutz. Also macht aus ihnen...schöne Blumen!“ Sie ließ ein häßliches Lachen hören und blickte Anika dabei fast herausfordernd an.

„Ja Herrin!“ antwortete die junge Frau dumpf und scheinbar gleichgültig. Schon wollte sie sich an die ihr widerstrebende Arbeit machen, als Waria sie am Arm festhielt und sie böse anfunktete.

„Achtet darauf, daß ihr sie nicht mit eurer Haut berührt, denn dann werden auch sie unrein!“ Wieder lachte die schwarze Frau lauthals und Anika lief ein Schauer des Entsetzens über den Rücken. Zusammen mit Undiria begann sie nun, die ängstlichen jungen Frauen zu kämmen und bemühte sich dabei, so teilnahmslos wie möglich zu wirken. Das Mädchen konnte jedoch ihr Zittern nicht vermeiden und durch eine ungeschickte Bewegung verrutschte der Stoff an ihrer linken Hand, so daß ihre Haut das Gesicht einer der neuen Gefangenen berührte. Waria-Zon

bemerkte das sofort und stürzte sich wütend auf Undiria. Sie holte aus und hieb ihr mit der Faust heftig in den Bauch. „Aua!“ stöhnte Undiria und krümmte sich zusammen. Waria wollte ein zweites Mal zuschlagen, hielt dann jedoch inne und machte zunächst ein erstauntes und dann böses Gesicht. „Du hast einen Ton von dir gegeben? Na sieh einmal an, unser stummes Mädchen hat plötzlich eine Stimme bekommen!“ Sie zog Undiria an den Haaren hoch und drehte ihr brutal den Arm nach hinten. „Du kannst also sprechen!“ zischte sie gefährlich. „Rede, oder ich breche dir deinen Arm!“

Das Mädchen schrie vor Schmerz auf und Tränen schossen ihm in die Augen. „Bitte Herrin!“ flehte sie. „Bitte laßt mich los!“

Anika betrachtete die Szene starr vor Entsetzen und konnte nicht eingreifen. Jetzt war alles verloren. Man würde sie entweder töten oder, was noch schlimmer wäre, sie dem selben Schicksal, wie das der anderen Frauen zuführen.

„Tötet sie!“ befahl Waria den Wächtern und die Wartans zogen ihre Schwerter, um den Befehl sofort auszuführen. Anika hatte bereits mit ihrem Leben abgeschlossen und erwartete nun fast erleichtert den erlösenden Schlag. Doch dazu kam es schließlich nicht, denn die schwarze Frau gebot den Wächtern Einhalt, ihr war ein noch besserer Gedanke gekommen. Sie ließ ein böses Grinsen sehen, als sie Undiria anblickte. „Du bist ein recht hübsches Kind, warum sollte ich dich eigentlich verschwenden. Jetzt wo du ja reden kannst, bist du doch für die hohe Ehre geeignet!“ Der Zynismus in ihrer Stimme war unüberhörbar. Anika erriet die Gedanken Warias und war zutiefst erschrocken. Die dunkle Seele dieser Frau war wirklich zu allem fähig. „Bitte, nehmt mich und nicht sie. Sie ist doch noch ein Kind!“ flehte Anika. Doch Waria ließ sich nicht erweichen,

sondern erfreute sich noch an der Not der beiden Frauen. „Führt sie hinab!“ befahl sie und die Wächter zerzten Undiria in die Gruppe der Frauen mit ein, die nun an ihren Bestimmungsort gebracht wurden.

Anika war gelähmt vor Wut und Entsetzen, sie konnte nichts mehr für ihre junge Freundin tun; nur noch zusehen, wie das Mädchen schreiend weggeschliffen wurde. Das Schreien vermischte sich mit dem häßlichen Lachen Warias, die sich nun ihrem zweiten Opfer zuwandte. „Sie werden sehr viel Spaß mit ihr haben, unsere Auserwählten. Und für dich werde ich auch noch eine besondere Aufgabe finden. Du hast versucht, mich zu täuschen und das soll dir schlecht bekommen!“

„Ihr seid krank!“ flüsterte Anika verächtlich. Seltsamerweise war ihre Furcht vor dieser Frau gänzlich verschwunden. Sie wußte, daß Waria sie nicht getötet hatte, um sie nur noch mehr demütigen zu können, doch das war ihr jetzt egal. Hilflose Wut, ja Hass stieg in ihr auf und er wurde stärker und stärker, je länger sie in das Gesicht ihrer Peinigerin sah.

Anikas letzte Äußerung hatte Waria in Rage versetzt und sie holte erneut zu einem Schlag aus. Doch der jungen Frau wurde plötzlich bewußt, daß sie sich jetzt vollkommen allein in dieser Halle befanden. Die schwarze Frau war sich ihrer absoluten Überlegenheit also sehr sicher. Das brachte Anikas Blut entgültig zum überkochen und sie wehrte den Faustschlag mit ihrer linken Hand ab. Mit der Rechten ballte sie nun selbst eine Faust und schlug sie Waria mit aller Kraft ins Gesicht.

Völlig fassungslos stürzte die Getroffene zu Boden und blieb bewußtlos liegen. Ohne weiter nachzudenken, drehte Anika sich um und floh. Ihre unbedachte Hast führte sie durch die Gänge immer tiefer in den Berg hinein. Schon

nach kurzer Zeit hatte sie jede Orientierung verloren und eilte einfach immer nur weiter. Zum Glück kam ihr keines der Wesen entgegen, denn wenn man sie jetzt aufgriff, war es entgültig mit ihrem Leben aus. Doch sie wollte nun nicht sterben, also lief sie weiter, bis sie schließlich vor Erschöpfung fast zusammenbrach.

Erst langsam erholte sich ihr Körper von der Überanstrengung und sie kam wieder etwas zu Atem. Jetzt sah sie sich um und bemerkte die Einsamkeit und Düsternis des Ganges, in dem sie sich befand. Die letzte Phosphorlampe, die ihr spärliches Licht abgab, war schon eine gute Strecke weit entfernt. Weiter einwärts wurde es völlig dunkel. Anika wußte nicht, wo sie hingelaufen war, aber es schien ein wenig besuchter Ort zu sein. Instinktiv hatte sie also die richtige Richtung eingeschlagen; für den Moment jedenfalls. Sie wußte natürlich nicht, was auf sie zukam, wenn sie es wagte, diesem finsternen Gang zu folgen. Sie fürchtete sich davor, doch der Schlag in Warias Gesicht war eine entgültige Sache und sie konnte nicht zurück. Also erhob sie sich und schritt langsam in die Dunkelheit voran. Bald schon konnte sie nicht mehr die Hand vor Augen sehen und mußte sich Schritt für Schritt vortasten. Ihr Herz hämmerte in der Brust und ihr Magen krampfte sich ständig zusammen. Doch nichts schreckliches außer der Finsternis begegnete ihr. Lange ertastete sie sich so ihren Weg, bis sie plötzlich an ein unsichtbares Hindernis geriet. Vor ihr befand sich eine Felswand, scheinbar ohne jeden Durchlaß.

„Das ist also der Grund warum sich hier kein Licht befindet“, dachte sie. Es war eine Sackgasse, aus der es keinen Ausweg mehr gab; es sei denn, sie nahm den Weg zurück. Beides bedeutete den Tod für sie. Verzweifelt ließ sie sich niedersinken und begann zu weinen. Das war also ihr si-

cheres Ende, sie verlor ihren letzten Mut und schlug mit den Fäusten auf die Erde. Dabei streifte ihr rechter Arm jedoch einen länglichen Gegenstand, der sich neben ihr befand. Anika befühlte ihn und meinte einen hölzernen Hebel zu ertasten. Ihre Hand wanderte weiter runter und gelangte an einen metallenen Schaft, welcher an der Felswand befestigt war. Der Hebel war fest mit dem Schaft verbunden und ließ sich wie ein Gelenk bewegen. „Wozu ist das da?“, dachte sie und ein Gedanke durchschloß sie wie ein Blitz. Hektisch betastete sie nochmals die Felswand und bemerkte zu ihrer Freude eine kleine Fuge im Felsen. „Es ist eine Tür!“ flüsterte sie zu sich selbst. „Eine Tür und ich muß es schaffen, sie zu öffnen!“ Sie riß den Hebel hoch und erzeugte dabei ein knackendes Geräusch, doch es tat sich nichts. Dann drückte sie das Holzstück nach unten und stemmte ihr gesamtes Gewicht darauf. Mit einem lauten Knirschen bewegte sich die Felswand zur Seite. Ein Luftzug entstand und wehte durch Anikas Haar. Sie bemerkte einen seltsamen Geruch, doch die Dunkelheit blieb und sie konnte nichts sehen. Vorsichtig machte sie einen Schritt nach vorn, um die Bodenbeschaffenheit zu testen. Der Weg hinter der Tür schien eben und gleichmäßig zu sein, also wagte sie es hindurchzugehen. Als sie den Durchgang passiert hatte, bemerkte sie eine bewegliche Bodenplatte, die sich unter ihren Füßen senkte. Das knirschende Geräusch entstand wieder und die Tür schloß sich hinter ihr. Ungewollt hatte sie also einen zweiten Mechanismus bedient. „Gefangen“, dachte sie und überzeugte sich mit ihren Händen davon, daß die Tür sich tatsächlich wieder geschlossen hatte. Ein Zurück gab es also jetzt nicht mehr für sie, doch das würde ihr die Entscheidung auch leichter machen. Sie schritt nun mutig durch die Dunkelheit, bis sie plötzlich den Boden unter den Füßen zu verlieren glaub-

te. Wenige Handspannen tiefer war er jedoch wieder fest, denn sie stand vor einer Treppe, die nach unten führte. Ganz langsam setzte sie den Fuß auf die nächste Stufe und hielt sich an der Wand, die sie spürte, fest. Die Treppe wand sich in gleichmäßigen Spiralen in die Tiefe. Es wurde dabei immer wärmer und Anika schwitzte in ihrer Bandagenkleidung. Sie lockerte den Stoff etwas und setzte ihren Weg nach unten fort. „Vielleicht ist es ein Geheimgang nach draußen!“ versuchte sie sich selbst einzureden. Ihre eigene Stimme beruhigte sie etwas. Doch der Weg führte nur weiter hinab und kein Durchlaß ließ sich in der Wand ertasten. Nach einer für sie schier endlosen Zeitspanne, erreichte sie das Ende der Treppe und befand sich wieder auf ebenem Boden.

Zur selben Zeit bemühte Waria-Zon sich, so viele Wartans wie möglich nach der geflohenen Gefangenen suchen zu lassen. „Bringt sie mir, aber lebend will ich sie haben!“ rief sie mit zornrotem Gesicht. Der Schlag dieses Luders hatte ihre Lippe aufplatzen lassen und sie hielt sich den Handrücken dagegen. Mutig war diese Gefangene ja, das mußte Waria ihr insgeheim zugestehen. Für einen kurzen Moment erinnerte dieser Mut sie an sich selbst, so wie sie früher einmal gewesen war. Ein fast wehmütiger Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. „Doch solche Gedanken sind schlecht“, dachte sie und verwischte die Erinnerungen. Hier hatte sie ein neues Zuhause gefunden und man achtete und fürchtete sie. Sie würde ihren Herrn immer treu dienen, denn er hatte sie aufgenommen und würde sie nie verraten und verlassen, niemals. Energisch schritt sie auf und ab und erwartete die Ergreifung der geflohenen Sklavin. Sie wollte sich etwas ganz besonderes für die junge Frau ausdenken, denn niemand durfte Waria-Zon ungestraft schlagen. Anika war nun unbewußt auf der zweituntersten Ebene

angelangt und stand unschlüssig in einem flurähnlichen Raum, der in das Innerste der Etage führte. Noch immer befand sie sich in völliger Dunkelheit. Doch der Flur war nicht sehr groß und so ertastete sie bald eine Tür, die derjenigen, die sie bereits durchschritten hatte, genau glich. Auch hier fand sie einen Hebel vor, zögerte aber noch damit, ihn herabzudrücken. Was erwartete sie hinter dieser Tür? Sollte sie es wagen, sie zu öffnen und durchzugehen? Sie biß sich auf die Unterlippe, umfaßte den Hebel und ließ ihn dann jedoch wieder los. So stand sie eine lange Zeitspanne davor und überlegte hin und her. Endlich nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und drückte den Mechanismus nach unten. Auch diese Tür öffnete sich mit einem lauten Geräusch und Anika wünschte sich, es vermeiden zu können. Es kam ihr vor, als rufe sie laut: „hier bin ich“. Doch niemand hörte hin, denn als die Pforte offen war, blickte sie in einen schwach beleuchteten Gang, der nach wenigen Schritten einen Bogen nach rechts machte. Das dämmerige Licht kam ihr nach der langen Dunkelheit regelrecht grell vor und ihre Augen mußten sich erst daran gewöhnen. Vorsichtig spähte sie hinaus, bis zu dem Bogen war der Gang jedenfalls leer. Kein Wächter war zu sehen. Langsam trat sie aus der Tür heraus, wobei sie diesmal vermied, auf die Bodenplatte des Schließmechanismus zu treten. Die Wand blieb auch tatsächlich offen, was Anika sehr lieb war, denn so hatte sie vielleicht eine Fluchtmöglichkeit für alle Fälle. Sie drückte sich so dicht wie möglich an die gegenüberliegende Wand und schlich vorsichtig bis zu dem Bogen voran. Angespannt lugte sie um die Ecke, der Gang führte noch etwa zwanzig Schritte weiter und endete dann vor einer erneuten Tür, die allerdings aus Holz bestand. Auch hier war nichts von einem feindlichen Wesen zu sehen und Anika begann sich zu fragen,

wo sie wohl hingelangt war? Die schwere Holztür besaß einen eisernen Ring, der an einem Knauf saß. wieder stand sie vor der Entscheidung, ob sie öffnen sollte oder nicht. Dann schoß ihr ein neuer Gedanke durch den Kopf. Vielleicht war dies hier die Ebene, in die man die Frauen brachte. Dann mußte sich auch Undiria hier befinden und diese Idee verschaffte Anika neuen Tatendrang. Sie drehte den Eisenring eine halbe Umdrehung herum, die Tür öffnete sich einen Spalt und sie konnte hindurchsehen. Der seltsame Geruch, den sie schon länger bemerkt hatte, wurde hier noch stärker und drang in ihre Nase. Sie überzeugte sich davon, daß sich niemand hinter der Tür aufhielt und öffnete sie gänzlich.

Wiederum stand sie am Anfang eines Ganges, von dem jedoch in regelmäßigen Abständen etliche Abzweigungen fortliefen. Diese Abzweigungen bestanden aus bogenförmigen Durchgängen, die jeweils mit roten Vorhängen versehen waren. Natürlich fragte Anika sich, was sich wohl dahinter verbergen mochte, wagte allerdings nicht, nachzusehen. Angespannt bis aufs Äußerste schlich sie immer weiter in den Gang hinein, immer bereit, sofort umzudrehen und zu fliehen. Als sie an einem weiteren Vorhang vorbeiging, hörte sie plötzlich das Knurren eines Wartans. Einen Augenblick stand sie wie versteinert da, dann konnte sie sehen, wie eine fellbedeckte Hand den Vorhang langsam zur Seite schob. Der Besitzer dieser Hand wurde aber offensichtlich von einem Artgenossen aufgehalten, denn er kam noch nicht heraus und sprach in seiner rauhen Sprache mit der anderen Stimme. Panisch blickte Anika sich um. Zur Flucht zurück war es jetzt zu spät, der Wartan würde sie bemerken und sie schnell einholen. Also tat sie das einzig ihr Verbleibende und verbarg sich hinter dem gegenüberliegenden Vorhang. Sie hatte sich gerade noch

rechtzeitig versteckt, denn der Wächter kam nun seinerseits aus dem anderen Raum heraus und schritt den Gang hinunter. Anikas Herz schlug so heftig, daß sie glaubte, man könne es weithin hören. Sie befand sich in einem furchtbaren Zustand, nur langsam erhielt sie die Kontrolle über sich zurück. Nachdem sie sich etwas beruhigt hatte, drehte sie sich um. Vor ihr lag eine kleine Kammer, in deren Mitte ein weiterer Vorhang von der Decke hing. Der Stoff umkleidete erkennbar einen kastenförmigen, länglichen Gegenstand, der sich darunter verbarg. Wie unter einem Bann stehend, trat die junge Frau darauf zu und hob den Vorhang beiseite. Ein glatter Kasten, einem Sarkophag ähnlich, kam darunter zum Vorschein. Jetzt erkannte Anika, daß er aus Glas bestand, jedoch dunklem Glas, so daß sie nicht hineinsehen konnte. Sie berührte das kühle Material vorsichtig und plötzlich wurde es durchsichtig. Zuerst noch verschleiert, doch dann immer klarer, kam der Umriss eines Körpers darunter hervor. Erschrocken wich sie zurück, denn sie meinte das Schlaffutteral eines Wartans entdeckt zu haben. Doch nach kurzer Zeit bemerkte sie, daß sie sich geirrt hatte.

Statt der Gestalt eines der Wesen lag eine Menschenfrau in dem Glaskasten. Eine Frau mit einem auffällig gewölbten Bauch..., Anika erschrak noch mehr. Die Frau war offensichtlich schwanger, schien jedoch tot zu sein, denn sie atmete scheinbar nicht und war wachsbleich. Dann sah Anika jedoch, wie die Brust der vermeintlich Toten sich langsam hob und wieder senkte. Verstört wich sie von dem Glaskasten fort und drehte sich um. Was für ein Leben trug diese bedauernswerte Gestalt in sich? Ihre eigene Antwort auf diese Frage erschreckte sie noch mehr, als der Anblick der Frau. Anika ertrug es nicht einen Augenblick länger in diesem furchtbaren Raum, der sicher nicht der einzige seiner

Art war. Ohne auf die Gefahr zu achten, schlug sie den Vorhang beiseite und trat hinaus. Zu ihrem Glück war der Gang leer, doch der Vorhang auf der anderen Seite war halb geöffnet. Anikas Herz blieb beinahe stehen, denn sie sah direkt auf einen Wartan, der mit dem Rücken zu ihr saß, aber anscheinend schlief. Offenbar war der Raum eine Wachkammer für diese Ebene, zitternd schlich sie sich daran vorbei und hoffte, daß der Wächter einen festen Schlaf besaß. Nach einigen Schritten glaubte sie es geschafft zu haben und beeilte sich, den Gang zu verlassen. Nach dem schrecklichen Erlebnis in der Kammer brauchte sie zunächst einmal etwas Ruhe, um sich davon zu erholen. Danach wollte sie sich vielleicht wieder auf die Suche nach Undiria machen, obwohl sie inzwischen daran zweifelte, daß sie dem Mädchen noch helfen konnte. Fast hatte sie den letzten Raum passiert und war schon auf dem Weg zu der Holztür, als sie plötzlich einen starken Griff im Nacken verspürte. Die Krallenklaue eines Wartans hatte sie gepackt und hielt sie unerbittlich fest...

Das Volk von Gholan

Das Schiff glitt mit schneller Fahrt durch die Gewässer der südlichen Lande. Weißer Schaum bildete sich vor dem Bug und hob sich von der blauen See wie kleine Schneeberge ab.

Die Gefährten und ein Großteil der Mannschaft saßen an Deck und genossen die warme Sonne, die auf sie herabschien. Yard und Barra-Kan waren damit beschäftigt, beschädigtes Segeltuch auszubessern. Während ihrer mehrwöchigen Reise hatten sich die fünf Männer viele Fertigkeiten angeeignet, die auf einem Schiff anfielen. Überhaupt hatten sie sich sehr nützlich gemacht, was ihnen den Respekt der Mannschaft einbrachte. Sie waren zu richtigen Seeleuten geworden und die anfänglichen Unannehmlichkeiten (Seekrankheit und dergleichen) waren längst vergessen.

Da ein guter Wind wehte, brauchte die Mannschaft nicht zu rudern und hatte einige Muße auf dem Schiff. In zwei Tagen würden sie Markestiana erreichen und ihre Ladung löschen können. Was danach geschehen sollte, wußte noch keiner der Seeleute. Trotz der etwas gelösteren Stimmung an Bord, war den Männern doch die Angst um die Heimat anzumerken und oft wurden kayhlienische Volkslieder angestimmt. Der melancholische Klang dieser Lieder rührte die Herzen der Gefährten und vor allem das von Gwendon. Yard und seine Freunde hatten mehrmals über ihr weiteres Vorgehen nach der Ankunft in Markestiana gesprochen, waren aber bisher noch zu keinem genauen Entschluß gekommen. Von der Hafenstadt aus waren mehrere Wege denkbar. Nach Osten hin würden sie in die Nähe des

Dwanengebirges kommen, wo sie bekanntlich eines der Metallstücke vermuteten. Diesen Vorschlag befürwortete Barra natürlich besonders, wollte jedoch erst die Meinung der anderen abwarten.

Wenn sie sich südlich hielten, konnten sie über den Fluß Markesta, welcher der Stadt ihren Namen verlieh, in das Land der Alven und schließlich auch nach Tharon vordringen. Die letzte Entscheidung über den Weg, wollten die Männer jedoch Yard überlassen. Als Träger des Metalls oblag ihm die Verantwortung. Doch der junge Mann war sich jetzt noch nicht schlüssig, wie er seine Aufgabe erfüllen sollte. Er fürchtete sich ein wenig vor der Entscheidung und hoffte, irgendwann ein Zeichen zu erhalten. Er konnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen, daß ihre Richtung vorerst schon vorherbestimmt war. Ihre Muße wurde nämlich mit einem Mal unterbrochen, als sie den Ruf des Ausgucks vernahmen.

„Kapitän, Schiff gegen Abend!“ rief der Mann im Mastkorb und Barg eilte auf die rechte Seite des Schiffes. Auch die Gefährten kamen hinzu, um zu erfahren, was es mit dem fremden Schiff auf sich hatte. Barg bedeckte mit der Hand seine Stirn und betrachtete die noch weit entfernte Silhouette des anderen Schiffes.

„Könnt Ihr etwas erkennen?“ fragte Toren.

„Nein, nicht richtig!“ antwortete Barg mit besorgter Stimme. „Es muß ein sehr großes Schiff sein, möglicherweise eine tharonische Kriegsgaleere. Aber die Richtung, aus der sie kommt, gefällt mir nicht. Sie hat uns sicher auch entdeckt und...ah richtig, sie steuert jetzt direkt auf uns zu!“ Sein Ton wurde noch besorgter und er biß sich auf die Unterlippe.

„Du hast eine bestimmte Vermutung?“ fragte Gwendon. Barg kniff die Augen zusammen, um noch angestrenzter

zu gucken, dann bemerkte er ein Flaggensignal, des sich schnell nähernden Schiffes. „Gholaner!“ sagte er erschrocken. „Ich kann die schwarze Flagge mit dem roten Totenschädel erkennen. Die Fahrt mit euch steht wahrlich unter keinem guten Stern!“

Toren blickte den Kapitän erstaunt an. „Wer sind denn diese Leute, die Euch solche Angst einjagen?“ fragte er.

Barg drehte sich zu ihm um, sein Gesicht war blaß geworden. „Die Gholaner sind ein Volk von gefährlichen Seeräubern. Niemand weiß, wo sie herkommen und wohin sie wieder verschwinden, nachdem sie wehrlose Schiffe ausgeraubt haben. Es heißt, sie nehmen sich alles, was sie wollen und sie sollen sehr grausam mit ihren Opfern sein. Wir müssen versuchen, ihnen zu entkommen!“

Er rief seine Männer an die Riemen und erklärte ihnen mit kurzen Worten die Situation. Dieser Bericht verfehlte seine Wirkung offensichtlich nicht, denn die Männer eilten förmlich nach unten und begannen zu rudern, als wären tausend Drachen hinter ihnen her. Der Ruf der Gholaner war also augenscheinlich wirklich sehr schlecht.

Das Schiff flog nun regelrecht über die Wellen und zunächst hatte es den Anschein, als würde die Flucht gelingen. Doch die andere Galeere kam dennoch immer näher. Sie war zwar weitaus größer, besaß aber einen schlanken Rumpf und auf jeder Seite eine Doppelreihe von Rudern, die das Schiff noch schneller vorantrieben. Ein wahres Wettrennen begann und es war jetzt offensichtlich, daß die andere Galeere versuchte, Bargs Schiff einzuholen und zu entern. Der Gegner änderte seinen Kurs nach Süden und schon bald waren beide Schiffe auf gleicher Höhe.

Die Gefährten betrachteten das Schauspiel besorgt, bemerkten jedoch recht schnell, daß das Rennen bereits verloren war. „Unsere Fahrt scheint wirklich nicht vom Glück ge-

segnet zu sein!“ bemerkte Toren und deutete auf das in der Tat imposante gegnerische Schiff. Deutlich war jetzt die Flagge an dem mittleren der drei Masten zu erkennen. Es handelte sich tatsächlich um einen roten Totenschädel, aus dessen kahlen Kopf ein silberner Haarschopf herauswuchs. Über den Ruderreihen befanden sich mehrere Öffnungen, die in diesem Moment aufgeklappt wurden. Große Harpunenspitzen ragten daraus hervor und wurden kurz darauf abgefeuert. Die Männer warfen sich flach auf den Boden, als die Harpunen mit einem lauten Sirren angeflogen kamen und in die Schiffswand eindrangen. Holz splitterte und direkt vor Yards Nase ragte eine der Spitzen durch den Rumpf. An den Harpunen waren starke Seile befestigt, mit denen das Schiff nun an die feindliche Galeere herangezogen wurde.

Die Mannschaft kam erschöpft und verzweifelt an Deck, um sich dem Schicksal zu ergeben. Doch die fünf Gefährten gaben nicht so schnell auf und zogen ihre Waffen, während sie auf die sichere Enterung warteten. Kein Mensch zeigte sich zunächst auf dem anderen Schiff, das Deck schien völlig verlassen zu sein. Doch mit einem Mal erschallte ein großes Gebrüll und die Seeräuber erhoben sich hinter ihrer Schiffswand. An die hundert verwegene Gestalten, groß und muskulös, standen plötzlich dort. Ihre braungebrannten Oberkörper waren nicht bedeckt und ihre Beine steckten in kniekurzen, ausgefranst Hosen. Auffällig war auch ihre Haarpracht, sie bestand lediglich aus einem einzigen Schopf, auf den ansonsten kahlen Schädeln; genau wie bei ihrem Flaggenwappen.

Dieses waren die Männer Gholans und sie waren buchstäblich bis auf die Zähne bewaffnet, denn sie trugen lange Krummdolche in ihren Mündern.

„Nehmt die Waffen runter!“ riet Toren seinen Freunden.

„Es sind einfach zu viele und wir wollen niemanden opfern!“

„Was ist aber, wenn sie uns gleich darauf töten?“ fragte Barra, der sich nicht von seinem Beil trennen wollte.

„Ich glaube nicht, daß sie uns sofort töten wollen, außerdem können wir uns dann immer noch wehren!“ antwortete der Schmied.

Schon schwangen sich die Gholaner mit Seilen herüber und landeten auf dem Deck. In kürzester Zeit war das gesamte Schiff von ihnen besetzt. Ein großer Teil hielt die Mannschaft in Schach, während sich einige von ihnen den Gefährten näherten, die ihre Waffen zwar gesenkt, aber noch nicht weggeworfen hatten. Die Seeräuber erkannten sofort, daß diese fünf Männer nicht so leicht einzuschüchtern waren. Die Situation war äußerst gespannt. Eine falsche Bewegung einer der beiden Seiten, mußte unweigerlich zum Kampf führen. Die Lage entspannte sich für einen Augenblick, als ein weiterer Mann auf der anderen Galeere erschien. Mit einer wirklich eleganten Bewegung schwang er sich herüber und landete mit ausgebreiteten Armen auf dem Deck. Dieses eigenartige Schauspiel wurde von den Gholanern mit heftigem Jubel belohnt. Anscheinend handelte es sich bei diesem Mann um ihren Anführer. Im Gegensatz zu seinen Leuten trug er volles Haar, welches er jedoch ebenfalls zu einem Zopf gebunden hatte. Er besaß ein ebenmäßig-schönes Gesicht, das allerdings einen Makel aufwies. Eine lange Narbe zog sich von seiner geraden Nase bis hoch zu seinem linken Auge. Ein Schwerthieb oder eine Messerklinge mußte ihn dort einst getroffen haben. Er betrachtete die Szenerie zufrieden und rief dann: „Wer ist der Kapitän auf diesem Schiff?“

„Ich bin das!“ antwortete Barg und trat vor.

„Wie ist euer Name?“

„Barg, Barg vom Clan der Hyles aus Kayhlien!“

„Sehr gut Barg vom Clan der Hyles!“ Der Gholaner betrachtete Barg mit einem zynischen Lächeln. „Was habt Ihr geladen?“

„Wolle!“ antwortete der Hochlandkapitän.

„Wolle? Und das ist alles? Dafür haben wir uns so angestrengt!“ Der Gholaner blickte zu seinen Männern und allgemeines Gelächter erhob sich. Doch dann richtete er sich wieder an Barg: „Nun, Eure Wolle können wir nicht gebrauchen, aber Euer Schiff gefällt mir sehr gut!“ Er betrachtete das praktisch gebaute Schiff mit dem Blick eines Fachkundigen. Dann sprach er mit seinem sarkastischen Ton weiter: „Da ich nun der neue Besitzer des Schiffes bin, sollte ich mich vielleicht zunächst vorstellen. Mein Name ist Moriano, Moriano vom Clan der Gholaner!“ Wieder brach die Heiterkeit unter den Seeräubern aus, die jedoch mit einem Handzeichen Morianos sofort endete. Sein Blick wanderte nun zu den fünf Gefährten, wobei er besonders Barra verwundert anstarrte. Ohne die Fünf aus den Augen zu lassen, rief er Barg zu: „Noch seid Ihr der Kapitän des Schiffes, befehlt also diesen Männern, daß sie ihre Waffen niederlegen sollen!“

„Er hat uns nichts zu befehlen, wir sind unsere eigenen Herren!“ kam die Antwort Torens.

Moriano zückte seinen Krummsäbel und ging drohend auf Toren zu. Der Schmied zeigte keine Reaktion und blieb ungerührt stehen, als sei alles in bester Ordnung.

„Alter Mann, an eurer Stelle würde ich nicht ein so großes Mundwerk führen!“ zischte der Gholaner. Blitzschnell zuckte seine Klinge durch die Luft, mit dem Ziel, Torens Kleidung zu treffen und ihn zu erschrecken. Doch ebenso schnell hatte der Schmied sein eigenes Schwert erhoben und parierte den Scheinangriff. Beide Waffen klirrten an-

einander und Moriano machte ein verwundertes Gesicht. Seine Männer wollten einschreiten, doch er hob beruhigend seine Hand. Anscheinend war er von Torens Parade beeindruckt, denn er blickte ihn anerkennend an. „Ihr seid sehr schnell mit eurer Waffe. Offenbar muß ich lernen, daß das Alter eines Mannes nicht über seine Kampfkunst entscheidet!“

„Daran tut Ihr gut!“ antwortete Torens.

„Und ihr tötet gut daran, endlich eure Waffen niederzulegen. Andernfalls beginnen wir augenblicklich damit, eure Mannschaft über Bord zu werfen!“

„Dann seid ihr also wirklich die Mörder, für die ihr gehalten werdet?“ Dieser Einwand Torens war sicherlich gewagt, doch der Schmied glaubte nicht so recht an die angebliche Grausamkeit der Gholaner. Er versuchte sie ein wenig aus der Reserve zu locken und es sollte ihm auch gelingen, denn Moriano antwortete: „Wir sind keine Mörder, aber wir nehmen uns, was wir zum Überleben benötigen. Einst, als wir aus unserem rechtmäßigen Land vertrieben wurden, hat uns niemand gefragt. Und so fragen auch wir jetzt nicht, ob jemandem unsere Lebensweise gefällt!“

Aus diesen Worten konnte der scharfsinnige Torens nun einiges entnehmen. Die Gholaner waren also ein entrechtetes Volk ohne eigenes Land. Wer sie vertrieben hatte, vermutete der Schmied bereits. Es waren sicher die Herren Tharons gewesen, denen dieses Volk aus irgendeinem Grund im Weg gestanden hatte. Damit waren die Seeräuber sicherlich nicht ungefährlicher geworden, doch aufgrund ihres eigenen Schicksals ließen sie sich vielleicht davon überzeugen, daß der Auftrag der Gefährten auch für sie wichtig sein konnte. Es hieß nun nur, alles vorsichtig abzuwägen und die Zeit für sich arbeiten zu lassen. Torens war in der Diplomatie erfahren genug, um versu-

chen zu können, die Gholaner für ihre Sache zu gewinnen. Doch dazu mußten die fünf Männer sich zunächst den Seeräubern fügen, also verhandelte er weiter: „Welche Garantien gebt Ihr uns, niemanden zu töten, wenn wir unsere Waffen ablegen?“ fragte er.

Moriano zog ein überraschtes Gesicht. Dieser Mann verlangte tatsächlich aus seiner Position heraus noch Garantien. Doch der Mut Torens beeindruckte ihn mehr, als er zugeben wollte und auch dessen Gefährten sahen nicht gerade verängstigt aus. „Ich gebe euch mein Wort, daß euch nichts geschieht, bis wir vor der Versammlung des gholanischen Volkes stehen. Dort soll über euer Schicksal entschieden werden!“

Das war weitaus mehr, als Toren erhofft hatte, dennoch stellte er sich mißtrauisch. „Das Wort eines Seeräubers?“ fragte er scheinbar skeptisch.

„Wir mögen für euch vielleicht als Diebe und Mörder gelten, aber das Wort eines Gholaners zählt. Ich gebe euch noch eine kurze Frist zur Beratung, danach habt ihr die Folgen selbst zu tragen!“

Moriano drehte sich nun um und gab seinen Leuten einige Befehle weiter. Die Gefährten wurden natürlich nicht aus den Augen gelassen, trotzdem konnten sie miteinander sprechen. Zumindest nutzte Gwendon die Gelegenheit und näherte sich Toren. „Glaubst du, wir können ihnen trauen?“ fragte er den Schmied, mit dem ihn inzwischen eine herzliche Beziehung verband.

„Wir müssen es!“ antwortete Toren. „Sie hätten uns längst überrennen können und dennoch verhandeln sie mit uns. Das sieht grausamen Seeräubern nicht gerade ähnlich und ich glaube, wir haben von ihnen nicht viel Böses zu erwarten. Sie werden uns sicher an einen geheimen Ort bringen, an dem ihre Versammlung stattfindet. Ich vermute, daß es

eine Insel oder etwas ähnliches sein wird. Möglicherweise gelingt es uns dort sogar, sie für uns zu gewinnen. Der Vater des Lichtes weiß, wozu die Begegnung mit diesem Volk gut war. Jedenfalls haben wir keine andere Möglichkeit!“

Gwendon nickte und auch Yard, der das Gespräch mitgehört hatte, stimmte den Worten Torens zu. Die drei Männer wollten nun noch Barra und Yassur einweihen, doch da kam Moriano bereits zurück und blickte die Männer fragend an. „Nun, wie lautet eure Entscheidung?“

„Ich für meinen Teil hoffe, daß man eurem Wort trauen kann!“ antwortete Torens und legte seine Waffen nieder. Für den Notfall hielt er jedoch noch ein heimliches Messer bereit. Gwendon und Yard taten es ihm gleich und legten Schwerter und Bogen dazu. Yassur und der Dwane hatten während der Absprache ihrer Freunde stets die Gegner im Auge behalten und deshalb nichts von den Worten Torens mitbekommen können. Beide standen noch immer voll bewaffnet da und rührten sich nicht. Torens hoffte insgeheim, daß sie seine Vermutungen erraten würden und sich ebenfalls ergaben. Die Situation spitzte sich zu, denn wenn die Gholaner jetzt ihre Geduld verloren, bedeutete dies das Ende der Gemeinschaft.

„Eure Freunde haben Vernunft angenommen!“ rief Moriano den beiden Männern zu. „Was ist mit euch?“

„Wir trauen euch nicht!“ rief Barra ihm entgegen.

„Dann werdet ihr getötet!“

„Nur zu“, knurrte der Dwane, „wir werden sehen, wie viele von euch vorher fallen!“

Ungläubig schüttelte Moriano seinen Kopf. „Ein Mann von der Größe eines Kindes sollte nicht solche Reden schwingen, wenn er sie nachher unter Beweis stellen muß!“

Diese Worte des Gholaners brachten Barras Gemüt offen-

bar zum Überkochen, denn er antwortete wütend und mit der Waffe drohend: „Ein Mann, der Eure Worte benutzt, sollte sich nicht wundern, wenn ihm kurz darauf ein Dwanenbeil im Kopf steckt!“ Schon wollte der kleine Mann auf seinen Gegner zustürmen, als Toren, der die Lage mit zunehmendem Unbehagen beobachtet hatte, ihn zurückhielt. „Gewährt mir und meinem etwas hitzigen Freund noch eine kurze Zeit der Beratung!“ bat er. Moriano ging tatsächlich darauf ein, was für Toren ein weiteres gutes Zeichen war. Er redete beruhigend auf Barra ein und erklärte ihm und Yassur seine Gedanken und Pläne. Er benötigte eine geraume Zeit, um die Beiden davon zu überzeugen, daß es für den Augenblick besser war, sich zu ergeben. „Bitte vertraut mir, wir benötigen euch lebend!“ endete er und schließlich gaben die zwei Freunde nach und entledigten sich zögerlich ihrer Waffen.

Moriano war im Stillen froh darüber, daß der alte Mann die Situation mit so viel Umsicht entschärft hatte. Der Gholaner fand nämlich heimlich großen Gefallen an den fünf Männern und wollte sie nicht töten.

Als die Gefährten nun endlich alle entwaffnet waren, entspannte sich die Lage spürbar. Die Gholaner begannen damit, die kayhlienische Mannschaft auf ihr eigenes Schiff zu bringen, während ein Teil von ihnen Besitz von Bargs Galeere ergriff und sie für die Weiterfahrt klar machte. Einer der Seeräuber durchsuchte die Gefährten und stieß dabei auf Yards Lederbeutel, den er ihm abnehmen wollte. Der junge Mann ergriff jedoch seine Hand und hielt sie fest. Blitzschnell zückte der Gholaner ein Messer und hielt es Yard an den Hals. Toren bemerkte das und rief Moriano zu: „Was ist mit der Unversehrtheit, die Ihr uns versprochen habt?“

Der Anführer der Seeräuber eilte sofort herbei und beru-

higte seinen Mann. „Eure Unversehrtheit erstreckt sich zunächst auf euer Leben, nicht auf eventuelle Wertsachen, die ihr tragt. Was befindet sich in diesem Beutel?“

„Nur ein Talisman von geringem Wert!“ log Yard. Moriano glaubte ihm jedoch nicht und öffnete den Beutel. Er holte den Metallbarren hervor und betrachtete ihn im Sonnenlicht. „Ein Talisman also, hm?“ Er sah das Metall verwundert an. Der Barren glänzte silbern, war aber offenbar zu leicht für ein ihm bekanntes Edelmetall. „Ich werde dieses seltsame Ding unserem Schatzmeister zeigen. Wenn es wirklich keinen besonderen Wert hat, bekommt Ihr es zurück!“ Mit diesen Worten steckte er den Barren ein. Hilflos und wütend blickte Yard den Mann an, doch im Moment konnte er nichts machen. Er fragte sich, ob Toren sich in diesem Fall nicht geirrt hatte und wollte noch einen letzten Versuch unternehmen, den Barren zurückzuerhalten. Doch der Gholaner wurde nun von einem seiner Leute abgelenkt und begab sich mit ihm an den Bug des Schiffes. Kurz darauf herrschte plötzliche Eile unter den Seeräubern und die Gefährten wurden ohne ein weiteres Wort ebenfalls auf die gholanische Galeere gebracht. Während sie über die Planke schritten, erkannte Yassur am südlichen Horizont einen dunklen Punkt. „Ein weiteres Schiff!“ sagte er und deutete nach Süden.

„Sie scheinen keine Lust zu haben, mit ihm in Berührung zu kommen!“ sagte Toren bestätigend.

„Vielleicht ist es ein Kriegsschiff, das die Gewässer kontrolliert!“ vermutete er weiter. Doch die Männer erhielten keine weitere Gelegenheit, sich nach dem neuen Schiff umzusehen, denn sie wurden schnell vorangetrieben und mußten sich auf dem Deck niedersetzen und sich binden lassen. Die Gholaner setzten auf beiden Schiffen volle Segel und drehten sie auf westlichen Kurs, wobei sie sich

auch noch kräftig in die Ruder legten. Der Wind stand halbwegs günstig für sie, während das andere Schiff stark dagegen anfahren mußte und nicht so schnell fortkam. Zwar änderte der Neuankömmling jetzt auch seine Richtung, mußte aber eine weitaus längere Strecke zurücklegen, um den Gholanern den Weg abzuschneiden. Zumindest war jetzt klar ersichtlich, daß das neue Schiff dieses tatsächlich versuchte, es mußte sich also wirklich um ein Kriegsschiff handeln, das den Auftrag hatte, die Seeräuber zu stellen. Einen halben Tag lang wurden die Gholaner verfolgt, aber nicht eingeholt. Die gefangenen Männer waren natürlich über den Ausgang dieser Jagd gespannt und hofften, vielleicht befreit zu werden.

„Was meinst du, wer wird hinter ihnen her sein?“ rief Gwendon Barg zu, der etwas entfernt von ihm saß.

„Es könnten durchaus Tharoner sein!“ antwortete der Kapitän. „Sie befinden sich seit einiger Zeit wieder in Markestiana, wo sie eine große Flotte liegen haben. Es heißt, Markestiana habe um diesen Schutz gebeten, um die Seeräuber loszuwerden. Ich hoffe wirklich, daß es Tharoner sind und sie diesen Wegelagerern das Handwerk legen!“ Die Vermutung Bargs war einesteils richtig. Es war wirklich eine tharonische Galeere, die sie verfolgte. Und sie gehörte in der Tat zu einer Flotte, die in der Hafenstadt lag. Doch die Tharoner waren nicht gerufen worden, sondern hatten Markestiana besetzt. Städte wie diese besaßen kein schützendes Hinterland, sondern waren wie Inseln in einem ansonsten sehr dünn besiedelten Land. Somit waren sie eine leichte Beute für die machthungrigen Senatoren Tharons, die das alte Reich zumindest in seinen südlichen Grenzen wieder herstellen wollten.

Die Gefährten ahnten natürlich noch nichts davon, doch war Toren bei Bargs Erklärungen hellhörig geworden.

„Wenn es wirklich Tharoner sind, frage ich mich, ob die Gholaner der einzige Grund für die Anwesenheit dieses Schiffes sind!“ sagte er nachdenklich

„Was meinst du damit?“ fragte Yard neugierig.

„Daß sie möglicherweise von unserer Unternehmung wissen und uns bereits erwartet haben. Der Feind hat lange Ohren und er benutzt seine blinden Verbündeten. Vielleicht ist der heutige Überfall der Gholaner das Beste, was uns geschehen konnte!“ sinnierte der Schmied. Er erhob sich, um einen Überblick über die Lage zu erhalten. Das fremde Schiff war nirgendwo mehr zu sehen. Dafür bemerkte er jedoch, daß ihr eigenes an Fahrt verloren hatte und nun keine Eile mehr zeigte.

Moriano kam auf Toren zu und machte ein fröhliches Gesicht. „Wir sind ihnen entkommen, so wie jedesmal. Hierher trauen sie sich nämlich nicht und es ist auch besser für sie!“

„Für wen?“ fragte Toren scheinbar unwissend.

„Tharonische Kriegsgaleeren!“ antwortete der Gholaner.

„Sie fürchten die Untiefen!“

Zunächst wußte der Schmied nicht, was Moriano meinte, doch ein Blick nach vorn ließ es ihn erkennen. Die beiden Schiffe befanden sich nun direkt vor einer Anzahl von gefährlich aussehenden Riffen, die am Rand einer bergigen Insel lagen und jeden Navigator ins Entsetzen getrieben hätten. Es hatte den Anschein, als würden die Schiffsrümpfe jeden Augenblick von einer aus dem Wasser ragenden Felsspitze aufgeschlitzt. Toren war kein erfahrener Seefahrer, aber er konnte sich durchaus vorstellen, warum ihnen niemand hierher folgte. Es schien fast purer Wahnsinn zu sein, doch die Gholaner hatten offensichtlich einen Weg durch diese Untiefen gefunden. Die natürliche Barriere bot ihnen Schutz vor der Verfolgung. Die befahrbaren Tiefen

wurden immer enger und die Ruder beider Schiffe wurden eingezogen. Kurz darauf steuerten sie direkt auf die Steilküste der Insel zu, ohne daß ein geeigneter Ankerplatz in Sicht kam. Auch die anderen Gefangenen hatten sich jetzt erhoben und erschrakten förmlich über die gewagten Manöver der Gholaner.

„Das überleben wir nicht!“ stöhnte Barg und schüttelte ungläubig den Kopf. Tatsächlich schienen die Schiffsführer die Absicht zu haben, die Galeeren an der Felswand zerschellen zu lassen. Doch kurz bevor das erste Schiff die steile Wand erreichte, hob sie sich plötzlich wie von Geisterhand und gab den Blick auf eine Grotte frei, in die sie hineinfuhren. Erst jetzt erkannte man, daß es sich bei der angeblichen Wand nur um ein großes Stück Stoff handelte, das der natürlichen Struktur der Felsen hervorragend nachempfunden worden war. Es war eine perfekte Tarnung für den Höhleneingang und als die Schiffe hindurchwaren, senkte er sich sofort wieder ab.

Die Höhle war breit genug, daß die Ruder wieder ausgelegt werden konnten und die Galeeren gemächlich durch die Dunkelheit glitten. Nach einiger Zeit wurde es wieder heller und der Ausgang kam in Sicht. Die Gefangenen erhoben sich und starrten nach vorn, wo sich ihnen ein beinahe unglaublicher Anblick bot. Sie fuhren direkt in eine Lagune ein, die wie eine tiefe Schüssel inmitten der Insel lag. Ringsherum erhoben sich schneeweiße Felsen, die von dichten Zedern- und Pinienwäldern bewachsen waren. Das frische Grün dieser Waldhänge war ein starker Gegensatz zu dem schroffen Aussehen des äußeren Teils der Insel. Hier und da wurde die Gradlinigkeit der Felswände von kleinen Grotten unterbrochen, in denen sich Sandbänke gebildet hatten. Das Wasser glitzerte in einem herrlichen Farbspektrum von tiefblau bis smaragdgrün und es war

so glasklar, daß man selbst in größeren Tiefen noch bis zum Grund sehen konnte. Trotz der Schönheit dieses Ortes fesselte noch ein anderer Anblick die staunenden Männer. Aus dem Wasser erhob sich nämlich eine ganze Stadt, die auf starken Holzstämmen gebaut war und sich über mehrere Ebenen erstreckte. Es waren sicherlich Hunderte von Häusern, die auf diesen Pfählen standen und somit dem gesamten Volk der Gholaner in dieser Lagune eine Wohnstätte boten.

Auf der Vorderseite befand sich ein Anlegeplatz, an dem etwa zwanzig bis dreißig größere und noch mehrere kleinere Schiffe unterschiedlichster Bauweise lagen. Mehrere Stege verbanden diesen Hafen mit den Häusern und führten über Treppen auch in die oberen Etagen. Ein lautes Hornsignal wurde jetzt von dem vorderen Schiff abgegeben und die etlichen hundert Menschen an den Anlegeplätzen antworteten mit ebenso lautem Jubel. Als die beiden Galeeren angelegt hatten, wurden plötzlich von überall Seile auf die Schiffe geworfen, an denen sich Menschen herüberhangelten. Lachende Kinder und Frauen mit pechschwarzen Haaren erschienen und begrüßten ihre Väter und Ehemänner. Zu all dem Jubel erklang mit einem Mal eine fröhliche Melodie und den gefangenen Männern kam es so vor, als befänden sie sich auf einem Volksfest und nicht in fremder Gefangenschaft.

Moriano schritt nun über eine Planke auf den Steg und die Freudenschreie wurden noch um einiges lauter. Dankend und grüßend erhob er seine Arme, danach gab er seinen Leuten ein Zeichen und die Gefangenen wurden ebenfalls und unter heftigen Mißbilligungsrufen von Bord geführt. Die Gholaner starrten die fremden Männer neugierig an, berührten oder mißhandelten sie jedoch in keiner Weise. Eine Gruppe von Männern erschien nun auf der obersten

Ebene der Pfahlhäuser. Sie waren in lange, bunte Umhänge gekleidet und schritten in würdevoller Haltung die Treppen hinab. Angeführt wurden sie von einem Mann, dessen Haarschopf mit leuchtend bunten Vogelfedern geschmückt war. Es handelte sich offenbar um eine hohe Persönlichkeit, denn die Menschen bildeten ehrfurchtsvoll eine Gasse für ihn und seine Begleiter. Der Mann kam mit strahlendem Gesicht auf Moriano zu, legte seine Hände auf dessen Schulter und küßte ihm die Stirn. „Teurer Moriano“, sagte er, „wir alle freuen uns über deine glückliche Heimkehr. Welche Fracht hat deine Geschicklichkeit uns diesmal beschert?“

„Edler Anjako!“ antwortete Moriano ehrerbietend. „Keine Nahrungsmittel und keine edlen Dinge konnte ich diesmal erbeuten. Aber ich bringe ein Schiff mit, das uns durch seine Bauart sehr nützlich sein kann. Es stammt aus Kayhlien, einem kalten Land im Norden und hat leider nur die Wolle der Schafe geladen!“

Anjako nickte und betrachtete dann die Besatzung des gekaperten Schiffes. „Wie ich sehe, hast du diesmal Gefangene mitgebracht!“

„Ihr Schiff besaß keine Beiboote, auf denen ich sie hätte aussetzen können!“ antwortete Moriano. „Wie du weißt, töte ich niemals ohne Not und ich habe ihnen mein Wort gegeben, daß ihnen kein Leid geschieht, bis der Rat der Gholaner über sie entschieden hat!“ Er deutete auf die fünf Gefährten, die in einer Gruppe beisammen standen. „Es befinden sich tapfere Männer unter ihnen, denen unsere Übermacht nichts ausmachte!“

Wieder nickte Anjako zustimmend. „Wenn du dein Wort gegeben hast, so stehst du in ihrer Schuld. Ich werde dich nicht Lügen strafen, morgen soll über ihr Schicksal entschieden werden, wobei diese Männer angehört werden.“

Vorerst sollen sie wieder auf ihr Schiff gehen und sich dort frei bewegen können. Sollten sie es jedoch wagen, es zu verlassen, wird sie der Tod ereilen. Du Moriano, wirst mir für sie bürgen!“

Mit diesen Worten drehte der Anführer der Gholaner sich um und die Gruppe der Männer verließ den Landungsteg. Moriano gab seinen Männern einige Anweisungen zur Bewachung der Gefangenen und die Männer wurden zurück auf ihr ehemals eigenes Schiff geführt. Sie wurden von einigen Gholanern bewacht, konnten sich ansonsten ungehindert auf dem Deck bewegen. Am Abend erhielten sie sogar gegrillte Fische und frisches Wasser, man ließ sie also weder hungern noch dürsten.

Die fünf Freunde saßen noch beisammen, als die anderen Männer sich längst schlafen gelegt hatten. Yard betrachtete den wundervollen Sternenhimmel, der hier im Süden weitaus prachtvoller strahlte, als er es aus seiner Heimat kannte. Wäre nicht die drohende Ungewißheit des morgigen Tages gewesen, hätte er sich an diesem Ort beinahe glücklich und sorglos gefühlt. Im Stillen fragte er sich, ob seine Bestimmung hier enden würde? Er sah sich um und blickte seine Freunde an. Männer, die ihm bis hierher gefolgt waren. Fern ihrer Heimat und ohne Gewißheit, sie jemals wiederzusehen. Er sah Barra in das doch oft zornrote und dennoch gutmütige Gesicht; er betrachtete den stillen Yassur bei seinem Gebet, das er stets in innerer Ruhe abhielt und er sah zu Toren und Gwendon herüber, die im Gespräch vertieft waren. Keiner dieser Männer schien verzweifelt zu sein oder zu glauben, daß ihr Leben vielleicht morgen beendet sein würde. Die Gelassenheit seiner Gefährten steckte Yard schließlich an und er genoß den milden Abend und die herrliche Seeluft.

Der folgende Morgen ließ nicht lange auf sich warten. Die

Gefangenen standen wieder auf dem festen Boden der Pfahlstadt und beobachteten die Versammlung der Gholaner. Außer den vielen Männern, Frauen und Kindern, die um sie herumstanden, bildete sich noch eine gesonderte Gruppe von Personen, die sich in einem Halbkreis vor die Gefangenen stellten. Moriano und der Anführer Anjako befanden sich darunter. Ebenso eine Anzahl von verwegen aussehenden Männern, die sich auf irgendeine Weise ausgezeichnet hatten, denn sie hoben sich durch ihre Kleidung deutlich von den anderen Gholanern ab.

Besonders auffällig war ein düster blickender Mann, der sich links von Moriano aufhielt. Sein rechtes Auge war von einer schwarzen Klappe bedeckt. Der mächtige Oberkörper war unbekleidet und wies etliche, große Narben auf, die jedoch nicht von Schwerthieben, sondern eher von glühenden Eisen herzurühren schienen. Offenbar war dieser Mann einer furchtbaren Folter unterzogen worden, die er dennoch überlebt hatte. Er betrachtete die Gefangenen verächtlich und feindselig. Die Männer spürten, daß sie zumindest von diesem Gholaner nichts gutes zu erwarten hatten.

Die Menschenmenge hatte sich nun wohl vollständig versammelt und Anjako bat mit einer Handbewegung um Ruhe. „Männer und Frauen Gholans!“ begann er. „Ihr seht diese Seeleute, die unser tapferer Moriano bei einem Beutezug gefangennahm. Er gab ihnen das Wort, daß ihnen bis zu unserer Beratung kein Leid angetan werden würde. Da das Wort eines gholanischen Kapitäns fest wie ein Fels ist, haben wir seinem Versprechen bis jetzt Folge geleistet. Wir sind keine Mörder, aber wir wurden von der Habgier Tharons aus unserem angestammten Land vertrieben und haben auf dieser Insel eine Zuflucht gefunden. Da niemand außer uns diesen geheimen Ort kennen darf, haben wir

nun über das Schicksal dieser Männer zu entscheiden. Sie wissen nun um uns und könnten uns verraten. Sie bei uns aufzunehmen ist unmöglich, da wir nur für uns selbst sorgen können und damit reichlich genug zu tun haben. Vielleicht war ihre Gefangennahme ein Fehler Morianos, doch soll er zunächst gehört werden, bevor wir urteilen!“

Der Redner trat nun etwas beiseite und ließ Moriano den Vortritt. Er sah sich kurz um, alle Augen waren nun auf ihn gerichtet. Mit einem weiteren Blick auf die Gefangenen begann er: „Wir sind unseres Landes beraubt worden und müssen heute selbst vom Raub und von der Freibeuterei leben. Trotz der Schönheit dieses Ortes, kann er uns doch nicht alle ernähren und so haben wir keine andere Wahl. Doch noch nie hat ein Gholaner ohne Not getötet. Diese Männer haben sich in unsere Hände begeben, weil auch ihnen keine andere Wahl blieb. Sie steuerten ein Handelsschiff und sind friedliche Seefahrer. Nur fünf Männer unter ihnen waren überhaupt in der Lage, uns möglichen Widerstand zu leisten. Aber sie entschieden sich für die Vernunft und die sollten wir ihnen jetzt auch gewähren. Uns nehmen, was wir zum Überleben brauchen, ist nur gerecht, doch wehrlose Männer zu töten, das widerstrebt mir und euch sollte es das ebenfalls!“

Damit war seine Rede beendet. Er sah sich wiederum um und versuchte zu ergründen, welchen Eindruck seine Worte auf das Volk gemacht hatten. Während viele der Menschen zustimmend nickten, betrachteten die Gefangenen ihn etwas verwundert. War Moriano nun doch so etwas wie ihr Verteidiger geworden, und es schien, als habe er seine Sache nicht schlecht gemacht. Dieser Umstand zeigte ihnen, daß sie es nicht mit einem gewöhnlichen Seeräuber ohne Gewissen, sondern mit einem Mann zu tun hatten, der trotz aller Not seines Volkes seine Menschlichkeit

behalten hatte.

Als nächster Redner trat der Mann mit der Augenklappe vor. Er ärgerte sich sichtlich über die große Zustimmung, die Moriano erhalten hatte. Mit einer wegwerfenden Handbewegung äußerte er seinen Unmut. „Diese Männer“, rief er und deutete auf die Gefangenen, „betreiben Handel mit Markestiana, also auch mit Tharon, dem es hörig ist, deshalb sind sie unsere Feinde. Es befinden sich erfahrene Seefahrer unter ihnen, die sich möglicherweise an den Weg durch unsere Passage erinnern. Sie können uns also verraten und uns so die tharonische Flotte herführen hetzen. Das würde unseren sicheren Untergang bedeuten, und den unserer Frauen und Kinder!“ Der Mann schwieg für einen kurzen Moment um seine Worte wirken zu lassen, dann setzte er fort: „Niemand, auch nicht Moriano, kann uns garantieren, daß es nicht so sein wird. Selbst wenn sie es nicht wollten, so besitzen die Häscher Tharons genügend Mittel, um einen weniger starken Mann irgendwann zum Reden zu bringen. Ich weiß, was ich sage!“ Er deutete bei diesen Worten auf seine vielen Narben. „Wir können diesen Männern leider nicht vertrauen, also müssen wir sie töten. Um unserer Kinder willen, spreche ich dafür, ich muß es tun!“

Die Stimmung der Gholaner war nach dieser zweiten Rede deutlich umgeschlagen, zu einleuchtend waren die Argumente des Mannes mit der Augenklappe. Kurz darauf trat Anjako wieder einen Schritt vor und richtete sich an die Gefangenen. „Ihr habt nun zwei Meinungen gehört und sollt auch das Recht erhalten, vor unserem Volk zu sprechen. Wählt einen Mann aus, der eure Meinung vortragen soll!“

Natürlich wurde Toren diese Aufgabe übertragen und er trat hervor um zu antworten: „Volk von Gholan. Trotz un-

serer ernsten Lage können wir euch versichern, daß wir Verständnis für euch haben. Und zwar sowohl für unseren Fürsprecher, wie auch den Widerredner aus euren Reihen. Auch wir haben unsere Heimat verloren!“

Diese Worte lösten großes Erstaunen unter den Gholanern aus. Ein verwundertes Raunen ging durch ihre Reihen, doch Toren setzte unbeirrt fort: „Unsere Länder werden von einem bösen Volk bedroht, das aus dem äußersten Norden kommt. Es besteht aus finsternen Wesen, die durch die Macht eines abtrünnigen Druiden erschaffen wurden. Dieser dunkle Herrscher hat vor, alle Völker zu unterdrücken und er wird nicht eher ruhen, bis er sein Ziel erreicht hat. Somit sind nicht nur unsere Heimatländer, sondern auch alle anderen in Gefahr. Niemand ist sicher vor der Stärke der Bestien, wenn nicht etwas gegen sie unternommen wird!“

„Nehmen wir einmal an, eure Geschichte ist tatsächlich wahr!“ wurde Toren von seinem Vorredner unterbrochen.

„Warum befindet ihr euch dann hier und was wollt ihr gegen dieses angeblich so mächtigen Feind unternehmen? Eure Worte klingen zwar interessant, doch ich glaube, Ihr habt sie nur gewählt, um uns abzulenken. Uns drückt nämlich eine wirkliche Bedrohung, und diese besteht aus dem verfluchten Tharon und seinem machtgierigen Senat!“

Der Mann mit der Augenklappe erntete allgemeine Zustimmung unter den Zuhörern, die ihm Beifall klatschten und laut dazwischen riefen. Toren mußte eine geraume Weile warten, bis der Lärm sich wieder gelegt hatte, erst dann konnte er antworten. „Ich weiß, daß meine Worte unglaublich klingen“, sagte er, „aber ich versichere Euch, daß sie der Wahrheit entsprechen. Dieser junge Mann“, er deutete auf Yard, „hat mit mir zusammen den Überfall auf unser Land erlebt. Das dunkle Volk verschleppt die Über-

lebenden und versklavt sie in seinen Minen. Die drei Männer, die neben ihm stehen, haben mit ihm die Flucht aus den Lagern gewagt und sind Zeugen meiner Worte. Durch die Fügung des Schicksals sind wir zu Gefährten geworden. Fünf so unterschiedliche Männer, die als Vertreter ihrer jeweiligen Völker stehen und auf deren Schultern eine besondere Aufgabe ruht, zu der wir ausgesandt wurden!“ „Das sind wahrhaft merkwürdige Worte, die Ihr da sprecht. Wenn sie wirklich wahr sind, dann ist die Gefahr die uns droht, noch weitaus stärker. Doch von was für einer Aufgabe habt Ihr geredet?“ fragte Anjako.

„Davon kann und darf ich Euch nichts sagen!“ antwortete Toren.“ Nur so viel kann ich Euch berichten, daß wir einen Auftrag des Rates der Hochländer von Kayhlien erhalten haben. Dieser Auftrag führte uns heimlich aus dem noch nicht besetzten Land und wir müssen uns auch weiterhin unauffällig fortbewegen, denn der Feind besitzt bereits einen langen Arm, der sogar bis nach Tharon reicht. Ich kann Euch nun nur darum bitten, uns zu glauben und uns frei ziehen zu lassen. Unsere Aufgabe ist ohnehin schwer genug und wenn sie scheitert, dann ziehen dunkle Zeiten für alle freien Völker auf. Selbst ihr, die ihr wenigstens noch eure Freiheit habt, werdet früher oder später untergehen!“

„Ihr seid ein kluger Verteidiger Eurer Sache!“ sagte Anjako nun wieder. „Doch eines interessiert mich dabei noch. Wenn der Arm des Feindes, wie Ihr sagtet, bis nach Tharon reicht, warum wehrt sich diese mächtige Stadt nicht und bekämpft ihn?“

„Weil sie die Stärke des Feindes kennt und sie fürchtet!“ antwortete Toren, seine Vermutungen aussprechend. „Der Senat versucht sicher, einen Pakt mit dem dunklen Volk zu schließen, um sich selbst zu schützen. Doch auch das

wird sie am Ende nicht davor bewahren, selbst unterjocht zu werden. Tharon ist mit den Jahren schwach geworden, seine Stärke lag immer in der Einheit der Völker, doch die ist schon lange verloren gegangen!“

„Ihr wißt augenscheinlich sehr viel über das alte Tharon!“ bemerkte Anjako lächelnd. „Ich frage mich, woher Ihr dieses Wissen habt?“

Toren hätte sich in diesem Moment selbst ohrfeigen können, so sehr ärgerte er sich über seine eigene Unvorsichtigkeit. Er hatte sich einfach zu sehr in seiner Rede vergessen und Anjako war ein sehr scharfsinniger Zuhörer. Der Schmied überlegte einen Augenblick lang und kam dann zu dem Entschluß, alles zu wagen und den Gholanern die ganze Geschichte zu erzählen. Entweder sie glaubten ihm dann, oder der Weg der Gefährten war hier zu Ende. Er begann also damit zu berichten, wie er als einstiger tharonischer Waffenführer gegen das dunkle Volk gekämpft hatte. Er erzählte die Begebenheiten des Meuchelmordes an dem letzten Kaiser und der Errettung dessen Sohnes. Obwohl er noch viele Begebenheiten ausließ, dauerte seine Erzählung recht lange, wobei die Gesichter der Gholaner immer erstaunter wurden.

Auch Anjako war überrascht, doch wußte er nun endlich, daß Toren die Wahrheit sprach. Der Anführer der Gholaner kannte die Geschichte des Kaisermordes und die Gerüchte über das angebliche Überleben eines Sohnes von Tauris waren nie ganz verklungen. Er trat nun näher zu Toren hin und blickte ihm direkt in die offenen und ehrlichen Augen. „Was ist mit dem Sohn des Kaisers geschehen?“ fragte er. „Lebt er noch, und wenn ja, gedenkt er sein Recht auf den Thron von Tharon einzufordern?“

„Darin“, antwortete Toren zögerlich, „liegt die eigentliche Aufgabe unserer Gemeinschaft. Der Erbe des Thrones be-

findet sich unter uns. Wir können Euch das beweisen, wenn Ihr uns eine Bitte gewährt!“

„Nennt sie!“ ermunterte Anjako den Schmied nun in einem freundlichen Ton. Offenbar hatte das Oberhaupt der Gholaner im Stillen schon eine Entscheidung getroffen. Natürlich hatte er bei der Erwähnung eines Erben des Kaisers in die Runde der Gefährten geblickt. Yard, dessen Gesicht durchaus tharonische Züge trug und der eigentlich auch als einziger in Frage kam, fiel ihm besonders auf. Anjako erriet schon weitaus mehr, als bisher gesagt worden war.

Toren kam nun seiner Aufforderung nach und richtete sich an Moriano: „Wenn Ihr nun so freundlich wäret, uns das Metallstück zurückzugeben, das Ihr meinem Begleiter auf dem Schiff abgenommen habt!“

Der Angesprochene blickte kurz zu Anjako, der mit einem Nicken seine Zustimmung andeutete. Moriano holte den Lederbeutel hervor und brachte ihn Yard. Sichtlich erfreut nahm der junge Mann den Beutel entgegen und Toren sagte zu ihm: „Nimm den Barren heraus und zeige dich ihnen. Das wird sie hoffentlich endlich von unserer Mission überzeugen!“

Yard nahm den Barren in die rechte Hand und streckte sie in die Höhe. Die Gholaner betrachteten die Szene zum Teil verwundert und zum Teil auch feindselig. Sie befürchteten offenbar einen bösen Zauber in der Handlung des jungen Mannes. Einige von ihnen meinten, daß Anjako den Gefangenen zu vertrauensselig entgegenkam.

Doch ihre Befürchtungen bestätigten sich nicht, denn es geschah zunächst rein gar nichts. Das Metall erwärmte sich nicht in Yards Hand und auch das starke Leuchten blieb aus. Hilfesuchend blickte er seine Freunde an und zuckte mit den Schultern. „Es funktioniert nicht!“ sagte er zu ih-

nen.

„Versuch es noch einmal!“ munterte Toren ihn auf. „Das Metall besitzt einen eigenen Willen und zeigt seine Kraft nach deiner Beschaffenheit. Offenbare ihm deinen Willen und es wird dir folgen!“

Yard schloß seine Augen und konzentrierte sich auf den in seiner Handfläche ruhenden Barren. „Bitte, zeige deine Macht!“ sprach er innerlich und versuchte sich zu sammeln.

Mittlerweile erhob sich ein belustigtes Murmeln unter den Zuschauern. Sie lachten über den offenbar aussichtslosen Versuch dieses jungen Mannes, irgendeine Erscheinung hervorzubringen. Selbst der finstere Mann mit der Augenklappe konnte sich nun eines Lächelns nicht mehr erwehren und rief: „Edler Anjako, beende doch dieses lächerliche Schauspiel, das doch nur einen Versuch dieser Lügner darstellt...!“

Er wurde schlagartig unterbrochen, als mit dem jungen Mann eine seltsame Veränderung vor sich ging. Ein singendes Geräusch entstand und ein rätselhaftes, helles Licht trat aus dem Metall hervor. Ein wolkenartiges, goldenes Gebilde umwaberte Yard und drehte sich dabei stets heftiger und heftiger. Wie ein goldener Wirbelsturm umkreiste es den jungen Mann nun und ließ ihn in einer anderen Erscheinung auftreten. Plötzlich stand ein vollendeter Herrscher mit einer glänzenden Rüstung vor den fassungslosen Menschen. Auf seinem Kopf saß ein goldener Kranz, der als das Würdezeichen der Kaiser Tharons galt. Keiner der Zuschauer war in der Lage, sich zu bewegen oder ein Wort zu sprechen. Während der ganzen Zeit der Erscheinung, fühlten sie lediglich eine innere Hoffnung und ein unerklärliches Vertrauen zu dem Mann, der im Licht vor ihnen stand. Erst nachdem Yard es wollte, zog sich das

Gebilde wie eine Rauchschwade zurück und verschwand im Nichts. Er stand nun wieder vollkommen schlicht und einfach vor den Gholanern. Dennoch wurde er von den Menschen nun scheu und ehrfürchtig betrachtet. Niemand wagte es, ihn anzusprechen. Schließlich erhob Torens wieder seine Stimme und rief ihnen zu: "Volk von Gholan. Vor euch steht Yard Tauris, Sohn Andorans und Erbe des tharonischen Thrones. Er will den Herrschersitz zurückerobern, um allen Völkern die Freiheit und Gerechtigkeit zu bringen, die einst das Reich zusammenhielt. Wir bitten euch deshalb, uns frei ziehen zu lassen, damit wir unsere Aufgabe erfüllen können!"

Nach diesen letzten Worten Torens gab Anjako ein Zeichen und die im Halbkreis aufgestellten Gholaner kamen zu einer Beratung zusammen. Die Männer kamen jedoch recht schnell zu einer Einigung und Anjako richtete sich an die Gefangenen und sein Volk: "Wir haben gesehen, welche Macht in diesen Männern liegt und wissen nun, daß sie die Wahrheit gesprochen haben. Da die Aufgabe, die vor ihnen liegt sehr wichtig ist, wollen und dürfen wir sie nicht länger aufhalten. Sie gelten ab sofort wieder als frei und können sich auch ebenso bewegen. Ferner erhalten sie ihr gesamtes Eigentum zurück und sollen auch ihr Schiff wieder einnehmen dürfen. Als Entschädigung für ihre Gefangennahme sollen sie für den heutigen Tag unsere Gäste sein und erfahren, daß die Gholaner durchaus auch gute Gastgeber sein können!"

Er ging mit einer einladenden Geste auf die nunmehr freien Männer zu und sprach jetzt zu ihnen als Freund. „Kommt mit und speist mit uns, alles weitere wollen wir dann besprechen!“

Die Männer folgten seiner Aufforderung natürlich freudigst, denn sie waren in der Zwischenzeit alle sehr

hungrig geworden. Sie folgten den Gholanern über mehrere Treppen und Brücken auf die obersten Plattformen der Pfahlstadt und schritten dann auf ein großes Haus zu, das allgemein für größeren Feierlichkeiten und Zusammenkünften diente. Sie passierten dabei etliche Stiegen und Hängebrücken, durch die viele Gebäude miteinander verbunden waren. Im Laufe der Zeit war die Stadt mit dem einstmals nur noch wenige hundert Menschen zählende Volk gewachsen und hatte sich über die Lagune ausgebreitet. Das nötige Holz erhielten die Gholaner aus den reichen Wäldern im Hinterland der Insel, andere Hilfs- und Baumittel erbeuteten sie zumeist bei ihren Schiffskaperugen auf See. All das erzählte Anjako den neuen Freunden, wobei er darauf verwies, daß die Gholaner schon immer ein Seefahrervolk gewesen seien. Zu Freibeutern hatte sie allerdings erst ihre Vertreibung aus der Heimat gemacht. Natürlich sprach er die Hoffnung aus, daß sein Volk eines Tages wieder sein angestammtes Land zurückerhalten würde und er blickte Yard dabei vielsagend an.

Während des reichhaltigen Mahles berichteten die Gefährten von ihren Erlebnissen und hatten dabei aufmerksame aber auch betroffene Zuhörer. Die Berichte über das dunkle Volk und seine Eroberungsgier ließ so manchen Gholaner erschauern. Toren sprach davon, daß nur eine große Armee, bestehend aus vereinten Völkern dem Feind Widerstand leisten könnte. Er erwähnte in diesem Zusammenhang die große Anzahl von Kriegsschiffen, die sich im Besitz der Gholaner befanden. Er und Yard äußerten die Ansicht, daß eine so große Flotte sicher von Nutzen für ihre Sache sein könnte. Anjako verneinte diesen Gedanken jedoch gleich, in dem er antwortete: "Wir können euch dabei leider nicht helfen, da wir zuerst an unser eigenes Volk denken müssen. Wer beschützt es dann vor der tharo-

nischen Flotte und anderen Feinden? Wir haben kein eigenes Land und sind einzig auf diese Insel angewiesen, die wir mit allen Kräften verteidigen müssen. Ich hoffe, Ihr versteht mich!“

Die Gefährten nickten, waren jedoch innerlich enttäuscht über diese Antwort. Die Schiffe der Gholaner wären in der Tat eine Große Hilfe bei der Verteidigung des Seeweges nach Kayhlien gewesen. Doch die Entscheidung Anjakos stand fest und sie hatten diese zu respektieren. „Eines können wir allerdings für euch tun!“ sagte das Oberhaupt der Gholaner nach einer Weile. „Für den Fall, daß wir einmal Markestiana ansteuern müssen, haben wir ein unauffälliges Fischerboot in unserem Besitz. Euch fünf Männer könnten wir damit sicher in die Hafenstadt geleiten, denn euer bisheriges Schiff würde möglicherweise erkannt werden. In Markestiana gibt es einen Gastwirt, dem ihr voll vertrauen könnt. Fragt ihn dort nach einer Möglichkeit zur Weiterreise und er wird euch sicher helfen können!“

„Das ist allerdings von großem Vorteil!“ antwortete Toren erfreut. Auch er hatte sich bereits Gedanken um ihren weiteren Weg gemacht. Anjako hatte sicher Recht wenn er vermutete, daß Bargs Galeere den Tharonern als gesuchtes Schiff auffallen mußte. Sie konnten nun nicht mehr auf dem ursprünglich geplanten Weg in die Stadt einreisen und mußten sich von der kayhlienischen Mannschaft trennen. Die Männer einigten sich also auf diesen Gedanken und setzten ihn am nächsten Tag in die Tat um. Kapitän Barg und seine Männer machten sich nunmehr auf eine ungewisse Heimreise und verabschiedeten sich herzlich von den Gholanern und den fünf Gefährten. Gwendon gab seinem Verwandten noch den Rat mit, unterwegs einen Hafen anzulaufen und herauszufinden, wie die Lage in der Heimat war. Die Stadt Karratas etwa, lag auf halbem Weg in

den Norden. Dort würde man vielleicht etwas über die Geschehnisse erfahren. Der Hochländer konnte dabei ja nicht ahnen, daß auch dieses Gebiet schon vom Feind überannt und zerstört wurde. Mit den besten Wünschen trennten sich die Männer und Bargs Schiff wurde von einem Begleitboot aus der Lagune und den Untiefen herausgelotst. Die Gefährten selbst, fuhren am selben Abend mit dem weitaus kleineren Fischerboot von der Insel fort, nachdem sie von den Gholanern reichlich mit Proviant und guten Wünschen verabschiedet worden waren. Moriano hatte sich dabei angeboten, sie bis nach Markestiana zu geleiten. Sein unauffälliges Aussehen erlaubte es ihm, die Hafenstadt zu betreten und die Gefährten zu dem genannten Wirt zu führen. Da sie zwei volle Tage für die Reise benötigten, würden sie am dritten Morgen mit den Fischern von Markestiana in den Hafen einfahren können und so nicht weiter beachtet werden.

Es kam während der Fahrt endlich der Zeitpunkt, an dem die Gemeinschaft darüber zu entscheiden hatte, welche Richtung sie von Markestiana aus einschlagen wollte. Jeder der Männer wurde nochmals angehört, da sie alle das gleiche Stimmrecht besaßen. Toren und Gwendon betonten dabei, daß sie allen Wegen Yards folgen würden.

„Gerne würde ich Vahilatan, den Großen im Dwanengebirge wiedersehen!“ sagte Barra wehmütig. „Doch soll mich niemand treulos meinen Gefährten gegenüber nennen, und so werde ich euch weiterhin begleiten, wohin der Weg auch führen mag!“

„ Auch ich werde Yard begleiten, bis in die Stadt, die er nennt seine Herkunft!“ sprach nun Yassur. „Danach ich werde mich begeben in meine Heimat und zurückkehren mit tausend Kriegern meines Volkes, um zu helfen euch!“ Diese Worte Yassurs waren keine Prahlerei, sondern ein

Schwur. Der Dschammallaner würde eher sterben, als ihn nicht einzuhalten, das war seinen Freunden bewußt.

Moriano betrachtete die Männer, während er allein am Steuerruder saß und das Boot lenkte. Er, der sie im Kampf hätte töten lassen, war nun mit tiefer Zuneigung zu den fünf so unterschiedlichen Freunden erfüllt. Er empfand so etwas wie ein Schamgefühl, daß die Gholaner ihnen nicht mehr zu bieten hatten, als ein Fischerboot, das sie in eine ungewisse Zukunft fuhr. Er wünschte sich in diesem Augenblick, daß die Entscheidung Anjakos anders ausgesehen hätte. Wenn die Welt außerhalb ihrer kleinen Insel so dermaßen bedroht war, durften die Gholaner sich dieser Tatsache dann verschließen? War es nicht viel mehr nötig, alle Hilfe zu geben, die die Menschen in ihrem Kampf gegen die Bedrohung benötigten? Diese fünf Männer versuchten ihr Möglichstes, um eine fast unmögliche Aufgabe zu bewältigen. Der junge Mann mit dem seltsamen Metallbarren war tatsächlich der Erbe des letzten tharonischen Kaisers und er versuchte, den Thron wieder einzunehmen. Wenn er die Hilfe der Gholaner erhalten würde, war das nicht auch eine Chance für sie, ihr Stammland zurückzugewinnen?

All diese Gedanken schossen Moriano durch den Kopf und er beschloß, sie nach seiner Rückkehr mit Anjako und den anderen Mitgliedern des gholanischen Rates zu besprechen...

Markestiana

Der Morgen dämmerte und überall auf der dunklen See erglommen nun Lichter, die von den benachbarten Fischerbooten herüberleuchteten. Das war das Zeichen für die Heimkehr. Auch Moriano hatte eine kleine Lampe entzündet und setzte das Segel. Sie waren schnell vorangekommen und hatten die ganze Nacht vor der Küste Markestianas ausgeharrt. Der Gholaner hatte sogar ein Netz ausgeworfen und einen kleinen Fang gemacht, um den Anschein eines echten Fischers zu erwecken. Zusammen mit den anderen Booten näherten sie sich jetzt der Hafenstadt, deren Silhouette in der Dämmerung erschien. Moriano warf den Gefährten rote Decken mit einem Ausschnitt in der Mitte zu, die sie sich umhängen mußten. Das war die traditionelle Bekleidung der Fischer in dieser Gegend. Er hoffte allerdings, daß man sie nicht allzu genau betrachten würde, denn die Freunde machten doch einen sehr fremdländischen Eindruck. Der Gholaner äußerte seine Befürchtungen vor allem im Hinblick auf das Aussehen des Dwanen.

Barra-Kan nickte wissend und sagte: „Meine Erscheinung ist noch immer eine Sache, die zwischen uns steht!“ Er sprach dabei den Vorfall bei ihrer Gefangennahme an, meinte es jedoch nicht so ernst, wie es sich anhörte.

„Ich habe inzwischen gelernt, einen Mann nicht nach seinem Alter, oder seiner Größe zu beurteilen!“ antwortete Moriano. „Aus diesem Grund bitte ich Euch, meine Entschuldigung anzunehmen. Ihr habt gezeigt, daß Ihr ein tapferer Mann seid, den man sich besser nicht zum Feind macht. Hier ist meine Hand, bitte nehmt sie!“

Freudig über diese Worte nahm Barra die ihm dargereichte Hand und drückte sie herzlich. „Ich vergebe Euch!“ sagte er freundlich.“ Und dennoch habt Ihr mit Euren Befürchtungen recht. Einen Dwanen als Fischer gibt es in dieser Gegend sicher nicht oft. Ich stelle vielleicht eine Gefahr für die ganze Gemeinschaft dar und hätte nicht mitkommen dürfen!“

„ Es ist jetzt nicht mehr zu ändern!“ sagte Toren.“ Entweder wir gehen alle zusammen oder gar nicht. Ich nehme an, daß wir in dem allgemeinen Durcheinander einer Hafenstadt dieser Größe nicht weiter auffallen. Hoffen wir also, daß alles gutgeht!“

Die Männer schwiegen jetzt, als sie in die von wogenbrechenden Steinwällen umrandeten Hafentore einfuhren. Man hatte dicke Felsbrocken zu mannshohen Barrieren aufgetürmt, um die anliegenden Schiffe vor Sturm und Wellen zu schützen. Es lagen tatsächlich etliche Kriegsschiffe in einem der Hafenbecken. Die tharonischen Banner, bestehend aus einem aufsteigenden Greifvogel auf blauem Grund, waren deutlich zu erkennen. Das zweite Becken war für Handelsschiffe vorgesehen, von denen allerdings nur wenige zu sehen waren. Dahinter erstreckten sich die großen Lagerhallen und der Marktplatz, für den Markestiana so bekannt war. In besseren Tagen konnte man hier Waren aus allen möglichen Ländern bewundern und kaufen. Fremd aussehende Händler boten dann ihre Stoffe, ihre Gewürze oder prächtigen Schmuck an. Außerdem besaß der angrenzende Tiermarkt einen weitreichenden Ruf.

Jetzt lungerten jedoch nur ein paar vereinzelte Gestalten an den Gebäuden herum und versuchten augenscheinlich, verbotene Waren an den Mann zu bringen. Dabei mußten sie sich ständig vor den zahlreichen Stadtwachen und tharonischen Patrouillen in Acht nehmen, die den Hafen

kontrollierten.

Die Gefährten mieden jedoch auch dieses Hafenbecken und hielten sich immer dicht an der Armada von gut zwanzig Fischerbooten, die in eine kleinere, etwas abseits liegende Mole einfuhren. Hier fand der Fischmarkt statt und hier konnten sie am Pier anlegen. Da man Moriano und sein Boot schon öfters hier gesehen hatte, wurde er von den anderen Fischern nicht weiter beachtet, außer daß er bei ihnen als Einzelgänger bekannt war.

Der Fang wurde nach und nach von einigen Hafenbeamten entgegengenommen, gewogen und entsprechend entlohnt. Die Fischer durften ihre Fänge nämlich nicht mehr selbst verkaufen und waren von der Willkür der Stadtdiener abhängig. Daß die Männer trotz einiger guter Fänge nicht reich mit ihrer schweren Arbeit wurden, verdankten sie einem der Gesetze, welche die neuen Stadtherren zu ihren eigenen Gunsten erlassen hatten. Für viele Familien war es aber dennoch die einzige Möglichkeit, sich vor dem Hunger zu retten und so beugten sie sich dem Unrecht. Auch Moriano erhielt nur einen kleinen Lohn und betrachtete ihn wütend. „Gerade mal drei Silberstücke für gut zehn Pfund Fisch!“ schimpfte er. „Ich frage mich, wie die Fischer in dieser Stadt überleben können?“

„Laßt es gut sein!“ beruhigte Toren ihn. „Wir können froh sein, daß wir ohne viel Aufsehen in die Stadt gelangt sind. Vielleicht wird sich auch dieses Unrecht eines Tages wieder ändern. Wo befindet sich das Gasthaus eures Wirtes?“ „In einer Seitengasse hinter diesem Markt!“ antwortete Moriano. „Er ist übrigens der einzige Markestana, dem wir trauen können. Es heißt, er sei gholanischer Abstammung, obwohl sein Aussehen nicht darauf schließen läßt. Lurgast ist sein Name und er hat seine Herberge in dem Häuserlabyrinth dieser Stadt klug ausgewählt, ihr werdet sehen.“

Er schmuggelt einige Waren und besitzt deshalb einige verborgene Räume, die mich schon oft vor dem Entdecktwerden gerettet haben!“

„Hoffen wir, daß auch wir sie nutzen können!“ bemerkte Gwendon. Der Hochländer fühlte sich angesichts der vielen Stadtwachen, die ihnen begegneten sehr unwohl. Doch die Zahl der Wachen nahm deutlich ab, je weiter sie in die verwinkelten Gassen eindringen. Kleine, windschiefe Häuser mit roten Ziegeldächern beherrschten das Stadtbild. Dazwischen drängten sich weißgetünchte Hütten, deren halbrunde Fenster einen spitz nach oben zusammenlaufenden Bogen beschrieben. Andere Gebäude besaßen flache Dächer, auf denen stufenförmig versetzt noch weitere Stockwerke saßen. Der Einfluß der unterschiedlichsten Kulturen und Bauweisen zeigte sich hier und schuf ein buntes Stadtbild.

Viele Kinder tobten in den Straßen umher und alte Männer saßen vor den, zumeist in leuchtendem Blau gestrichenen Türen und spielten Brettspiele oder ließen sich die Sonne in die Gesichter scheinen. Allgemein machte dieses Viertel der Stadt einen sehr belebten Eindruck und heitere Sorglosigkeit schien die Bewohner zu umgeben. Doch dieser Anschein trog, denn überall lagen Beobachter auf der Lauer, um jeden Fremden und jede Auffälligkeit sofort an die Anderen weiterzumelden. Schon lange war dieser Stadtteil den Regierenden von Markestiana ein Dorn im Auge, doch nur selten traute sich ein Trupp von Wachen hierher, um Widrigkeiten zu ahnden. Das Alarmsystem der Menschen funktionierte sehr gut und so waren auch Moriano und die Gefährten sehr schnell in ihrem Blickfeld.

Das Gewirr der Gassen verzweigte sich immer mehr, so daß die Männer bald verstanden, weshalb sie hier keine

der Stadtwachen mehr antrafen. Inmitten der verwinkelten Straßen lag die Herberge von Lurgast. Der Ausdruck Spelunke wäre natürlich weitaus treffender gewesen, zumindest wenn man das Haus von außen betrachtete. Das Gebäude verfügte über zwei ausgedehnte Stockwerke, die jedoch so aussahen, als würden sie jeden Moment zusammenbrechen. Bröckeliger Lehmputz und Balken mit abgeblätterter Farbe beherrschten das Fassadenbild des Hauses. Kleine, schiefe Fenster, deren Läden meist aus den Angeln hingen und die mit dunklen Gardinen verhängen waren, glotzten aus den Wänden heraus. Ein ergrautes Holzschild, in dem zwei Zeichen eingeschnitzt waren, hing über der Eingangstür. Es waren wohl einst ein Fisch und eine Weinkaraffe gewesen, doch jetzt konnte man sie kaum noch erkennen. Die Tür bestand aus schwarzem, mit Pech bestrichenem Holz und ließ sich nur mit einem lauten Quietschen öffnen.

Als die Männer eintraten, kam ihnen verbrauchte, stickige Luft entgegen, in welcher der Duft von verbotenen Rauschmittel lag. Der Schankraum war mit Leuten unterschiedlichster Herkunft besetzt und besaß eine rechteckige Form. An den groben Holztischen saßen Seeleute aus verschiedenen Gegenden beisammen und manche von ihnen machten nicht gerade einen vertrauenserweckenden Eindruck. Der Raum war nur spärlich erhellt, was seinen Gästen sicher nur recht war.

Eine lange, gebogene Schankbank beherrschte einen Teil des Raumes und dahinter stand ein mittelgroßer Mann, mit auffällig dickem Bauch und einer glänzenden Glatze. Er hatte sich eine schmutzige Schürze um den Leib gebunden und betrachtete die neu angekommenen Gäste mißtrauisch. Dann erkannte er jedoch den Gholaner und nickte ihm kaum merklich zu. Er schien von ihm nicht wei-

ter Notiz zu nehmen und beschäftigte sich damit, große Weinkrüge von einem Balken zu holen, der sich über der Schankbank befand.

Moriano führte die Gefährten quer durch den Raum auf eine Tür zu, die in eine hintere Kammer mündete. Schnell schleuste er die fünf Männer hindurch und verschloß die Tür dann hinter sich. „Unser Wirt wird gleich nachkommen!“ sagte er leise. „Die Leute im Schankraum gehen zu meist unerlaubten Geschäften nach und werden sich nicht weiter um uns kümmern, trotzdem müßt ihr sehr vorsichtig sein!“

„Ich traue dem Frieden nicht!“ bemerkte Toren. „Es befinden sich einige Gestalten dort drinnen, die mir überhaupt nicht gefallen. Ihr scheint recht seltsame Bekannte zu haben!“

„Lurgast ist absolut zu trauen!“ beharrte Moriano. „Seine Verbindungen sind für euch die einzige Möglichkeit, in das Landesinnere zu gelangen. Er kennt Männer, die sich durch die Stadtwachen hindurchschleichen oder sie bestechen können!“

Kaum hatte er seine Worte ausgesprochen, als die Tür sich vorsichtig öffnete und der dicke Wirt eintrat. Schweiß lag auf Stirn und Glatze und er wischte ihn sich mit einer fahrigten Bewegung in einen grauen Lappen. „Verzeiht meine Verspätung“, sagte er, „aber ihr seht selbst, was im Gastraum los ist!“ Er ging auf Moriano zu und drückte ihn an sich. „Ich freue mich, Euch gesund und munter wiederzusehen. Ich hoffe, den Euren geht es gut?“

„Auch ich freue mich, wieder bei Euch zu sein!“ antwortete der Gholaner. „Unserem Volk geht es den Umständen nach gut, denn wir sind noch immer frei und unentdeckt!“ Moriano fand, daß der Begrüßung nun Genüge getan war und stellte die fünf Freunde vor. Er erläuterte einen Teil

der Umstände ihrer Bekanntschaft und bat Lurgast um absolutes Stillschweigen.

Der Wirt nickte. „Ihr könnt euch auf mich verlassen. Nirgendwo in Markestiana seid ihr sicherer als bei mir!“ versicherte er den Gefährten.

„Wir haben vor, uns zu versorgen und dann von hier aus so schnell wie möglich in das Hinterland zu reisen. Wir möchten die Stadt so unauffällig wie möglich verlassen!“ erklärte Toren. „Kennt Ihr jemanden, dem Ihr vertrauen könnt und der uns herauschafft?“

„Es ist im Moment sehr schwer, Markestiana zu verlassen!“ antwortete der Wirt, wobei er sich am Kopf kratzte.

„Die Tharoner sind aus irgendeinem Grund sehr nervös und kontrollieren jedes Boot, das sich flußaufwärts bewegt. Es scheint fast so, als suchen sie nach jemandem!“ Lurgast verzog dabei sein Gesicht wissend, als ahne er, daß die tharonische Aufmerksamkeit seinen neuen Gästen galt.

Moriano mischte sich in das Gespräch. „Ihr müßt ihnen helfen. Ich habe ihnen versprochen, daß Ihr der einzige Mann in dieser Stadt seid, der über die richtigen Verbindungen verfügt!“

Dieses Lob machte den Wirt etwas verlegen und er kratzte sich wiederum nachdenklich am Kopf. „Ich will sehen, was ich machen kann!“ murmelte er nach einer Weile. „Doch vor morgen früh werde ich nichts erreichen können. Ihr könnt also die Nacht hier verbringen und ich überlasse euch eines meiner besonderen Zimmer!“ Lurgast hob verschwörerisch seine Augenbraue. „Für besondere Gäste!“ fügte er noch hinzu und erwartete die Zustimmung der Männer.

„Wir begeben uns gern in Eure Obhut!“ antwortete Toren, wobei seine Freunde ihm nickend zustimmten.

Lurgast zog ein wichtiges Gesicht und begab sich zu ei-

nem raumhohen Schrank, der auf der anderen Seite der Kammer stand. Er holte einen Schlüssel aus seiner Schürze und drehte ihn zweimal im Schloß des Schrankes herum. Es gab ein knackendes Geräusch und das gesamte Möbelstück drehte sich wie von Geisterhand bewegt zur Seite. Dahinter kam ein kleiner Raum zum Vorschein, der offenbar zu jenen Geheimkammern zählte, die Moriano erwähnt hatte. Stolz deutete der Wirt auf den Eingang und sagte: „Hierher könnt ihr euch ungestört zurückziehen. Niemand außer ich und meinen Gehilfen, denen ihr ebenfalls trauen könnt, weiß etwas davon. Ich werde mich beeilen und bald für euer leibliches Wohl sorgen!“

Die Männer traten in den Raum und betrachteten ihn genau. Licht fiel nur durch eine kleine Luke an der hohen Decke ein, Fenster besaß die Kammer nicht. Sie war lediglich mit einer Sitzbank und einigen Liegen ausgestattet und machte einen nüchternen, aber sehr zweckmäßigen Eindruck. Lurgast deutete auf einen Hebel, der den Mechanismus der Geheimtür von Innen bediente und erklärte den Gefährten seine Funktion. „Ich lasse euch jetzt allein und kehre bald mit etwas Essen und Trinken zurück!“

„Spart euch die Mühe!“ sagte Toren. „Wir werden uns in Euren Gasträum begeben und dort etwas verzehren. Vielleicht gibt es dort Leute, die unser Fortbleiben ansonsten verwundern würde und wir wollen in keiner Weise auffallen. Es genügt, wenn wir uns zum Schlafen hierher zurückziehen!“

„Ganz wie ihr wünscht!“ antwortete Lurgast zustimmend und verließ den Raum. Die Männer folgten ihm nach einer Weile und betraten wieder den Schankraum. Sie wurden bereits von einem Gehilfen Lurgasts erwartet, der sie nach ihren Wünschen fragte. Sie setzten sich an einen freien Tisch und ließen sich etwas Fisch und Wein bringen. Yassur

entdeckte dabei zwei Landsleute, die sich als Gewürzhändler in der Stadt aufhielten und setzte sich für einige Zeit zu ihnen. Als er an den Tisch der Freunde zurückkehrte, machte er ein nachdenkliches und ernstes Gesicht.

Gwendon fragte ihn nach dem Grund seiner Besorgnis und Yassur antwortete: „Böse Nachrichten aus meiner Heimat. Der Tscheigun, der in meinem Land ist ein Oberhaupt, plant einen Schlag gegen die Stämme der Wüste. Meine Familie befindet sich darunter. Wir hassen den Tscheigun, denn er will unterjochen die freien Stämme!“

„Du befürchtest einen Krieg zwischen ihm und euch?“ fragte Toren interessiert.

„Ja!“ antwortete der Dschammallaner. „Du mußt wissen, wir waren immer frei. Der Tscheigun hält sich nicht an die Satzungen Dschammars und will beherrschen das ganze Land. Er ist ein Tyrann, schon lange es gab Fehden zwischen ihm und den Stämmen. Doch jetzt er macht Ernst, denn er erhält Hilfe!“

„Hilfe, von wem?“

„Tharon!“ antwortete Yassur knapp. „Sie haben liegen, eine große Flotte in Drakesch, dem Sitz des Tscheigun und sie werden angreifen mit Hilfe der Soldaten!“

Unerwartet schlug Yard mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser wackelten. Er machte ein wütendes Gesicht und seine Freunde sahen ihn erstaunt an. „Tharon“, zischte er, „immer wieder höre ich Tharon. Die Machthaber dieser Stadt scheinen sich in jede Angelegenheit zu mischen und ihre Intrigen zu spinnen. Es war einst die Stadt meines Vaters und ich muß nun mit ansehen, wie ihre Vertreter überall nur Haß und Unfrieden verbreiten. Dabei kümmern sie sich nicht um den wirklichen Feind, sondern umgarnen ihn auch noch mit ihren Diensten. Es wird Zeit, daß wir diesem Treiben endlich ein Ende bereiten!“

Ein entschlossenes Leuchten lag in den Augen des jungen Mannes und erst Torens beschwichtigenden Worte beruhigten ihn wieder ein wenig.

„Du hast in allem recht!“ sagte Toren leise. „Doch wir müssen vorsichtig sein und dürfen uns nicht vor der Zeit verraten. Glaub mir, auch ich bin traurig und wütend über diese Zustände, aber mit unüberlegter Hast erreichen wir nichts!“

Yard nickte Toren zu und seine Wut legte sich wieder. Er ärgerte sich nun über seine Unbeherrschtheit und hoffte, daß niemand der anderen Gäste sie bemerkt hatte. Doch einer der Anwesenden hatte die Gefährten aus einer dunklen Ecke belauscht und zahlte nun eilig seine Zeche. Niemand achtete bei dem ständigen Kommen und Gehen vieler Gäste auf diesen auffällig behaarten Mann, mit seinem äußerst häßlichen Gesicht. Er verließ das Gasthaus und verschwand in dem Gewimmel der Gassen.

Inzwischen war es früher Abend geworden und die Gefährten zogen sich in die geheime Kammer zurück, um sich ein wenig auszuruhen. Moriano blieb die ganze Zeit bei ihnen und dachte im Stillen nach. Sein Entschluß, Anjako umzustimmen und den Gefährten bei ihrer Sache zu helfen, wurde mit jeder Stunde stärker. Je länger er vor allem Yard beobachtete, desto überzeugter wurde er von der Wichtigkeit der Aufgabe dieser Männer. Während er in der Ruhe der Kammer nachgrübelte, betrachtete er die schlafenden Männer. Sie waren so unterschiedlich und doch zu einer unzertrennlichen Einheit geworden. Er wünschte sich in diesem Augenblick nichts mehr, als zu ihnen zu gehören.

Plötzlich wurde er aus seinen Gedanken gerissen, denn es klopfte an der verborgenen Tür und Lurgast trat herein. Sofort waren auch die Freunde wach und sahen den Wirt

erwartungsvoll an.

„Ich habe gute und schlechte Nachrichten!“ begann er. „Die Gute besteht darin, daß ich bereits doch schon jemanden gefunden habe, der bereit ist, euch auf seinem Boot aus der Stadt zu bringen. Die schlechte Nachricht ist, daß dieser Mann sehr gierig ist und sicher einen hohen Preis dafür verlangt!“

„Ist ihm zu trauen?“ fragte Toren.

„So lange er gut bezahlt wird, ja!“ antwortete Lurgast vorsichtig.“ Er ist im Moment der einzige, der sich bei den Wachen gut auskennt und sie zu bestechen weiß. Vorsicht ist aber dennoch geboten!“

Toren nickte, wobei er nachdenklich sein Kinn knetete.

„Wir werden es mit diesem Mann versuchen müssen!“ sagte er, nachdem keiner der anderen sich äußerte. „Wie ist der Name des Mannes und wann kann er uns raus-schleusen?“

„Er heißt Astagan und ich werde euch morgen früh zu ihm bringen. Er besitzt ein sehr gutes und schnelles Flußboot, mit dem ihr gut vorankommen werdet, bis zu eurem Ziel!“ Die Gefährten waren einverstanden und nahmen dann noch schnell ihr Abendmahl ein. Da man morgen in aller Frühe aufstehen wollte, legten sie sich bald wieder schlafen. Yassur hatte am Abend seine Absicht bekräftigt, seine Freunde bis nach Tharon zu begleiten und dann die Reise in seine Heimat anzutreten. Über den Fluß Markesta war es der einfachste und direkteste Weg in den Süden und somit war der Weg der Gemeinschaft nun klar abgesteckt.

Die Nacht war ruhig und das Sternenlicht drang durch die Schachtluke der Kammer auf die schlafenden Männer. Vor dem Gasthaus formierten sich jedoch auffällige Gestalten. Waffenklirrend und in militärischer Ordnung stürten sie

die Ruhe und umstellten das Gebäude. Sie hatten die Dunkelheit in der Hoffnung abgewartet, dann nicht bemerkt zu werden. Doch die Menschen in diesem Viertel waren auch in der Nacht aufmerksam und so geschah es, daß Lurgast vor den anrückenden Soldaten gewarnt wurde. Das dreimalige, katzenartige Wehklagen hatte ihn sofort geweckt. Er eilte zum Fenster seiner Kammer um nachzusehen, was der Grund für diesen Warnruf sei. Blitzschnell rannte er die Treppe hinunter und erreichte den Raum, in dem die Gefährten sich aufhielten. Er öffnete die Tür und fand die sofort munteren Männer vor.

„Wachen!“ flüsterte er. „Sie befinden sich im Anmarsch. Irgend jemand muß euch verraten haben, denn ansonsten trauen sie sich nicht hierher. Ihr müßt schnell von hier verschwinden, denn ich fürchte, ihr seid auch in dieser Kammer nicht mehr sicher!“

„Habt Ihr gesehen, wie viele es sind?“ fragte Toren, während er sich hastig sein Schwert umband.

„Nicht genau, es ist zu dunkel. Aber sie kommen meist in der Stärke von mindestens zwanzig Mann!“

„Habt Ihr einen Hinterausgang?“

„Ja, wir müssen raus in den Gastraum. Rechter Hand liegt die Tür, die nach draußen führt. Bitte eilt euch!“

Das brauchte Lurgast den Männern nicht zweimal zu sagen, denn so schnell es ging, packten sie ihre Sachen und stürmten aus der Kammer heraus, in den Schankraum. Dort umrundeten sie die Schankbank und stürzten auf die Hintertür zu. Gwendon erreichte sie als Erster und wollte sie öffnen, doch sie war natürlich verschlossen. „Schnell, den Schlüssel!“ rief er und Lurgast begann hektisch in seinen Taschen zu suchen. Dann hatte er den Schlüssel endlich gefunden und hakelte nervös im Schloß herum. Endlich klickte es und er wollte die Tür aufreißen. In diesem Mo-

ment zerbarst die Vordertür.

Der Anführer der Wachen hatte ebenfalls das Warnzeichen vernommen und es auch als solches erkannt. Er trieb seine Männer nun zur Eile an und befahl ihnen, die Eingangstür zu zerstören, da ein heimliches Anschleichen nun nicht mehr möglich war. Zwei seiner Leute stellten sich vor den Eingang und warteten auf das Zeichen des Anführers. Er nickte und sie traten die Tür ein. „Ihr dort, sofort stehenbleiben!“ peitschte seine Stimme durch den Gastraum, als er die Lage erkannte. Doch die Angerufenen dachten nicht daran, seinem Befehl zu folgen und rissen die Hintertür auf, um zu flüchten. Doch der Hauptmann der Wachen war ein erfahrener Krieger und hatte auch auf der Rückseite des Gebäudes seine Männer postiert, die den Gefährten die Flucht unmöglich machten. Tharonische Langlanzen ragten ihnen entgegen, so daß sie wieder umdrehen mußten, um nicht aufgespießt zu werden.

„Im Namen der Regierung von Markestiana, halt!“ rief der Anführer des Wachtrupps wieder. „Ihr seid festgenommen, leistet keinen Widerstand!“

Die Soldaten drangen nun in den Raum ein und liefen mit gezückten Schwertern auf die Männer zu. Toren blickte seine Freunde an und wußte sofort, daß sie alle das selbe dachten. „Jetzt gilt es!“ rief er und zog seine eigene Waffe. Er streckte den ersten Gegner nieder, in dem er in die Hocke ging und dem Soldaten einen Hieb in dessen Bein verpaßte. Sofort formierten sich die sechs Freunde zu einem Kreis, in dem ein Mann den anderen deckte. Es entwickelte sich ein heftiger Kampf. Gwendon hatte geistesgegenwärtig die Hintertür zugeschlagen und verriegelt, so daß den Wachen auf der Rückseite des Gasthauses, zumindest für den Augenblick der Eintritt verwehrt wurde.

Inzwischen lagen schon einige der Soldaten verwundet auf

dem Boden, während die Gefährten sich tapfer gegen die zahlenmäßige Überlegenheit der Wachen wehrten. Dabei achteten sie jedoch darauf, möglichst wenige Gegner zu töten, sondern nur kampfunfähig zu machen.

Gerade wurde Barra von zwei Männern bedrängt. Er wich einem horizontal geführten Schwerthieb aus, in dem er sich duckte und dann blitzschnell mit seiner Axt parierte. Er traf das linke Bein des Gegners und die runde Klinge schnitt tief in dessen Fleisch ein. Der zweite Mann ging ebenfalls zu Boden, getroffen von Yassurs breitem Säbel.

Der Kampf verlagerte sich nun, und die Gefährten waren gezwungen, ihren Verteidigungskreis aufzulösen. Sie achteten jedoch darauf, daß immer zwei Mann Rücken an Rücken beieinanderstanden und sich so gegenseitig deckten. Diese Manöver funktionierten so gut, als hätten die Freunde sie oft geübt.

Toren und Gwendon standen einer Gruppe von Gegnern gegenüber und drängten sie trotz deren größerer Zahl zurück. Der Schmied focht gegen drei Gegner gleichzeitig und sprang unvermittelt auf einen der Tische. Er traf einen der Soldaten in die Schulter, während er den zweiten mit einem kräftigen Fußtritt in dessen Gesicht ausschaltete. Dem dritten Mann mußte er mit seinem Schwert die Hand abtrennen, um sich selbst vor einem ansetzenden Hieb zu schützen. Der getroffene Soldat brüllte entsetzlich auf und rannte stark blutend und geschockt hinaus.

Unterdessen waren die Wachen, die Gwendon ausgesperrt hatte um das Gebäude herumgelaufen, da die Hintertür ihren Aufbruchsversuchen bis jetzt widerstanden hatte. Sie versuchten nun ebenfalls in das Gasthaus zu gelangen, wurden jedoch von ihren eigenen Kameraden daran gehindert. Viele der Männer ergriffen nämlich angesichts der scheinbar unbesiegbaren Gefährten die Flucht und dräng-

ten nach draußen. Die Fliehenden wurden teilweise wieder hineingeschoben, was zu einer großen Verwirrung unter den Soldaten führte.

Gwendon erkannte die Gelegenheit und öffnete erneut die Hintertür. Der Weg war jetzt frei und das Durcheinander unter den Gegnern mußte ausgenutzt werden, ehe sie sich neu formieren konnten. „Hierher!“ rief der Hochländer seinen Freunden zu. Barra, Moriano und Yassur nutzten sofort die Gelegenheit und eilten aus der Tür hinaus. Toren folgte kurz darauf, nachdem er sich von einem letzten Gegner befreit hatte. „Sind alle beisammen?“ fragte er hastig, denn er hatte auch Yard hinter sich bemerkt. Doch dann blickte er nochmals in den vom Kampf zerstörten Gastraum und sah zu seinem Entsetzen, daß Yard unter einem Gegner begraben war. Der Wachmann hatte Yard bei seiner Flucht nach draußen zum Stürzen gebracht und lag nun auf ihm, um ein Messer in seine Brust zu stoßen. Yard blutete am rechten Arm und versuchte nur mit der Linken, das Messer von sich fernzuhalten. Die Wachen drangen nun auch wieder geordnet in das Gebäude und warfen mit ihren Lanzen nach den Flüchtenden. Toren war für einen Moment unschlüssig, was zu tun sei, um Yard zu befreien. Doch da flog Gwendons Schwert an ihm vorbei und traf den Gegner Yards in die Brust. Der junge Mann erhob sich schnell und eilte dicht gefolgt von den Wachen hinaus.

Die Gefährten flohen nun auf der Rückseite des Gasthauses in das Gassengewirr hinein. Die Soldaten, von denen nur noch neun der ursprünglich zwanzig Mann kampffähig waren, rannten ihnen hinterher, fielen jedoch bald zurück. Natürlich hatten sie mittlerweile Verstärkung angefordert, um der Gefährten habhaft zu werden. Diese Verstärkung bestand darum auch nicht mehr aus einfachen

Stadtwachen, sondern aus einem Trupp tharonischer Soldaten, die weitaus eher mit einer solch heftigen Gegenwehr fertig wurden. Es dauerte auch nicht lange, als sich den sechs Männern weitere dreißig Gegner entgegenstellten, die von der anderen Seite der Stadt herbeieilten.

Die Gefährten erkannten die Sinnlosigkeit eines weiteren Kampfes und setzten ihre Flucht in eine andere Richtung fort. Dabei gelangten sie an eine Gabelung von zwei Gassen und mußten sich schnell für eine der beiden Möglichkeiten entscheiden. Gwendon, der voranlief, wählte die rechte Seite und seine Freunde folgten ihm in eine dunkle, unbeleuchtete Straße. Das war leider ein Fehler, wie sie bald feststellen mußten. Am Ende dieser Straße ragte eine Mauer empor, die so hoch war, daß sie nicht ohne weiteres überwunden werden konnte. Sie waren in eine Sackgasse gelangt. „Zurück, zurück, wir sitzen in der Falle!“ rief Gwendon, als er seine schlechte Wahl bemerkte. Doch es war bereits zu spät, denn die Soldaten waren ihnen dicht auf den Fersen und bauten sich am Eingang der Sackgasse auf. Es gab für die Gefährten kein Weiterkommen mehr und es würde ihnen nichts anderes übrigbleiben, als sich endlich zu stellen.

Die Soldaten rückten nun siegessicher und in einer Reihe langsam vorwärts; gewiß daß ihnen ihre Beute nun nicht mehr entgehen konnte. Die Gefährten blickten sich unterdessen gehetzt um, diesmal schien sie ihr Glück wirklich verlassen zu haben. Die Gegner rückten weiterhin voran, wenn auch noch immer sehr vorsichtig und langsam.

Plötzlich ertönte ein lauter Pfiff von der Mauer. Die in die Enge getriebenen Männer blickten nach oben und erkannten den Umriß einer Gestalt, die auf dem oberen Rand saß und ihnen zwei Seile herabließ. Sofort ergriffen die Freunde diese unerwartete Gelegenheit. Toren rief Yard und dem

Hochländer zu, daß sie als erste die Wand hochklettern sollten. Ohne Widerspruch hangelten sich die Beiden hinauf. Sie hatten keine Zeit, die Festigkeit und den Halt der Seile zu überprüfen und mußten sich daher blind auf die fremde Hilfe verlassen.

Währenddessen rückten die Soldaten nun schneller heran, denn sie erkannten die veränderte Lage. Diesmal durften ihnen die Verfolgten nicht entgehen, denn man hatte an höchster Stelle starkes Interesse an ihrer Festnahme.

Die Zeit, welche die Gefährten brauchten, um sich an den Seilen emporzuziehen reichte nicht für alle. Spontan beschloß Yassur, die Wachen mit jedem Mittel aufzuhalten, um seinen Freunden die Flucht zu ermöglichen. Er zog sein breites Schwert, sah sich kurz um und rief zu den anderen: „Ich versuche sie aufzuhalten. Ihr müßt euch bringen in Sicherheit, schnell!“ Dann rannte er mit dem furchterweckenden, dschammallanischen Kriegsschrei auf die verunsicherten Gegner zu. Diese ließen sich tatsächlich für einen Moment aus dem Konzept bringen und blieben verblüfft stehen.

Ohne weitere Überlegung kletterten nun auch Moriano und Toren hoch, wobei der Gholaner Barra auf seine Schulter nahm, um dem kleinen Mann den Aufstieg zu erleichtern. Doch der Dwane überlegte es sich anders und sprang wieder ab. Er schwang seine Axt und folgte Yassur mit einem ebenfalls furchtbaren Gebrüll.

„Wir müssen ihnen helfen!“ rief Moriano Toren zu und wollte sich schon den Beiden anschließen.

„Nein!“ antwortete der Schmied. „Kommt weiter, wir müssen bei Yard bleiben, er ist wichtiger!“

Natürlich war auch Toren innerlich hin- und hergerissen. Es widerstrebte ihm zutiefst, seine Freunde im Stich zu lassen; doch Yassur und Barra opferten sich nur, um den ge-

meinsamen Auftrag nicht zu gefährden. Yard durfte jetzt nicht alleingelassen werden, ansonsten wäre alles umsonst gewesen. Schweren Herzens kletterten sie weiter nach oben, bis sie die Kante erreichten und eine helfende Hand ergriffen. Auf der anderen Seite der Mauer war eine Leiter angelehnt, über die sie bequem hinabsteigen konnten. Sie konnten in der Dunkelheit nicht viel erkennen, bemerkten aber eine Anzahl von Gestalten mit rußgeschwärzten Gesichtern und dunkler Kleidung, die auch aus der Nähe kaum auszumachen waren. Die Gestalt auf der Mauer warf nun die Seile herunter und stieg ebenfalls herab. Es handelte sich um einen jungen Mann mit langer und schlanker Figur, dessen Haar wild von seinem Kopf abstand. So viel konnten die Freunde im trüben Sternenlicht erkennen, von dem die Gestalt sich abhob.

„Kommt schnell weiter!“ flüsterte der junge Mann ihnen zu. Toren folgte ihm jedoch nicht sofort und sprach ihn an: „Wer seid ihr und wohin führt ihr uns?“

„Keine Zeit jetzt!“ antwortete der Gefragte aufgeregt. „Wir sind Freunde von Lurgast. Ich werde euch bald alles erklären, aber wir sind hier nicht sicher. Bitte vertraut mir!“

„Was ist mit unseren zwei Freunden?“ beharrte der Schmied, während er noch immer stehenblieb.

„Wir werden sehen, was wir für sie tun können, aber bitte folgt uns jetzt!“ Die Stimme des jungen Mannes hatte einen flehenden Klang bekommen, also beschlossen die vier Männer, den fremden Gestalten in die Dunkelheit zu folgen. Sie durchquerten offenbar eine Art Hinterhof, der ringsherum von hohen Mauern umgeben war. Er gehörte zu einem mehrstöckigen Gebäude, dessen Umrisse vor ihnen emporragten. Doch anstatt in das Haus einzutreten, blieben sie vor einem Brunnenschacht stehen, der sich in dem Hinterhof befand. Der ummauerte Rand war etwa

hüfthoch und wurde von einer runden Holzplatte abgedeckt. Zwei der Gestalten hoben den Deckel an und legten ihn beiseite. Der junge Mann stieg auf den Rand, drehte sich um und verschwand dann langsam in dem Schacht. Danach folgten ihm alle seine Gefährten, bis auf die beiden, die den Deckel angehoben hatten. Sie forderten die vier Freunde auf, es ebenso zu machen und so stiegen die Männer nun auch in den Brunnen. Der Deckel wurde über Gwendon, der als letzter einstieg, geschlossen. Es wurde vollkommen finster und die Männer mußten sich ihren Weg vorsichtig ertasten. Sie gelangten über eine Eisenstiege in die Tiefe. Die Dunkelheit wurde jedoch bald von Fackelschein durchbrochen, der von den vorausgegangenen Männern entzündet wurde.

Toren, Moriano, Yard und Gwendon blickten sich um. Der nun hell erleuchtete Schacht war nur der Eingang zu einem Tunnelsystem, welches sich unterhalb der Stadt befand und sich weitverzweigt erstreckte. Die Wände waren feucht und mit grünem Schlick behaftet. Offenbar war dies eine Art Kanalisation, die den dunklen Gestalten als Fluchtort diente.

Zum ersten Mal seit ihrer Begegnung, konnten die Gefährten nun in die Gesichter ihrer Retter sehen. Der junge Mann, der sie geführt hatte, besaß ein verschmitztes Gesicht und lächelte sie an. Seine Freunde, unter denen sich auch zwei Frauen befanden, waren alle im selben Alter wie er und nicht minder geschickt in ihrer Tätigkeit. Diese jungen Leute waren nämlich einer der Gründe für das Unbehagen der Stadtoberen, diesem Viertel gegenüber. Sie wehrten sich gegen die Willkür der Obrigkeit und benutzten das Tunnelsystem als Versteck. Die Gänge in denen sie sich nun befanden, verfügten über etliche verborgene Ausgänge und zogen sich durch fast ganz Markestiana hindurch. Viele

der Häuser des Viertels besaßen zudem eigene Nebeneingänge, durch die man das System erreichen konnte.

Nachdem die Gruppe eine gute Strecke durch die Gänge gelaufen war, hielt es der junge Anführer offensichtlich für angebracht, eine Rast einzulegen. Er hielt nun eine Fackel vor die Gesichter der Gefährten und betrachtete sie genau. Nach kurzer Zeit fing er wieder an zu lächeln und sagte: „Lurgast hat mir erzählt, daß ihr möglicherweise unsere Hilfe benötigt. Allerdings konnte er nicht ahnen, daß das so schnell geschehen würde. Verzeiht uns darum die überhastete Art und Weise. Mein Name ist Benjagus und ich werde euch zum Markesta führen!“

Die vier Freunde stellten sich nun ebenfalls vor und man ging zur allgemeinen Begrüßung über. „Lurgast hat euch einiges über uns erzählt?“ fragte der Schmied vorsichtig.

„Nichts, was euch beunruhigen müßte!“ antwortete Benjagus. „Er ist sehr verschwiegen in solchen Sachen und wir stellen auch keine Fragen!“

„Ihr nehmt ein großes Risiko auf euch, in dem ihr uns helft!“ stellte Toren fest. „Aber eure Organisation ist sehr gut, wir haben euch zu danken!“

„Nicht der Rede wert. Wir helfen jedem gern, der von diesen Tyrannen verfolgt wird!“

„Ihr seid wohl nicht gut zu sprechen auf eure Stadtherren?“ bemerkte Gwendon. Das Gesicht von Benjagus verfinsterte sich für einen Augenblick. „Wir haben viele Gründe dazu, sie zu hassen!“ antwortete er. „Doch genug davon, wir sollten weitergehen!“

Der Tunnel, durch den sie nun schritten, wurde größer. Seine Decke wölbte sich zu einem halbrunden Bogen und war etwa zwei Mannslängen hoch. Die Männer wateten durch knöcheltiefe Pfützen und das plätschernde Geräusch hallte von den Wänden wieder. Ab und zu erhellte der

Fackelschein eine Abzweigung, die jedoch schnell wieder in der Dunkelheit verschwand.

„Wie kommt es, daß ihr hier unten nicht verfolgt werdet?“ fragte Gwendon den jungen Mann, der neben ihm ging. Der Angesprochene besaß lange, dunkle Locken, die hin und herflogen, als er seinen Kopf belustigt schüttelte und lachend antwortete: „Sie wagen sich nicht hinab. Das Tunnelsystem ist weit verzweigt. Manche der Gänge sind so alt, daß sich niemand mehr daran erinnert. Wir haben viele Jahre gebraucht, um sie zu entdecken und zu erkunden!“

„Wozu dienen sie denn?“ fragte Yard, der ebenfalls sehr interessiert war. „Abwasserkanäle laufen am Rand der Straßen entlang, das kann also nicht der Grund sein!“

„Nein!“ antwortete der junge Mann, anscheinend sehr froh darüber, sich etwas unterhalten zu können. „Früher war der Wasserstand des Markesta viel höher und die Tunnel waren Teil eines ausgezeichneten Bewässerungsnetzes. In der ganzen Stadt gab es Brunnen von der Art, durch den wir eingestiegen sind. Als das Wasser später versiegte, holte man es sich direkt aus dem Fluß und vergaß mit der Zeit die Röhren unter der Stadt!“

In der Tat war das Niveau des Flusses niedriger geworden, so daß das Wasser nicht mehr in die große Haupt- röhre einfloß, in welche die Gruppe jetzt eintrat. Der Boden stieg allmählich an und nur kleine Rinnsale bahnten sich ihren mühsamen Weg, nur um bald darauf zu versickern.

Nach etwa zweihundert Schritten geraden Anstieges, erreichten sie den Ausgang des Kanals und befanden sich dicht am Ufer des Flusses Markesta. Ein frischer Wind kam auf und brachte Abwechslung zu der feuchten Wärme der Tunnel. Es war etwa eine Stunde vor der Morgendäm-

merung, also noch immer dunkel. Benjagus drehte sich um und sprach die Gefährten an: „Wir sind schnell vorangekommen. Es ist noch früh und euer Boot wird noch etwas auf sich warten lassen. Vor der Morgendämmerung werden die Tore des Flusses nicht geöffnet!“

„Was haltet Ihr von unserem Bootsführer?“ fragte Toren.
„Kennt Ihr ihn?“

„Ja, ich kenne Astagan!“ antwortete Benjagus. „Aber ich mag ihn nicht besonders, denn er läßt sich von jedem bezahlen. Seid vor seiner Gier auf der Hut!“

Die Freunde nickten. Yard hatte nach allem, was er über diesen Mann hörte, kein gutes Gefühl bei der ganzen Sache. Seitdem sich die Gemeinschaft in dieser Stadt aufhielt, schien sich alles gegen sie verschworen zu haben. Ihre Zahl hatte sich dezimiert und keiner wußte, was mit Barra und Yassur geschehen war. Dabei kam noch hinzu, daß sie sich in die Hände eines, offenbar von jedem käuflichen Bootsführer begaben, von dem sie nicht genau wußten, was er im Schilde führte. Doch die Entscheidung war gefallen und es gab nun kein Zurück mehr für sie. Die Stunde des Abschiedes rückte heran, denn Benjagus und seine Mitstreiter wollten die Dunkelheit nutzen und sich wieder in die Tunnel zurückbegeben. Toren gab ihnen einen mit Goldstücken gefüllten Beutel mit, den er von Onges Hyle für Notfälle erhalten hatte. „Für Lurgast!“ sagte er. „Ich hoffe, daß wir damit einen kleinen Teil des Schadens wieder gutmachen, den wir bei ihm angerichtet haben!“

Benjagus nahm den Beutel dankend entgegen und versprach, ihn dem Wirt sofort auszuhändigen. In Wahrheit war der Inhalt des Beutels weitaus mehr wert, als der angerichtete Schaden. Doch Lurgast hatte es nach Torens Meinung verdient, dermaßen gut entlohnt zu werden.

Als die jungen Leute nun gehen wollten, bat Moriano sie,

noch einen Augenblick zu warten. Auch er wollte sich, wenn auch nur ungerne, von seinen Freunden verabschieden. Er drückte Yard, Toren und Gwendon die Hand und kam sich dabei fast wie ein Verräter vor. Doch auf ihn wartete noch eine andere Aufgabe und er versprach ihnen, alles in seiner Macht stehende zu tun und die Gholaner umzustimmen. „Wir sehen uns wieder!“ sagte er mit gepreßter Stimme. „Ich weiß jetzt, daß es die Sache wert ist. Auf meinem Rückweg werde ich versuchen herauszufinden, was mit Barra und Yassur geschehen ist!“ Er blickte die drei Gefährten nochmals an und sagte: „Möge der Vater des Lichtes euch beschützen!“ Dann drehte er sich schnell um, so daß die Männer seine feuchten Augen nicht sahen. Er gesellte sich zu Benjagus' Gruppe, die nach einem letzten Gruß wieder im Untergrund des Tunnel-systems verschwanden...

Die Flussfahrt

Jetzt standen die drei Männer allein in der frühen Morgendämmerung und schwiegen. Jeder von ihnen hing seinen eigenen Gedanken nach. Sie waren müde von den Strapazen, die hinter ihnen lagen und niedergeschlagen über den Verlust ihrer Freunde. Besonders Gwendon konnte sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen, die beiden Männer, die so lange Zeit die Gefangenschaft mit ihm verbracht hatten, nicht mehr bei sich zu haben.

Doch bald wurden sie aus ihrer Trübsal gerissen, denn aus der Mitte des Flusses kam ihnen im morgendlichen Nebel ein Boot entgegen. Als es sich mehr und mehr aus dem Dunst löste, konnten sie Form und Beschaffenheit des Gefährts erkennen. Es hatte eine beachtliche Länge und besaß zwei Ausleger, die dem Boot eine geringe Fahrtiefe erlaubten. Dank dieser Eigenschaft eignete es sich natürlich besonders gut zum Befahren des teilweise tückischen Markestas mit seinen Untiefen.

Angetrieben wurde es von einem rechteckigen Segel und zwei Rudern, die sich aufgrund der Ausleger nicht an den Seiten, sondern am Heck des Bootes befanden. Durch kräftiges Bewegen der Ruder wurde es auch bei Windstille und gegen die Strömung vorangetrieben. Diese Aufgabe übernahmen zwei kräftig aussehende Männer, die sich im hinteren Teil des Bootes aufhielten.

Astagan selbst stand am Bug, wobei er seine Arme verschränkt hielt und ein Bein auf den Rumpf seines Wassergefährts stellte. Diese Haltung sollte wohl Überlegenheit und Selbstbewußtsein ausdrücken. Als das Boot nahe genug herangekommen war, warf der Mann den Wartenden

ein dickes Tau zu und forderte sie auf, es um einen Holzpflöck zu binden, der sich am Ufer befand. Das Boot wurde halb gewendet und glitt seitwärts heran, bis einer der Ausleger fast die Böschung berührte. Astagan sprang an Land und baute sich, begleitet von einem seiner grimmig aussehenden Männer, vor den Gefährten auf. Sein schwarzes, ölig glänzendes Haar war streng zurückgekämmt und ließ eine flache, fliehende Stirn erkennen. Sein Mund war von einem dünnen, stoppeligen Bart umrahmt und grinste künstlich, als er die drei Männer betrachtete. Sein Gesicht machte keinen sehr vertrauenserweckenden Eindruck auf die Freunde und sie gingen innerlich sofort auf Distanz zu diesem Mann.

Sein Grinsen verschwand plötzlich als er bemerkte, daß die Zahl der Passagiere, die er befördern sollte, nicht stimmte. „Es war von fünf Männern die Rede!“ sagte er, ohne einen vorherigen Gruß.

„Zwei von uns kommen leider nicht mehr mit!“ antwortete Toren mit hörbarem Unmut.

„Dann erhöht sich natürlich der Preis, da ich für weniger Leute meinen Hals riskieren muß!“ bemerkte Astagan zynisch. Sein vorgeschobener Grund war mehr als fadenscheinig, jedoch von einem solchen Mann nicht anders zu erwarten. Die Gefährten waren auf ihn angewiesen, das wußte er. Also mußten sie auch auf seine Bedingungen eingehen.

„Nennt den Preis!“ forderte Toren ihn auf.

Astagan rieb sich überlegend sein Kinn und blickte sein Gegenüber prüfend an. „Zehn Goldstücke pro Mann!“ sagte er nach einer Weile. „Es ist zur Zeit sehr schwer, durch die Tore zu kommen!“

„Wir werden es bezahlen!“ unterbrach Toren ihn, bevor er noch weitere, scheinbare Gründe für seine kaum verbor-

gene Gier vorschob.

„Das ist jedoch noch nicht alles!“ fuhr der Bootsführer fort, nachdem er davon ausgehen konnte, daß die Männer jeden Preis zahlen würden. „Ich benötige nochmals zehn Goldstücke, um die Wachen am Tor bestechen zu können. Könnt ihr das bezahlen?“ Ein gieriges Funkeln lag in seinen Augen, als er die Männer nach ihrer Einwilligung aufforderte, alles im Voraus zu bezahlen.

Toren schüttelte allerdings den Kopf und sagte bestimmend: „Ihr bekommt eine Hälfte jetzt, und die andere Hälfte nachdem Ihr uns dort abgesetzt habt, wohin wir wollen!“

Astagan wurde wütend. „Mißtraut ihr mir etwa? Ihr müßt wissen, daß ich der einzige bin, der euch hier herausbringen kann. Ich weiß nicht, was dieser törichte Wirt von mir erzählt hat, aber glaubt ja nicht alles, was ihr hört!“

Der Schmied ließ sich jedoch nicht von seiner Meinung abbringen und beharrte auf seinen Bedingungen. Damit ging er ein Risiko ein, denn Astagan konnte sie jetzt einfach sitzen lassen. Doch die Goldgier des Mannes überwog und er ging endlich auf den Handel ein.

Man bestieg das Boot und legte ab. Die beiden Begleiter Astagans bedienten die Ruder und lenkten das Flußschiff langsam um den Rand der Stadt herum, in deren Mauern sich dieser Teil des Flusses befand. Die Gefährten hatten sich in einen kleinen Beschlag unter Deck zu begeben, während sich das Boot auf die großen Flußstore zu bewegte.

Der Markesta beschrieb an dieser Stelle einen leichten Bogen und verengte sich zunehmend. Der Grund hierfür lag in einer künstlich angelegten Verjüngung. Sie bestand aus zwei schräg aus dem Wasser ragenden Mauern, die immer dichter zusammenrückten und schließlich an zwei

schwenkbaren Toren endeten. Diese Tore öffneten sich nur in Richtung flußaufwärts und waren aus einem dichten und starken Maschengeflecht gefertigt, welches zwar das Wasser, doch kein Schiff ungehindert durchließ. Auf beiden Seiten ragten zwei Türme empor, die mit starken Wachmannschaften besetzt waren. Von dort konnten die Wachen den Mechanismus zum Öffnen und Schließen der Tore bedienen. Starke Ketten spannten sich von den Torflügeln, bis hinauf zu den Türmen, wo sie mittels Zahnrädern aufgezogen werden konnten.

Ein Gegner, der versuchen wollte, die Tore zu rammen, würde an den stabilen Verstrebungen scheitern, die sich wie die Finger zweier Hände bei geschlossenem Tor zusammfügten. Wenn man also einen erfolgreichen Angriff vom Fluß aus führen wollte, mußte man zunächst die beiden Türme einnehmen, um in die Stadt gelangen zu können. Da dieses fast unmöglich war, stellte die Anlage einen ziemlich sicheren Schutz dar. Zudem reichte die übrige Stadtmauer bis an die Ufer heran und somit war Markestiana von der Flußseite her praktisch uneinnehmbar. Das gesamte Verteidigungskonzept stammte aus den Köpfen tharonischer Baumeister, die in früherer Zeit aus der kleinen Hafenstadt eine Festung gemacht hatten. Die Flußtore waren somit die einzige südöstliche Ausfahrtsmöglichkeit und das Boot Astagans näherte sich jetzt der Rufweite der Wachtürme. Langsam trieb das Boot, nur angetrieben von leichten Ruderbewegungen dahin und auf die Tore zu. Astagan winkte den Wachen zu und ließ das Schiff an eine Anlegestelle steuern. Kurz darauf wurde er von dem wachhabenden Offizier angerufen und es entstand ein Gespräch, von dem die Männer im Verschlag jedoch nichts verstanden. Dann verließ jemand das Boot, kehrte allerdings nach kurzer Zeit wieder zurück. Endlich

schien es wieder abzulegen und in Fahrt zu kommen. Tatsächlich ließen die Wachen Astagan passieren und öffneten die beiden Torflügel. Die Ruder wurden nun stärker bewegt und das Boot glitt aus den Mauern der Stadt heraus.

Erst nach längerer Zeit wurde der Verschlag wieder geöffnet und das grinsende Gesicht Astagans erschien in der Luke. „Ihr könnt nun wieder herauskommen, wir sind bereits aus dem Blickfeld der Stadt!“ sagte er mit stolzer Stimme. Die drei Männer traten heraus und kniffen ihre Augen zusammen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und blendete ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen.

„Ihr könntet Euch eine etwas bequemere Einrichtung für solche Fälle schaffen!“ bemängelte Yard und rieb sich seinen schmerzhaften Rücken. Der Bootsführer lächelte nur schräg und begab sich dann nach vorn, wo er sich wieder am Bug des Bootes aufstellte und auf den Fluß blickte.

Die Gegend an den Ufern bestand aus kleinen Pinienwäldern, die nur ab und zu von Lichtungen unterbrochen wurden. Dazwischen erstreckte sich hohes Grasland, das in Schilffelder mündete. Die Luft roch nach frischen Kräutern und war mild und rein. Das Wasser floß recht schnell dahin, so daß die beiden Ruderer sich gewaltig anstrengen mußten, um gegen die Strömung anzukämpfen, denn es herrschte vollkommene Windstille. Erst am Nachmittag kam etwas Wind auf und trieb das Boot auf seinem bis dahin ereignislosen Weg voran.

Während der ganzen Zeit kümmerte sich Astagan nicht um seine Passagiere, wurde jedoch im Gegenzug von Torren ständig beobachtet. Der Schmied traute dem Bootsführer nicht über den Weg und hatte sich vorgenommen, ihn weiterhin genau im Auge zu behalten.

Die Essensrationen die die Gefährten erhielten, bestanden

lediglich aus trockenem Brot und gesalzenem Fisch, der jedoch mehr schlecht als recht schmeckte. Sich selbst ließ Astagan natürlich bedeutend bessere Nahrung zukommen und er besaß keinerlei Skrupel, sie vor den Augen der anderen Männer zu verzehren.

Am Abend legten sie an einer geeigneten Stelle an und schlugen ein Nachtlager auf. Da die Gegend als unbewohnt galt, wagten sie es ein Feuer zu entzünden, stellten jedoch einen Plan für die Nachtwachen auf. Das erste Los fiel auf Gwendon, der am Feuer sitzenblieb, während die anderen sich zur Ruhe legten. Er blieb jedoch nicht lange allein, denn nach einiger Zeit erhob Astagan sich wieder und versuchte den Hochländer in ein Gespräch zu verwickeln. Natürlich wollte er wissen, wie weit die Gefährten beabsichtigten, zu reisen und er fragte Gwendon nach dem Ziel. „Wir können nämlich noch viele Meilen auf dem Fluß fahren“, erklärte Astagan, „doch an den Fällen von Ustar ist die Reise spätestens zu Ende. Wenn ihr weiter wollt, müßt ihr euch eine andere Art der Fortbewegung suchen!“

Gwendon bemerkte natürlich die Absicht seines Gegenübers und antwortete ausweichend: „Wir werden Euch rechtzeitig bekanntgeben, wo wir abgesetzt werden wollen!“ Danach schwieg er wieder und Astagan entfernte sich, wütend über seinen Mißerfolg. Der Hochländer hätte auch nicht genauer antworten können, da er das Ziel selbst noch nicht genau kannte. Die Gefährten mußten sich auf die Ortskenntnisse Torens verlassen, der vorhatte, zunächst das Land der Alven aufzusuchen. Gwendon zweifelte allerdings im Stillen an dem Erfolg dieses Unternehmens, da er nie an die Existenz dieses Volkes geglaubt hatte. Doch Toren war sich seiner Sache sehr sicher und so würden sie ihm folgen. Die Gedanken des Hochländers schweiften mit der Zeit ab und er dachte an die Heimat und seine Familie.

Erst als ihn einer der beiden Begleiter Astagans von seiner Wache ablöste, beendete er seine Grübeleien und legte sich ebenfalls schlafen.

Als sie am nächsten Tag unterwegs waren, unterstützte ein kräftiger Wind, der von der See herüberwehte, ihre Fahrt. Astagan nutzte einen günstigen Augenblick um Toren zu sprechen und nun ihn nach dem Reiseziel zu befragen. Der Schmied blickte dem Fragenden eine lange Zeit in sein Gesicht, das ihm immer noch nicht gefiel. Dennoch wußte Toren, daß der Bootsführer ein Recht auf diese Frage hatte und so antwortete er ihm: „Es gab früher eine ganz bestimmte Stelle auf diesem Fluß, an der ein großer, sehr auffälliger Felsen aus dem Wasser ragte. Auffällig deshalb, weil er die Form eines Totenschädels besaß. An dieser Stelle macht der Fluß eine Biegung nach Osten und umrundet ein Sumpfgebiet. Kennt ihr den Ort?“

Bei Torens Beschreibung war Astagan seltsam blaß geworden und schüttelte seinen Kopf, wobei er die Augen weit aufriß. „Ihr meint die Irrtumssümpfe!“ flüsterte er, als könne dieser Name ihm Unglück bringen. „Hört mich bitte an. Ihr dürft dort nicht an Land gehen, die Gegend ist verflucht. Niemand kommt wieder lebend aus den Sümpfen heraus. Ich kenne eine geeignetere Stelle weiter südlich, nachdem wir diesen Ort umrundet haben. Dort könnt ihr das Boot verlassen!“

Astagans Stimme hatte einen beschwörenden Klang bekommen, fast konnte man meinen, er wäre ernsthaft um seine Passagiere besorgt. Doch Toren ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Der Weg, den er gewählt hatte war sicherlich nicht ungefährlich; aber der direkteste und kürzeste, den er kannte. Er wollte sich und seine Freunde nicht länger als nötig in der Hand Astagans wissen, deshalb blieb er bei seiner Meinung. Es lag schon lange zu-

rück, doch er hatte diesen Weg bereits einmal beschritten. Damals, als er das Volk der Alven vor dem Verrat in seiner Heimatstadt gewarnt hatte.

Doch ganz allein wollte er die Entscheidung nicht treffen, sondern Yards und Gwendons Meinung dazu hören. Also ging er zu ihnen hin und besprach sich mit ihnen. Astagan bekam das natürlich mit und versuchte die beiden Männer durch seine Einwände zu beeinflussen. Doch ihr Vertrauen in Torens war größer und sie blieben bei der Entscheidung, bei den Irrtumssümpfen auszusteigen.

Der Bootsführer war sichtlich verärgert und mied die Gefährten von nun an noch mehr, tuschelte jedoch in unbeobachtet geglaubten Momenten mit seinen beiden Männern. Den scharfen Augen Torens entging das jedoch nicht und er warnte seine beiden Freunde. „Astagan führt etwas im Schilde!“ sagte er. „Unsere Entscheidung scheint ihm überhaupt nicht zu gefallen. Jedenfalls geschieht das nicht aus reiner Sorge um uns, wir müssen auf der Hut sein!“

„Einer von uns sollte ab jetzt immer die Augen offenhalten, selbst wenn die anderen die Nachtwache abhalten!“ schlug Gwendon vor.

Torens nickte. „Wir müssen vor allem die beiden Bootsleute beobachten. Sie sind kräftig und ihnen traue ich am ehesten einen Hinterhalt zu!“

Von nun an wurde die Stimmung auf dem Boot noch angespannter. Die beiden Gruppen zogen sich voreinander zurück und beobachteten sich mißtrauisch. Jeder Bewegung der jeweils anderen wurde verfolgt und man sprach nur das Nötigste miteinander. Der Wind ließ nach und das Boot quälte sich gegen die Strömung flußaufwärts, während die Sonne vom Himmel brannte. Die Gegend veränderte ihr Aussehen stetig, je weiter sie nach Süden gelang-

ten. Subtropische Gewächse beherrschten nun das Bild und die feuchtschwüle Luft trug ihr Übriges zu der gereizten Stimmung bei. Astagan stand die ganze Zeit am Bug und starrte auf das Wasser. Dabei gab er seinen Leuten immer wieder Handzeichen um den Kurs zu bestimmen. Sie kamen immer häufiger an Untiefen vorbei. Aus den Fluten ragten glitschige, mit Moos bewachsene Felsen, die umfahren werden mußten. Am späten Nachmittag ereignete sich dann ein Unglück. Der Bootsführer hatte nach einer geeigneten Anlegestelle für die Nacht gesucht und sie entdeckt. Er ließ das Boot darauf zusteuern. Kurz bevor sie das Ufer erreichten, gab es plötzlich ein knirschendes Geräusch und das Gefährt stoppte schlagartig, so daß die Insassen nach vorn geworfen wurden. Sofort drang Wasser durch ein Leck im Bootsboden ein, man war auf einen scharfkantigen Felsen aufgelaufen. Die Männer sprangen in das seichte Wasser und liefen an das Ufer. Einer der Bootsleute befestigte ein starkes Seil am Bug und legte es dann um einen kräftigen Baum, der in der Nähe stand. Gemeinsam zogen die sechs Männer das Boot nun gänzlich auf den kiesigen Grund, so daß es festlag. Danach wurde der Schaden betrachtet; ein etwa armlanger, jedoch recht schmaler Riß klaffte unterhalb des Bugs. Nach Astagans Worten war er problematisch, aber durchaus reparierbar. „Wir benötigen jedoch ein bestimmtes Baumharz, das aber zum Glück in dieser Gegend zu finden ist!“ sagte er. „Ich werde mich gleich morgen in der Frühe aufmachen und es suchen!“ Der Ton des Bootsführers war seltsam geblieben. Das Unglück schien ihn nicht sonderlich zu beeindrucken, obwohl sie jetzt für mindestens zwei Tage an diesen Ort gebunden waren; so lange würden die Reparatur und das Aushärten des Harzes dauern. Da sie nun nichts weiter unternehmen konnten, bereiteten sie das Nachtlager.

ger vor. Dabei sonderten sich die beiden Gruppen, die eben noch gemeinsam das Boot gerettet hatten, wieder voneinander ab. Nur das Feuer wurde zusammen genutzt, danach legte man sich schlafen. Die einmal gewählte Wachordnung wurde jedoch eingehalten, so daß Gwendon wieder am Feuer saß. Toren und Yard lagen etwas abseits der anderen Männer und unterhielten sich flüsternd. „Etwas ist an der ganzen Sache recht seltsam!“ sagte Yard leise.

„Was genau meinst du?“ fragte Toren, erriet jedoch Yards Gedanken bereits.

„Astagan war der einzige, der beim Auflaufen des Bootes nicht erschrak; so als hätte er es bereits vorausgesehen!“ Toren lächelte in der Dunkelheit. „Du hast es also auch bemerkt. Es fragt sich natürlich, was er damit bezweckt, wenn er sein eigenes Boot absichtlich auf einen Felsen laufen läßt?“

„Zumindest sitzen wir jetzt ein paar Tage hier fest!“ bemerkte Yard. „Aber was könnte ihm das nutzen? Will er uns an jemanden verraten?“

„Soweit ich mich zurückerinnern kann, gibt es in dieser Gegend niemanden an den er uns verraten könnte. Das hätte er bei den Torwachen in Markestiana machen müssen. Trotzdem sollten wir auf alles gefaßt sein. Ich werde nach Gwendons Wache die Augen offen halten; sei auch du bereit!“

Damit endete ihr Gespräch und Yard lauschte den nächtlichen Geräuschen dieser fremden Gegend. Seltsame Laute drangen aus dem Dickicht der Bäume zu ihm herüber. Gruzendes Brüllen und helle Schreie vermischten sich mit dem andauernden Zirpen der Insekten. Manche der Geräusche hörten sich so an, als stammten sie von Tieren, denen man besser nicht begegnete. Unbewußt griff Yard zu seinem Schwert und hielt es die ganze Zeit fest, bis er

eingeschlafen war.

Früh am Morgen brach Astagan mit einer Axt und einem geeigneten Gefäß auf, um das erwähnte Harz zu besorgen. Leise gab er seinen Männern Anweisungen und verschwand dann grußlos in der dichten Blätterwand. Morgendlicher Nebel waberte noch in der Luft, als die Gefährten sich ihr Frühstück bereiteten. Sie beachteten die beiden Bootsleute nicht weiter und setzten sich getrennt von ihnen an das Ufer des Flusses.

„Wir werden die Zeit, die wir haben dazu nutzen, um heute auf die Jagd zu gehen!“ sagte Toren zu Yard. „Dabei bekommen wir auch die Gelegenheit, das Umland zu erkunden und auf eventuelle Gefahren zu achten. Ich habe mich mit Gwendon abgesprochen, er wird hierbleiben und unsere Freunde im Auge behalten!“

Yard blickte den Hochländer an, der lächelnd nickte. „Ich werde bei Bedarf schon mit ihnen fertig!“ sagte Gwendon überzeugt.

Als sie ihr Mahl beendet hatten, bestieg Toren das Boot und holte Yards und seinen Bogen, sowie etwas Proviant heraus. Dann füllte er noch zwei Wasserflaschen und kehrte zu den Freunden zurück. Der Aufbruch Torens und Yards erregte natürlich die Aufmerksamkeit der beiden Begleiter Astagans und sie stellten sich den Freunden in den Weg. „Was habt ihr vor?“ fragte einer der beiden mit finsterem Blick.

„Da eure Gastlichkeit nicht gerade berauschend ist, werden wir etwas jagen gehen!“ antwortete Toren mit gespielter Freundlichkeit.

„Ihr könnt jetzt nicht fortgehen!“ sagte der Bootsmann im Befehlston. Offenbar fühlte er sich sehr überlegen. Doch Torens Gesichtsausdruck änderte sich schlagartig und er zog drohend sein Schwert. „Wollt ihr uns etwas verbie-

ten?“ fragte er, dem Mann fest in die Augen blickend. „Ihr seid nicht der Mann dazu. Geht uns aus dem Weg, wenn ihr keine Unannehmlichkeiten wünscht. Wir haben euch gut bezahlt, sind aber ansonsten freie Männer und tun, was uns beliebt. Ihr habt also kein Recht, uns aufzuhalten!“

Der feste Ton des Schmiedes, sowie die Haltung seiner beiden Freunde, die nun ebenfalls ihre Waffen gezogen hatten, verunsicherte die Bootsmänner sichtlich. Der Sprecher sagte nun mit viel freundlicherer Miene: „Wir wollten doch nur verhindern, daß euch etwas geschieht. Diese Gegend wimmelt nur so von wilden Tieren und es ist sehr gefährlich, den Wald zu betreten!“

Toren machte eine verächtliche Handbewegung. „Ich bin schon durch dieses Land gewandert, als ihr noch nicht einmal geboren ward!“ antwortete er. „Unser Freund hier“, er deutete auf Gwendon, „wird auf euch achten und vor den wilden Tieren beschützen!“

Nach dieser sarkastischen Bemerkung machte er sich mit Yard auf den Weg; gefolgt von den finsternen Blicken der Bootsleute, die nun nicht mehr wagten, die beiden Männer aufzuhalten. Sie blickten zu Gwendon herüber, der wie zufällig mit seinem langen Hochländerdolch spielte und sie anlächelte. Wütend und ärgerlich zogen sie sich zurück und versuchten, die erlittene Schmach zu verdauen.

Nach einer Weile waren Toren und Yard bereits tief in den Urwald eingedrungen. Großfährige Pflanzen und herabhängende Stauden machten den Weg sehr beschwerlich. Oft mußten sie sich mit ihren Schwertern Breschen in das dichte Grün schlagen, um voranzukommen. Riesige Insekten umschwärmten sie dabei und Yard wurde mehr als einmal gestochen. Er schlug verzweifelt nach seinen Peinigern, doch die Tiere waren stets schneller. Toren lachte und pflückte eine weißliche Frucht von einem Strauch, der

über ihnen wucherte. Er zerquetschte die etwa faustgroße, runde Frucht und rieb Yard und sich mit dem Saft ein. Ein übler, saurer Duft stieg auf und der junge Mann verzog angewidert sein Gesicht.

„Der Duft der Koqua ist nicht gerade sehr angenehm“, bestätigte Toren lächelnd,“ aber die Insekten mögen ihn auch nicht. Außerdem überdeckt er unseren menschlichen Geruch, den wir verbreiten. Das wird uns bei der Jagd sehr nützlich sein!“

Sie schritten weiter durch das Wirrwarr von Pflanzen und nach einiger Zeit verlor Yard vollkommen seine Orientierung. Er fragte sich, wie Toren sich hier zurecht fand. Wenigstens schien der Saft der Koqua wirklich zu wirken, denn die Plagegeister ließen tatsächlich von ihnen ab. Gegen Mittag hielten sie an einer lichten Stelle an, um etwas zu essen. Dabei wurden sie von merkwürdigen, kleinen Wesen mit braunem Fell und spitzer Schnauze beobachtet. Die Tiere waren anscheinend sehr neugierig und betrachteten sie von den Bäumen aus, während sie piepsende Laute ausstießen. Yard stand unter einem Ast und wollte gerade von seinem Brotlaib abbeißen, als eines der Wesen blitzschnell nach unten stieß und ihm das Brot stahl. Mit flinken Bewegungen kletterte es wieder hoch und untersuchte seine Beute.

„He, das war meins!“ rief Yard halb belustigt und halb verärgert hinauf.

Toren mußte wieder lachen. „Er wird es nicht mögen!“ sagte er. „Parakuhs sind reine Insektenfresser, aber sehr neugierig auf alles Neue. Sie haben einen hervorragenden Spürsinn und bemerken jede Veränderung in ihrer Umgebung. Wer klug ist, achtet auf ihr Verhalten!“

Tatsächlich ließ das Tier das Brot nach eingehender Untersuchung wieder fallen. Plötzlich erhob sich ein wildes Pfeif-

konzert unter den Parakuhs und sie richteten ihre Aufmerksamkeit in eine andere Richtung. Das ganze Rudel schwang sich höher in die Baumwipfel und verschwand. Torenblickte ihnen nach und packte seine Verpflegung ein. „Komm“, sagte er zu Yard, „ich glaube wir sollten den Tieren nacheilen!“

Sie folgten dem Rudel in westliche Richtung. Nach einiger Zeit erreichten sie eine dichte Buschgruppe, deren Äste sich bewegten. Die Parakuhs hielten sich in der Nähe auf und beobachteten die beiden Jäger. Hinter den Büschen erhob sich ein eigenartiges Schnarren; ein größeres Tier schien sich dahinter aufzuhalten. Yard sah Torens fragend an, denn er konnte sich keinen Reim auf die Geräusche machen. Der Schmied lächelte und bedeutete ihm mit Handzeichen, daß er die Äste etwas beiseite schieben sollte. Torens machte seinen Bogen schußfertig, während Yard der Aufforderung vorsichtig nachkam. Welch ein Wesen hatte wohl diese Laute von sich gegeben? Yard hoffte nur, daß ihn nicht im nächsten Moment irgendein furchtbares Raubtier ansprang. Doch als er die Äste langsam zur Seite schob erblickte er zunächst nur eine freie Lichtung, aber kein Tier.

Doch plötzlich starrte ihn ein Paar große Augen mit einem gebogenen Schnabel dazwischen an. Das Tier reckte einen langen Hals und schnatterte aufgeregt. Das ebenfalls erschrockene Schreien Yards bewirkte jedoch die Flucht des eigenartigen Wesens. Weit kam es allerdings nicht mehr, denn es wurde von Torens Pfeil durch den Rücken direkt in sein Herz getroffen. Reglos blieb es auf der kleinen Lichtung liegen.

Torens durchschritt das Dickicht und kniete sich neben seine Beute. Yard folgte ihm und betrachtete das Tier neugierig. Es war ein etwa mannshoher Laufvogel, der vor ihm

lag. Sein Gefieder war braun und wies einige schwarze Sprenkel auf. Die langen Beine besaßen eine tiefgelbe Farbe und endeten in zwei kräftigen Füßen mit dicken Zehen. Der auffällig gebogene Schnabel besaß einen Höcker, der fast wie eine menschliche Nase aussah. Auch die, wenn auch jetzt gebrochenen Augen, erinnerten Yard eher an einen Menschen, als an einen Vogel. Dieser Garb, wie Toren ihn nannte, hatte das Pech gehabt, die Parakuhs und somit auch die Jäger auf sich aufmerksam zu machen.

„Es ist noch ein junges Tier!“ stellte Toren fest. „Es wird einen guten Braten abgeben und uns für einige Tage mit Fleisch versorgen!“

„Ein junges Tier?“ fragte Yard erstaunt. „Es ist riesengroß!“

„Die Alten werden beinahe doppelt so hoch, sind dann aber zäh und ungenießbar!“ antwortete Toren. Er wollte noch einige Worte sagen, stutzte dann jedoch. Als er in Yards Richtung blickte, entdeckte er zwei Gegenstände, die unter einem Baum lagen und ihm irgendwie bekannt vorkamen. Er erhob sich und trat näher heran. Jetzt erkannte er die Sachen: es handelte sich um die Axt und das Gefäß, die Astagan am Morgen mit sich genommen hatte. Sie lagen ordentlich abgelegt nebeneinander, waren also nicht in wilder Flucht fortgeworfen worden. „Astagan muß sich also hier in der Nähe befinden. Wahrscheinlich hat er einen der gesuchten Bäume gefunden!“ vermutete Yard.

„Es gibt in dieser Gegend keinen Baum, aus dem er das Harz gewinnen könnte!“ antwortete Toren. „Nein, er hat die Sachen hier abgelegt, weil sie ihm hinderlich waren. Astagan ist ohne sie weitergegangen!“

„Weitergegangen?“ fragte Yard. „Um was zu tun?“

„Ich weiß es nicht genau; aber wir machen uns besser schnell auf den Weg zurück. Vielleicht irre ich mich ja, aber ich glaube, etwas stimmt nicht an der ganzen Sache!“

Schnell schnitten sie einen langen Ast ab und banden das erlegte Tier daran fest. Auf ihre Beute wollten sie trotz aller Vermutungen nicht verzichten. Doch dann eilten sie los und begaben sich auf den Rückweg, wobei sie einfach nur der geschlagenen Bresche folgen brauchten. Dennoch brauchten sie länger für die Strecke, da das Gewicht des Tieres viel Kraft kostete und sie aufhielt. Somit erreichten sie den Waldrand erst, als es bereits dämmerte. Zunächst fiel ihnen die urplötzliche Ruhe auf die in dem, ansonsten so lauten nächtlichen Wald herrschte. Kein einziges Tier war zu hören; selbst die Insekten schienen verstummt zu sein. Hinzu kam ein unangenehmer Geruch, den sie feststellten. Es war ein süßlich-fauler Duft, wie er oft von einem großen Raubtier ausging.

Yard wußte sofort, daß er diesen Geruch schon einmal gerochen hatte. Er konnte sich allerdings nicht daran erinnern, wo und wann das gewesen war. Diese ungewöhnlichen Umstände veranlaßten die beiden Männer dazu, noch nicht aus dem Wald herauszutreten, sondern zunächst das Lager zu beobachten. Vorsichtig schlich Toren in gebückter Haltung und auf jeden Ast in seinem Weg achtend voran, während Yard ihm auf sein Handzeichen folgte. Als sie von ihrem Versteck aus freien Blick auf das Lager erhielten, stellten sich Yards Nackenhaare hoch. Direkt am Ufer saßen drei der schwarzen Flugdrachen des dunklen Volkes. Ihre Reiter standen mit Astagan und seinen beiden Männern zusammen und schienen sich friedlich miteinander zu unterhalten. Gwendon war hingegen nirgendwo zu entdecken.

„Bleib hier!“ flüsterte Toren. „Ich werde mich näher heranschleichen und sie belauschen!“

Damit verschwand der Schmied in der Dunkelheit. Yard sorgte sich um ihn und um Gwendon. Er hoffte nur, daß

der Hochländer noch lebte und diesen Wesen nicht zum Opfer gefallen war. Die Tatsache, daß Astagan sich mit den Sauroden so vertraulich unterhielt, bewies Yard, daß der Bootsführer also wirklich ein Verräter war. Offenbar stand er mit ihnen im Bund und hatte sie vielleicht sogar hergelotst. Aber weshalb hielten sie sich so weit südlich auf, wie waren sie hierhergekommen? Diese Fragen beunruhigten Yard, ja sie erschreckten ihn förmlich. Die Antwort lag in dem Metall, das er trug; das wurde ihm bewußt. Sie verfolgten ihn und den Barren und sie hatten ihn in dieser einsamen Gegend beinahe gefunden. Das bedeutete, daß er nirgendwo mehr sicher war.

Während Yard darüber nachdachte und die Szene im Lager beobachtete, hatte Toren sich bis auf Hörweite an die Feinde herangeschlichen. Er achtete jedoch darauf, daß er außerhalb des Feuerscheines blieb, um nicht bemerkt zu werden. Die Lautstärke der Männer kam ihm dabei sehr entgegen. Die Sauroden und die Bootsmänner schienen nämlich in einen Streit geraten zu sein. Eben konnte Toren die rauhe Stimme eines der Echsenwesen hören, die mit hörbarem Akzent sprach: „Deine Leute haben versagt, sie haben die beiden anderen Männer gehen lassen!“ sagte der Saurode.

„Aber wir konnten sie nicht aufhalten!“ versuchte sich einer der Bootsleute zu rechtfertigen. „Sie waren einfach besser bewaffnet als wir!“

Die Echse stieß einen mißmutigen Zischlaut aus. „Ihr seid Versager, wenn wir umsonst gekommen sind, werdet ihr das bereuen!“

Nun mischte sich Astagan ein, denn man vernahm seine beschwichtigenden Worte. „Ihr seid nicht umsonst gekommen. Sie kehren auf jeden Fall wieder zurück, und das recht bald, denn es ist bereits dunkel. Ich bin mir sicher, daß ihr

sie noch heute in den Händen habt und wir dann unseren Lohn erhalten!“

Die letzte Bemerkung Astagans war eher eine Frage als eine Feststellung, und sie bewies Toren, daß er mit seiner Einschätzung des Bootsführers Recht hatte. Dieser Mann hatte sie aus reiner Habgier an das dunkle Volk verraten. Wo und wie das geschehen war, konnte sich der Schmied im Moment noch nicht erklären, aber er würde es herausbekommen. Zumindest war damit klar, daß die Feinde ihren Machtbereich schon sehr weit nach Süden ausgeweitet hatten. Höchstwahrscheinlich ohne das Wissen dieser Narren in Tharon, die sich noch immer als ihre Verbündeten betrachteten.

„Ihr werdet den Lohn des Erhabenen erhalten!“ antwortete die Stimme des Sauroden nun. „Wenn es sich wirklich um die Gesuchten handelt und der Dieb des Eigentums unseres Herren sich darunter befindet!“

„Oh ihr könnt sicher sein, daß sie es sind. Ich weiß, welche Mühe man sich in Markestiana gegeben hat, um ihrer habhaft zu werden!“ sagte Astagan überzeugt. „Sie müssen daher sehr wichtig sein. Doch jetzt wäre es vielleicht besser, ihr verbergt euch, damit sie euch bei ihrem Eintreffen nicht sofort sehen und gewarnt sind. Wir geben uns dann ganz normal und werden sie an das Feuer locken, so daß ihr ihnen in den Rücken fallen könnt!“

Damit hatte Toren genug gehört und er kroch langsam wieder zurück. Die Sauroden folgten dem Vorschlag Astagans tatsächlich und verschwanden mit ihren Reittieren im gegenüberliegenden Wald, in dessen Deckung sie sich aufhalten und auf ihre Opfer warten wollten.

Jetzt, da der Schmied die Gefahr kannte, war sie schon nicht mehr so groß. Es fehlte ihm nur noch ein geeigneter Plan, um das Vorhaben der Gegner zu durchkreuzen. Dabei hätte

Gwendon ihm natürlich sehr helfen können. Toren blickte sich in der Dunkelheit um. Wo war der Hochländer nur geblieben? Hatte man ihn getötet und dann in das Wasser geworfen? Doch daran wollte er nicht glauben; mit Sicherheit hatte man Gwendon gefangen und irgendwo verborgen. Aber wo?

Plötzlich bemerkte Toren nicht weit von sich ein großes Bündel, das fest verschnürt am Boden lag. Leise kroch er darauf zu und erkannte zu seiner Erleichterung, daß es sich tatsächlich um den Hochländer handelte, der gebunden und geknebelt worden war. Man hatte ihn hier versteckt, damit er beim Eintreffen seiner Freunde nicht von ihnen entdeckt wurde.

Toren war über die Unerfahrenheit seiner Gegner froh und untersuchte die Fesseln. Gwendon bemerkte die tastenden Hände und machte durch sein Kopfnicken deutlich, daß er unverletzt, jedoch zusätzlich am Boden festgeflockt war. Der Schmied kannte diese Fesselungsart und hatte den Freund bald befreit. Gwendon wollte sich nun sofort von diesem Ort entfernen, doch Toren bat ihn, noch eine Weile so zu tun, als läge er noch immer gefesselt im Sand. Er erklärte dem Hochländer kurz seinen Plan und kehrte dann zu Yard zurück.

Der junge Mann erschrak heftig, als Toren plötzlich wieder neben ihm stand. Er hatte dessen Herannahen nicht bemerkt, obwohl es vollkommen still um ihn herum war. Toren berichtete auch Yard kurz die Umstände und war dann sofort wieder im Blätterdickicht verschwunden. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück und holte Yard. Der Plan des Schmiedes war, zunächst den erlegten Vogel herzuholen und dann in das Lager zurückzukehren, als sei nichts geschehen. Toren mahnte Yard dabei eindringlich, sich ja nichts anmerken zu lassen und so zu tun, als hätten sie

von der Anwesenheit der Sauroden keine Ahnung. „Das bedeutet, du darfst nicht in ihre Richtung schauen und keine Unruhe zeigen. Glaubst du, daß du das durchstehst?“ Er hatte trotz der guten Erfahrungen mit Yard noch seine Bedenken, denn es war in einer solchen Situation sicher nicht einfach, sich zu verstellen. Doch der junge Mann zeigte sich mutig und zuversichtlich und so wagten sich die beiden Männer schließlich, scheinbar arglos, auf die Lichtung am Ufer. Als sie in die Nähe des Feuers kamen, legten sie zunächst ihre Beute ab und taten so, als wollten sie sich sofort schlafen legen, würden jedoch plötzlich Gwendon vermissen. Astagan und seine Männer bemerkten das natürlich und kamen mit aufgesetzt freundlichen Mienen auf die beiden zu. „Wo wart ihr nur so lange?“ fragte der Bootsführer scheinbar besorgt. „Wir haben uns große Sorgen um euch gemacht. Euer Freund ist am Abend aufgebrochen um euch zu suchen; wir konnten ihn nicht aufhalten!“

Astagan machte zu dem ganzen Spiel ein höchst freundliches Gesicht, als hätte es nie einen Zwist zwischen den Männern gegeben. Ohne auch nur eine Antwort abzuwarten, zog er Toren und Yard an das Lagerfeuer. Sie sollten sich doch zu ihnen gesellen, gab er vor. Das war jedoch nur eine Finte, da man von dem hellen Feuer aus nicht so gut in die Dunkelheit blicken konnte und somit die heranahenden Feinde nicht rechtzeitig bemerkte. Die beiden Freunde gingen zum Schein auch erfreut auf dieses Angebot ein, hielten jedoch unbedingt ihre Waffen bereit, wobei Toren seinen Bogen quer über die Beine legte, als sei er ihm am Rücken nur hinderlich. Yards Bogen hatte er zuvor Gwendon gebracht, der nun aus der Dunkelheit heraus alles beobachtete und seine Freunde rechtzeitig warnen würde.

Die Männer unterhielten sich eine geraume Weile am Lagerfeuer. Astagan heuchelte Interesse am Ausgang der Jagd und Toren gab ihm auch bereitwillig Auskunft. Der Schmied war dabei so ruhig und gelassen, als sei alles in bester Ordnung und kein Feind lauere nur darauf, sie zu überfallen und zu töten. Die Sauroden ließen sich in der Tat sehr viel Zeit, anscheinend wollten sie ihre vermeintlichen Opfer zunächst in Sicherheit wiegen, um dann um so überraschender über sie herzufallen. Die lange Zeitspanne machte aber weniger Toren und Yard, als vielmehr Astagan und seine Männer nervös. Immer öfter sahen sie zu dem Waldstück herüber, in denen sich ihre Verbündeten aufhalten mußten. Toren erheiterten die Versuche der drei Männer, sich dabei nichts anmerken zu lassen und so normal wie möglich zu erscheinen. Als Astagan wieder einmal in die erwähnte Richtung starrte, konnte der Schmied sich eine Bemerkung nicht verbeißen: „Ihr scheint heute Nacht noch jemanden zu erwarten?“ fragte er völlig harmlos.

Der Bootsführer war über diese Frage entsetzt und antwortete stotternd: „Wie...wie kommt ihr nur darauf?“

„Nun, ich sehe euch ständig alle in eine bestimmte Richtung schauen, so als müßte dort irgendwer aus dem Wald herauskommen!“

„Nein, nein“, versicherte Astagan sofort, „ihr müßt euch irren. Ich sehe nur ab und zu dorthin, weil ich Geräusche höre und nachsehen will, ob sich nicht ein wildes Tier nähert!“

„Geräusche?“ fragte Toren lächelnd. „Ich finde, daß der Wald heute auffällig still ist. Meint ihr nicht auch?“

„Ja...äh nein, ich weiß es nicht!“ Astagan war nun völlig durcheinander und wußte nicht mehr, was er noch sagen sollte. Da erklang plötzlich der dreimalige Ruf einer Eule.

„Da hört ihr es, der Wald ist nicht still!“ rief er aufgeregt. Toren nickte nun ernst. „Wahrhaftig nicht!“ sagte er und holte einen Pfeil aus dem Köcher und ließ ihn zwischen seinen Fingern spielen. Der Eulenklang war nämlich das ausgemachte Warnzeichen Gwendons gewesen, der damit das Herannahen der Sauroden meldete. Das Spielen mit dem Pfeil machte die Bootsleute noch nervöser und sie begannen zu ahnen, daß ihr Plan nicht so lief, wie sie es sich vorgestellt hatten.

Mit einem Mal überstürzten sich die Ereignisse. Das Surren eines Pfeils war zu hören und kurz darauf schrie ein Saurode getroffen auf. Gwendons Pfeil war dem ersten, der in den Schein des Feuers lief, in die Brust gedrungen. Sofort sprang Toren auf, legte ebenfalls an und traf den zweiten Gegner. Das dritte Echsengesicht hielt mitten im Lauf an und stieß einen erschrockenen Zischlaut aus. Doch dann schlug es sich blitzschnell auf die Seite und verschwand wieder in der Dunkelheit. Toren zückte sein Schwert und eilte dem Feind nach, während Yard die drei Bootsleute mit seiner Waffe bedrohte und sie festhielt. Die Wut und Enttäuschung über das Mißlingen ihres Vorhabens, stand Astagan und seinen Männern deutlich im Gesicht geschrieben. Sie blickten Yard finster an und hätten ihn am liebsten überwältigt. Doch der junge Mann hielt ihnen drohend sein Schwert entgegen und warnte sie eingehend.

Mittlerweile war auch Gwendon hinzugetreten und untersuchte die beiden Sauroden. Sie waren beide tot. In den Händen hielten sie noch ihre schweren Keulen, mit denen sie die Gefährten niederschlagen wollten. Der Hochländer nahm ihnen die Waffen ab und gesellte sich dann zu Yard, um ihn zu unterstützen. Der dritte Saurode lief inzwischen auf den Wald zu. Seiner Schnelligkeit verdankte er es, daß

der Abstand zwischen ihm und seinem Verfolger immer größer wurde. Während des Laufens gab er seltsam kehliche Laute von sich. Sie bewirkten, daß sein Reittier mit ungeschickten Bewegungen aus dem dichten Baumbestand hervorkroch. Als er das Tier erreichte, sprang er schnell auf und zerrte das geflügelte Wesen hoch. Langsam nahm der Drache Anlauf und breitete seine riesigen, schwarzen Schwingen aus. Dicht vor dem heraneilenden Toreen erhob er sich in die Luft und streifte den Schmied noch mit einer Klaue am Kopf. Reiter und Reittier stießen einen triumphierenden Schrei aus und verschwanden dann in der Nacht.

Toreen fluchte, hatte aber keine weitere Zeit, um sich über die Flucht des Feindes zu ärgern. Aus dem Wald traten jetzt nämlich auch die beiden anderen Drachen und fauchten ihn drohend an. Sie schnappten nach ihm, verhielten sich dabei jedoch recht ungeschickt. So flink und schnell sie auch in der Luft waren, so plump bewegten sie sich auf der Erde. Toreen machte ein schnelles Ende mit den Tieren, deren Leben ebenfalls nur das Ergebnis widernatürlicher Zucht war. Sein Schwert zuckte durch die Luft und die häßlichen Köpfe wurden von den Hälsen getrennt.

Als er wieder in das Lager zurückkehrte, fand er die Bootsleute bereits gebunden am Boden vor. Astagan schimpfte ungehalten und beleidigend, wobei er ständig versuchte, sich von den Fesseln loszumachen. Das war jedoch nutzlos, denn Gwendon verstand sein Handwerk und achtete nicht auf die Beschimpfungen.

„Seid still und froh darüber, daß wir euch im Moment noch am Leben lassen!“ rief Toreen ihm zu.

„Mit welchem Recht haltet ihr uns hier gefangen?“ schrie Astagan im empörten Ton, so als habe er einen Grund dazu.

„Was hat das alles überhaupt zu bedeuten? Wer waren

diese seltsamen Wesen und was haben wir damit zu tun?“ Der Bootsführer versuchte nun offenbar seine Lage mit Frechheit zu retten. Gwendon ging jedoch sofort zu ihm hin und sagte drohend: „Wollt ihr jetzt etwa noch leugnen, daß ihr gemeinsame Sache mit diesen Bestien gemacht habt; nachdem ihr mich selbst fesseltet?“

„Sie haben uns dazu gezwungen!“ antwortete Astagan jammernd. „Wir mußten ihren Anweisungen folgen, sonst hätten sie uns getötet. Sie wollten euch in die Hände bekommen und haben uns dazu benutzt. Wir haben euch durch unsere Blicke noch warnen wollen. Ihr, Herr Toren, habt mich doch noch gefragt, weshalb wir immer in Richtung Wald schauen. Jetzt wißt ihr die Antwort!“

Toren war für einen Moment über die Verschlagenheit Astagans sprachlos, doch dann begann er zu lachen.“ Ihr versucht euch geschickt aus der Schlinge zu ziehen, doch das nutzt euch nichts. Wir haben euer Gespräch mit den Sauroden belauscht und wissen bescheid über euren Verrat!“

„Ihr irrt euch, wir wurden zu all diesen Handlungen gezwungen und...!“

„Schweigt!“ befahl der Schmied nun streng. „Wir haben gehört, wie ihr von einer Belohnung spracht und wir fanden auch euer Werkzeug im Wald, das ihr dort ablegtet, weil es eurem wahren Vorhaben hinderlich war!“

„Woher wollt ihr das wissen?“ fragte Astagan trotzig.

„Ich habe das Harz, das ihr für die Reparatur eures Bootes benötigt, unter Deck gefunden!“ antwortete Toren. „Warum wolltet ihr dann neues besorgen? Nein, euer Plan war von Anfang an, uns zu verraten. Eure Gier hat euch blind gemacht. Glaubt mir, euer Lohn wäre der Tod gewesen, diese Wesen kennen keine Freundschaft!“

Der Bootsführer fühlte sich nun durchschaut und schwieg

bedrückt. Toren wandte sich ab und beratschlagte sich mit seinen Freunden. „Was wollen wir jetzt machen?“ fragte Gwendon. „Der eine, der entkommen ist, wird möglicherweise Verstärkung holen und uns erneut angreifen!“

„Das befürchte ich auch!“ stimmte der Schmied ihm zu. „Es ist zwar möglich, daß sie wirklich nur zu dritt waren, aber dieses Risiko dürfen wir nicht eingehen; zumal auch ein Einzelner von ihnen gefährlich ist. Mit dem Schiff können wir nicht weiterfahren, selbst wenn es repariert ist. Sie würden uns auf dem Fluß suchen und finden. Wir müssen uns also zu Fuß durchschlagen, was einige Tage länger dauern wird. Es wird bald hell, wir sollten uns schnell entscheiden und uns auf den Weg machen. Doch vorher möchte ich noch gern erfahren, mit wie vielen Gegnern wir zu rechnen haben und was sie von unseren Plänen wissen!“

„Astagan wird uns sicher nichts erzählen!“ warf Yard ein. „Wie willst du ihn zum Reden bringen?“

Toren fing an zu lächeln, denn es war ihm eine Idee gekommen. Er ging wieder zu den drei gefesselten Männern hin und stellte ihnen einige Fragen; auf die er jedoch erwartungsgemäß keine Antworten erhielt. „Ihr könnt einen Teil eurer Schuld an uns abtragen, wenn ihr mir antwortet!“ sagte er.

„Von uns werdet ihr nichts mehr erfahren!“ antwortete Astagan höhnisch. Der Bootsführer war sich sicher, daß diese Männer ihnen nichts antun würden. Dazu waren sie im Gegensatz zu ihm selbst einfach zu gutmütig und ehrlich.

„Nun gut“, nickte Toren, „wenn Ihr nicht redet, werden es vielleicht Eure beiden Männer tun!“ Zusammen mit Gwendon hob er einen der beiden Bootsleute hoch und trug ihn davon. Die anderen Gefangenen fragten sich na-

türlich, was das zu bedeuten habe. Sie versuchten ihre Köpfe zu heben, um etwas sehen zu können, doch es gelang ihnen nicht. Satt dessen hörten sie nach einer Weile einen schrecklichen und langgezogenen Schmerzensschrei, der sie zusammenzucken ließ. Kurz darauf kehrte Toren wieder zurück. „Auch Euer Bootsmann will nicht reden, oder er weiß tatsächlich nichts!“ sagte er, wobei er den Gefangenen etwas zuwarf. Zu ihrem Entsetzen erkannten sie, daß es sich dabei um ein herausgeschnittenes Auge handelte, an dem noch Blut klebte. Der Augapfel starrte sie regelrecht an und beiden Männern wich die Farbe aus dem Gesicht. Mit einer derartigen Grausamkeit hatten sie bei ihren Gegnern nicht gerechnet.

Schon gingen Toren und Gwendon auf Astagan zu, wobei der Schmied sein Messer zückte und es dem Bootsführer drohend entgegenhielt. Dessen Augen weiteten sich ängstlich und er flehte die beiden Männer an: „Bitte...bitte laßt ab von eurem Vorhaben. Ich werde alles sagen, was ich weiß. Aber bitte tut mir das nicht an!“

Toren lächelte zufrieden, seine List war aufgegangen. „Ihr hättet Eurem Kameraden einiges ersparen können, doch jetzt ist es zu spät, also redet. Wo befindet sich das Lager der Sauroden und wie viele sind es?“

Astagan antwortete mit weinerlicher Stimme. „Ihr Lager befindet sich einen halben Tagesmarsch südwestlich von hier. Am Fuße eines kleinen Berges liegt eine Lichtung im Wald. Dort warten noch drei andere von ihnen mit ihren Flugtieren!“

„Wie lautete ihr ursprünglicher Plan?“ fragte Toren scharf. „Sie wollten euch in der Echoschlucht erwarten, die etwa vier Bootstage von hier entfernt liegt. Dort hätten sie ihre Tiere am besten verbergen können und ihr wäret in einen Hinterhalt geraten!“

„Deshalb also Euer Versuch, uns von den Sümpfen fernzuhalten!“ vermutete Toren. Astagan nickte stumm. „Woher wußtet Ihr, daß sie sich in dieser Gegend aufhalten und nach uns suchen?“

„Der Vermittler in Markestiana hat mir alles genau beschrieben!“ antwortete Astagan.

„Welcher Vermittler?“

„Ein stark behaarter, häßlicher Mann hatte Lurgast und mich beobachtet und sprach mich danach an. Er drohte mir, mich töten zu lassen, wenn ich euch nicht in die erwähnte Schlucht bringen würde. Er sagte, daß die Drachener nach euch suchten, weil ihr ihnen etwas gestohlen hättet und sie es sich wieder zurückholen wollten!“

An dieser Stelle brach Toren die Befragung ab, denn er bemerkte, daß Astagan sich nun herausreden wollte. Es stand jedoch fest, daß es überall Kundschafter des Feindes gab und der dunkle Herrscher zu ahnen begann, worin das Ziel der Gefährten lag. Die Beschreibung Astagans von dem „Mann“ in Markestiana, paßte auf einen Angehörigen jener Mischrasse des Feindes, die aufgrund ihres mehr menschlichen Aussehens oft zu Kundschaftszwecken eingesetzt wurden. So weit hatte sich der Machtbereich des Feindes also schon ausgebreitet. Es blieb den drei Freunden nun keine Zeit mehr. Sie mußten schleunigst aufbrechen und sich in die Deckung des Waldes begeben. Eine Sache wollte Toren jedoch noch klären. Er bückte sich und hob das herausgetrennte Auge auf, um es den Gefangenen nochmals zu zeigen. „Ihr könnt ein menschliches Auge nicht von dem eines Vogels unterscheiden, denn von dem stammt es!“ sagte er lächelnd. „Euer Freund liegt vollkommen unversehrt hinter diesem Busch. Wenn es euch gelungen ist, euch selbst zu befreien, könnt ihr euch davon überzeugen. Den Schmerzensschrei hat der Hochländer

ausgestoßen; wir sind nicht die Unmenschen, für die ihr uns gehalten habt. Bewahrt euch selbst in Zukunft ein menschlicheres Antlitz und sucht euch eure Freunde besser aus. Auf dann!“

Toren drehte sich um und begab sich zu seinen Freunden. Die drei Männer besorgten sich genügend Proviant und Wasser und ließen dann die vor Wut brüllenden Gefangenen zurück. Schon bald hatten sie die Uferlichtung weit hinter sich gelassen und schlugen eine südliche Richtung auf die Irrtumssümpfe ein...

Der Herr des Schreckens

Anika stand wie angewurzelt da, unfähig sich auch nur einen Schritt fortzubewegen. Die Klaue des Wartans hielt sie unerbittlich fest und das Wesen gab ein drohendes Knurren von sich. „Jetzt ist es aus“, dachte sie sich, während sie langsam umgedreht wurde. Sie blickte in die tierische Fratze, die furchteinflößenden Zähne des Wesens waren gefletscht. Der Wartan blickte sie fast angewidert an (schließlich war sie eine Unberührbare) aber er ließ sie dennoch nicht los. Er gab ein grunzendes Brüllen von sich und auch der andere Wächter erschien hinter dem Vorhang des Wachraumes. Als er die Frau erblickte, begann ein wildes Durcheinandergegrunze zwischen den beiden Wartans. Anscheinend beratschlagten sie sich in ihrer Sprache, was sie nun mit Anika tun sollten. Der jungen Frau fielen die Worte Waria-Zons ein, daß es Frauen wie ihr streng verboten war, die unteren Ebenen zu betreten. Der Tod war ihr also sicher; zumal sie es gewagt hatte, ihre Herrin zu schlagen und dann zu fliehen. Anika hatte sich schon beinahe an das unvermeidbare gewöhnt und mit ihrem Leben abgeschlossen. Das furchtbare war nur noch das lange Warten, dem sie jetzt ausgesetzt war. Die beiden Wächter beratschlagten sich noch immer und waren darüber in einen Streit geraten. Sie brüllten sich förmlich an und waren sich der Tatsache bewußt, daß sie durch diese Menschenfrau in Unannehmlichkeiten geraten konnten. Sie schoben sich gegenseitig die Schuld für ihre Unachtsamkeit zu. Der Streit wäre mit Sicherheit eskaliert, wenn nicht im selben Augenblick die Schritte mehrerer Füße auf dem Gang zu hören gewesen wären. Diese Schritte gehörten zu

einer Gruppe Sauroden, die von einem gelblichen, seltsam hinkenden Anführer geleitet wurden. Sofort standen die beiden Wächter stramm, als sie die Gruppe bemerkten. Anika glaubte in dem Anführer jenes Echsenwesen zu erkennen, das der Selektor genannt wurde. Die Gruppe blieb bei den Wartans stehen und der Obere fauchte die Wächter an, während er die junge Frau beinahe scheu anblickte. Die Wartans gaben anscheinend eine Erklärung ab und schmückten den Vorfall sicher zu ihren Gunsten aus. Nach einigem Hin und Her bestimmte der Saurode einen seiner Untergebenen als Übersetzer für die Frau. Der Genannte ging widerwillig auf sie zu und wartete auf weitere Anweisungen. Diese ganze Situation war so seltsam, daß Anika beinahe angefangen hätte zu lachen. Sie war eine gefangene, schwache Frau und diese Wesen benahmen sich ihr gegenüber so scheu, als fürchteten sie sich vor ihr. Endlich richtete der Anführer sich an sie und redete in seiner zischenden Sprache: "Der große Selektor will wissen, was du hier unten zu suchen hast?" übersetzte der Dolmetscher.

Anika überlegte eine Weile, wie sie antworten sollte. Verstellte sie sich weiterhin, würde sie das sicher auch nicht vor der Bestrafung schützen. Außerdem hatte sie es satt, diesen Bestien die Verrückte vorzuspielen, also antwortete sie mit klarer Stimme: „Ich bin auf der Suche nach einem jungen Mädchen, das ihr hierher verschleppt habt. Ich wollte sie aus dieser furchtbaren Zuchtanstalt befreien!“ Sie blickte den Übersetzer nun direkt an und fuhr fort. „Sag diesem Scheusal, daß ich mich nicht im geringsten vor ihm oder dem Tod fürchte. Ich bin es leid, vor euch die Schwachsinnige zu spielen und ich habe genug von diesem furchtbaren Leben!“ In ihren Augen leuchtete ein Feuer, das den Dolmetscher zurückweichen ließ, während er

ihre Worte übersetzte.

Das Gesagte löste bei den Echsenwesen heftiges Zucken und wildes Gestikulieren aus. Wie sie es wagen könne, in diesem Ton zu sprechen, fragte der Selektor. Schließlich hätte man sie am Leben gelassen und sie bekäme Nahrung, was sie ausschließlich der Güte des Erhabenen zu verdanken hätte.

Anika konnte diese Worte kaum fassen und eine unbändige Wut stieg in ihr auf. „Ihr habt das Welkenland ohne Grund überfallen, ihr tötetet meine Familie und habt viele unschuldige Menschen verschleppt!“ schrie sie zornesrot. „Ganz zu schweigen von dem, was ihr den Frauen hier antut!“

All ihre Furcht war verschwunden und sie blickte ihr Gegenüber herausfordernd und mit blitzenden Augen an. Ihre Worte wurden wiederum übersetzt; bei der Erwähnung des Welkenlandes horchte der Obere der Sauroden plötzlich auf und fragte nochmals nach. „Mein Herr will wissen, ob du wirklich eine Welkin bist?“

„Natürlich!“ antwortete Anika, etwas aus dem Konzept gebracht. Sie wunderte sich über das Interesse an ihrer Herkunft, bekam jedoch keine weitere Gelegenheit, darüber nachzudenken. Ein plötzlicher Schlag auf ihren Hinterkopf löschte für einige Zeit ihr Bewußtsein. Als sie endlich wieder zu sich kam, lag sie wie ein Bündel auf der starken Schulter eines Wartans und wurde durch die Gänge getragen. Noch stark benommen, erkannte sie nur schemenhaft die düstere Umgebung der Halle, in die sie nun hineingeschleppt wurde. In dem finsternen violetten Licht erkannte sie etliche, umherhuschende Schatten. Es handelte sich um zahllose Sauroden, die in braune Kutten gekleidet waren und sehr beschäftigt zu sein schienen. Sie beugten sich über große Tische, auf denen seltsame Glaskolben und

andere Gefäße standen. Überall brodelten giftig aussehende Substanzen, flossen Anika unbekannte Flüssigkeiten und ein ekelerregender Gestank hing in der Luft. Nur langsam wurde ihr bewußt, daß sie sich in einer alchemistischen Werkstatt befand. Hier im tiefsten Inneren des dunklen Berges befand sich die Brutstätte dieses Volkes. Die Bestätigung für ihre Vermutung erhielt Anika, als sie in die Glaskästen blickte, die überall in die Felswände eingelassen waren. Gefüllt mit einer Gallertmasse, beherbergte jeder dieser Kästen jeweils die Larve eines noch unfertigen Sauroden oder Wartans. Die furchtbaren Embryonen waren nackt und ohne Fell, dennoch konnte man an ihrer Form erkennen, was aus ihnen einmal entstehen sollte.

Noch immer lag Anika über der Schulter eines Wächters und erst als ihr Träger weiterging, gelang es ihr, ihre Blicke von den Brutkästen zu lösen. Sie schloß ihre Augen, bekam die schrecklichen Bilder jedoch nicht aus dem Kopf. Sie hatte furchtbare Angst und war entsetzt. Doch viel schlimmer war die plötzliche und unerklärliche Panik, die sie beschlich, als sie sich einer weiteren Tür näherte. Eine unsichtbare Hand schien ihr Herz zu umklammern und mit eisigem Griff festzuhalten. Die eiserne Tür wurde geöffnet und dahinter gähnte ein lichtloser Gang, dessen Schwärze fast greifbar schien. Alles in Anika sträubte sich, diesen Weg zu betreten, doch sie wurde unbarmherzig weitergeschleppt. Nachdem die Tür sich hinter ihr schloß, herrschte wirklich vollkommene Finsternis. Trotzdem fand ihr Träger zielsicher seinen Weg und strauchelte nicht ein einziges Mal.

Unerwartet endete der Gang in einer großen Halle und sie wurde endlich abgesetzt. Der Wartan entfernte sich und sie stand nun allein mit dem Selektor in der Halle. Die Felswände dieses Ortes leuchteten rötlich; fast sah es so aus,

als glühten sie. Ihr dämmernder Schein loderte auf und ab und beleuchtete die hohe Felsendecke, deren gewölbte Form sie wie einen Dom aussehen ließ.

Trotz der scheinbar glühenden Wände war es furchtbar kalt, zumindest hatte Anika diesen Eindruck. Sie zitterte am ganzen Körper und die Kälte kroch unaufhörlich an ihr hoch. Fröstelnd blickte sie sich um und bemerkte, daß sie nun ganz allein war. Nur sie befand sich in dieser unheimlichen Halle; sie...und der seltsame, schwarze Gegenstand am anderen Ende. Ihre Augen fixierten sich auf diesen Gegenstand und sie konnte den Blick nicht mehr abwenden. Bei genauerer Betrachtung stellte sie fest, daß es eine Art Thron war, dessen hohe Lehne ihr zugewandt war. Wer nahm auf diesem Thron Platz? Diese Frage beherrschte sie bald, und ohne widerstehen zu können, ging sie langsam darauf zu. Ein innerer Widerwille erwachte in ihr, doch sie schritt weiter, wie von einer unsichtbaren Schnur gezogen. Erst wenige Schritte vor dem Thron blieb sie stehen und rührte sich nicht mehr. Jetzt wurde ihr endlich klar, daß sie von einer äußeren Macht gelenkt wurde, die sie steuerte und sie zwang, das zu tun, was sie sollte.

Langsam, unendlich langsam drehte sich die Lehne des Thrones ihr zu und eine undurchdringliche Finsternis drehte sich dabei mit. Anikas Herz schlug so heftig, daß sie Furcht bekam, es würde jeden Moment stehenbleiben. Dann erblickte sie inmitten der Finsternis die zwei rotglühenden Augen, die sie anstarrten und beobachteten. Es waren Augen, die in ihr tiefstes Inneres zu blicken schienen und die niemals blinzelten...

Seine Zeit war ihm kostbar. So kostbar, daß er sich im Grunde niemals um derartige Nichtigkeiten kümmerte. Doch sein alter treuer Diener, eine seiner ersten Schöpfungen,

hatte ihn auf diese sterbliche Menschenfrau aufmerksam gemacht. Diese Frau aus dem unbedeutenden Welkenland, das für ihn nur ein Fleck auf der zukünftigen Karte seiner Macht bedeutete. Dennoch war dieses Land nicht ganz unwichtig für ihn, denn es hatte lange eine Person beherbergt, die ständig an Bedeutung gewann und seinen Plänen möglicherweise gefährlich werden konnte. Dieser junge Mann war ihm unbewußt entwichen und er legte nun alles daran, dessen Aufenthaltsort zu erfahren. Einmal hatte dieser sich schon kurz gezeigt und seine Macht erprobt. Doch noch war der junge Mann zu unerfahren und schwach. Aus diesem Grund nahm er, der dunkle, große Herrscher, nun einige Dinge selbst in die Hand. Die Zeit drängte ihn und jeder kleinste Hinweis konnte wichtig sein, auch wenn er noch so unbedeutend erschien. Letztendlich würde ihn natürlich niemand am Sieg hindern können. Seine Armeen waren bereits ausgerückt, hatten jedoch schon zum zweiten Mal eine Niederlage hinnehmen müssen. Dies war hauptsächlich ein Werk seines alten Gegners Marwinar; deshalb war es nun an der Zeit, die wahre Stärke seiner Streitmacht zu zeigen und zum Angriff überzugehen. Schon befand sich eine Armee auf den Weg in den Süden, wo er seinen vermeintlichen Verbündeten sein wahres Gesicht zeigen würde. Diese Narren in Tharon begannen damit, sich ebenfalls Gedanken um die Metalle der Druiden zu machen. Doch er wußte sie schon zu beschäftigen und würde sie zertreten. Seine wirklichen Gegner zogen ebenfalls nach Süden und dort würde er ihrer dann habhaft werden. Er wollte noch mehr über den jungen Träger des Metallbarrens wissen und wenn diese Menschenfrau ihn kannte, dann erhielt er sicher wichtige Informationen.

All diese Gedanken beschäftigten ihn, während er das zit-

ternde Bündel vor sich betrachtete. Er versuchte in ihre Seele zu schauen, sah ihre Ängste und ihre Verzweiflung; aber auch ihren Mut und die Liebe zu bestimmten Menschen, denen sie nahegestanden hatte. Vieles an der Frau blieb ihm noch verschleiert. Sie trug die Kleidung der unberührbaren, war aber offensichtlich keine Wahnsinnige; so viel konnte er erkennen. Dafür, daß sie einer derart schwächlichen Rasse angehörte, hatte sie sich bisher geschickt durchschlagen können. Offensichtlich hatte diese Frau sogar die alte Waria-Zon täuschen können. Er fragte sich, ob er sich eine derartige Versagerin noch leisten konnte? Doch seine Gedanken schweiften ab und er konzentrierte sich wieder auf sein eigentliches Ziel. Ihn täuschte man nicht. „Du stammst aus dem Land der Welken?“ donnerte seine Stimme durch die Halle. Ihr Hall wurde von der hohen Decke zurückgeworfen.

Anika nickte nur stumm. Sie war unfähig, auch nur einen Ton hervorzubringen, ihre Kehle war wie zugeschnürt. Die Glut in den starrenden Augen wurde nun noch intensiver, doch sie konnte nicht zurückweichen.

„Kennst du Tauris?“

Diese Frage schnitt sich wie ein Schwert durch ihr Gemüt. Yards Name von diesem Unwesen ausgesprochen, verursachte ein gewaltiges Gefühlschaos in ihr. Warum fragte dieses Monstrum nach ihm? Wußte es nicht, daß er sich längst in seiner Hand befand? Doch plötzlich durchschloß sie ein Gedanke. Vielleicht war Yard die Flucht geglückt und lebte noch. Doch selbst wenn es so wäre, welches Interesse könnte das Wesen an einem jungen Mann aus dem Welkenland haben, außer ihn für die Flucht zu bestrafen? Was auch immer für Gründe bestanden, Anika nahm sich vor Yard nicht zu verraten und sie schüttelte als Antwort ihren Kopf.

„Du lügst!“ drohte die Stimme des Wesens laut. Anika bemerkte, wie das glühende Augenpaar sich erhob und auf sie zuschwebte. Näher und näher kam es, bis es sich dicht vor ihr befand und ihr direkt in die eigenen Augen starrte. „Ich kann deine Gedanken sehen!“ flüsterte die Stimme nun böse. „Du kennst Tauris..., du kennst ihn sogar sehr gut, doch du willst ihn nicht verraten!“

Es war unheimlich. Anika schien vor diesem Wesen nichts verbergen zu können. Sie zwang sich dazu, nicht weiter an Yard zu denken, um nicht noch mehr von ihm offenzulegen. Beinahe glaubte sie, die unheimliche Gestalt vor ihr lächeln zu sehen. Doch das mußte eine Täuschung ihrer überreizten Nerven sein.

„Ist er dir so teuer, daß du dein Leben für ihn geben würdest?“ fragte das finstere Wesen. Es bemühte sich, seine Stimme sanfter klingen zu lassen, doch für Anika war sie noch immer bedrohlich. „Ich kann noch nicht genau sehen, wie du zu ihm stehst; es ist noch zu dunkel in deinen Erinnerungen. Doch ich bekomme alles aus dir heraus, verlaß dich darauf. Man kann nichts vor mir verbergen. Ich bin die Macht, die alles beherrscht!“

Die Schwärze breitete sich noch weiter aus und für einen Moment dachte Anika, daß es nun um sie geschehen sei. Doch dann nahm die Gestalt wieder ihre ursprüngliche Größe ein und die glühenden Augen durchforschten wieder die Seele der jungen Frau. Noch lange Zeit hielt der dunkle Herrscher sie in seinem Bann. Dann rief er Worte in einer für Anika unverständlichen Sprache. Sofort eilten zwei in roten Umhängen gekleidete Sauroden herbei und stellten sich rechts und links neben sie. „Bringt sie weg!“ befahl ihr Herr. „Doch sorgt dafür, daß sie am Leben bleibt. Sie wird noch einmal eine wichtige Rolle für uns spielen; ich sehe das in ihrer Zukunft!“ Die Stimme lachte laut und

siegessicher, während die beiden Wachen mit Anika die Halle verließen. Sie wurde in die unterste Ebene des dunklen Berges gebracht und in ein Verlies gesperrt, das vollkommen finster und nur mit einer kargen Pritsche ausgestattet war. Es war feucht und kühl in dieser Zelle und Anika fror erbärmlich. Erst jetzt gelang es ihr, das Erlebte zu verarbeiten und die große Anspannung löste sich in einem Weinkampf auf. Es dauerte sehr lange, bis sie sich wieder etwas beruhigte und dann vor Erschöpfung einschlief.

Nach einigen Stunden erwachte sie in der noch immer völlig lichtlosen Zelle. Trotz der Dunkelheit bemerkte Anika, daß etwas nicht stimmte. Sie spürte, daß sich noch jemand in der Zelle befand. Jemand, der ihr feindselig gesonnen war. Ihre Nackenhaare stellten sich auf und ihr Magen krampfte sich unangenehm zusammen. Sie verhielt sich vollkommen ruhig und lauschte. Sie vernahm ein leises Atemgeräusch, die andere Person, oder was immer es auch war, mußte sich auf der anderen Seite der Zelle aufhalten und beobachtete sie wahrscheinlich. Anikas Herz schlug wieder heftig, als sie sich langsam aufrichtete. „Wer ist da?“ fragte sie zaghaft.

Als Antwort wurde eine helle Fackel entzündet, deren Schein sie zunächst blendete. Doch dann kam ein Gesicht zum Vorschein. Waria-Zon, die schwarze Frau blickte sie hämisch und böse an. Anika glaubte bei diesem Anblick sterben zu müssen, so sehr erschrak sie. Warias linkes Auge war zugeschwollen, offenbar eine Folge des Schlages, den Anika ihr zugefügt hatte. Dennoch lag Genugtuung in dem Gesicht der schwarzen Frau. Genugtuung darüber, daß dieses kleine Biest sich nun endlich wieder in ihren Händen befand, und das in einer weitaus schlimmeren Lage als zuvor. Aus diesem Verlies war noch niemand wieder

lebend herausgekommen. Waria grinste ihr Opfer schadenfroh an. „Hat man dich also doch noch erwischt, du kleine Furie?“ fauchte sie. „Du kannst nur froh sein, daß der Herr befohlen hat, dich noch eine Weile am Leben zu lassen. Ansonsten hätte ich schon die passende Strafe für dich gefunden. Hoffe also, daß man dich mir niemals mehr überläßt. Doch sei unbesorgt“, fügte sie zynisch hinzu, „hier kommst du niemals wieder heraus!“ Waria lachte kreischend, daß es sich wie das Gelächter einer Wahnsinnigen anhörte.

Anika fragte sich, weshalb man sie noch nicht sofort getötet hatte? Welchen Wert hatte sie noch für diese Wesen? Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und fragte: „Was hat das alles zu bedeuten? Ihr seid doch so verhaßt auf mich, also warum tötet Ihr mich nicht?“

Waria grinste noch immer und kam mit ihrem Gesicht näher an Anika heran. „Glaub mir, ich wüßte nicht, was ich sofort lieber täte. Doch der Erhabene hat noch etwas mit dir vor, nur darum wirst du noch verschont!“ Plötzlich veränderte sich die Stimme der schwarzen Frau und sie wurde seltsamerweise eindringlicher. „Du bist in diesem Verlies verloren, aber es gibt noch eine Möglichkeit für dich!“ flüsterte sie. „Ich hätte dir diese Chance nicht gegeben, aber der Erhabene besitzt eine unendliche Güte, also nutze sie!“

Langsam dämmerte es in Anika, die sich zunächst über die Veränderung in Warias Stimme gewundert hatte. Dieses Gespräch war nichts anderes, als ein weiterer Versuch, sie auszuhorchen. Waria sollte sie in ein Wechselbad zwischen Bangen und Hoffen versetzen, um sie zu zermürben. Yard war der Grund für all das. Warum war er so wichtig für sie? Irgend etwas an ihm schien den dunklen Herrscher zu verunsichern. Anika konnte sich natürlich

nicht erklären, was das sein könnte. Doch wieder keimte diese unerklärliche Hoffnung in ihr auf. Es lag eine seltsame Macht in der Erinnerung an Yard und sie wurde von Mal zu Mal stärker. Viel gefäßter als zuvor, fragte sie: „Welche Möglichkeit meint Ihr?“

„Tauris!“ antwortete Waria leise. „Vertraue dich dem Herrn an, sag ihm alles und du wirst es nicht bereuen. Der Erhabene wird sich dafür sehr erkenntlich zeigen, denn er ist sehr großzügig!“ Die Schwarze Frau geriet beinahe ins Schwärmen und ein seltsamer Glanz lag in ihren Augen. Alle Feindseligkeit war aus ihr gewichen, als sie beschwörend auf Anika einredete. Doch die junge Frau antwortete nur mit einem einzigen Wort: „Niemals!“

Dieses gestochen scharf ausgesprochene Wort löste wieder die alte Wut und den Haß in Waria aus. Ihr Gesicht verzog sich zornig. „Du bist es nicht wert, daß man sich mit dir abgibt und am Leben läßt!“ zischte sie gefährlich. „Deine armseligen Tage sind gezählt, du wirst in dieser Zelle vermodern!“ Wieder erklang das häßliche Lachen der schwarzen Frau und sie drehte sich um. Waria schickte sich an, die Zelle zu verlassen. Sie war nun endgültig fertig mit dieser Gefangenen, die sie zwar nicht anrühren durfte, aber dennoch haßte und sie am liebsten umgebracht hätte. Der Grund dafür lag nicht nur in dem Schlag, den Anika ihr zugefügt hatte, sondern saß weitaus tiefer. Zu viel an diesem so verflucht hübschen Mädchen erinnerte sie an sich selbst; so wie sie früher einmal gewesen war. Waria dachte an jene Zeit zurück, als man sie von ihrem Liebsten getrennt und an diesen Ort Gebracht hatte. Sie war stark gewesen und hatte sich in einer dermaßen feindlichen Welt behauptet. Ihre Stärke und ihre Härte zu sich selbst hatten ihr geholfen, genau wie es auch bei dieser Gefangenen war. Doch solche Gedanken kamen ihr nicht

oft und sie verwischte sie stets wieder. Sie fühlte sich in solchen Momenten immer wie eine Verräterin an ihrem Herrn, der es ihr ermöglicht hatte, weiter zu leben und sogar einen festen Platz bei diesem Volk einzunehmen.

Anika befand sich nun in einem Zustand der äußersten Angespanntheit, so sehr hatten Warias Worte sie getroffen. Aus dieser Zelle gab es scheinbar wirklich kein Entkommen mehr. Sie würde im tiefsten Verlies dieses Berges verschmachten. Fern ihrer Heimat, fern der Sonne und der Menschen, die sie liebte. Diese Gedanken schossen wie Blitze durch sie hindurch. Wenn sie jetzt nichts unternahm, war sie für immer verloren. Sie sprang wie von einer Feder angetrieben von ihrer Pritsche auf und fiel Waria von hinten an. Wie ein Raubtier kämpfte sie die Gegnerin nieder, wobei sie ihr den Arm um den Hals legte und kräftig zu drückte. Die schwarze Frau konnte sich unmöglich aus diesem festen Griff befreien und war auch viel zu überrascht dazu. Anika keuchte und ihr Herz schlug vor Anstrengung und Aufregung, doch sie ließ nicht los. Die Verzweiflung verlieh ihr unglaubliche Kräfte. Der schreckliche und in aller Stille ausgeführte Kampf dauerte unendlich lange. Doch schließlich wurde das krampfartige Zucken und das Umherschlagen Warias schwächer und schwächer, um dann endlich ganz zu ersterben. Anikas Gegnerin bewegte sich nicht mehr, die junge Frau hielt sie noch eine Weile fest und ließ sie dann vorsichtig zu Boden gleiten. Noch immer ging ihr Herzschlag heftig und nur langsam konnte sie sich beruhigen. Erst jetzt wurde sie sich ihrer Tat richtig bewußt. Sie begann zu zittern und schluchzte leise. Dann blickte sie auf die am Boden liegende Frau, die sich nicht mehr rührte. „Ich habe einen Menschen getötet“, dachte sie und war über sich selbst entsetzt. Doch sie mußte mit dieser Situation fertig werden und

zwang sich zur Ruhe. Scheinbar hatte niemand den Kampf bemerkt, denn es erschien kein Wächter. Anika war jedoch davon überzeugt, daß Waria nicht ohne Begleitung zu ihr gekommen war. Sicher hielten sich draußen vor der Tür mindestens eine oder zwei Wachen auf, die auf Waria warteten.

Das Geschehene war nun nicht mehr rückgängig zu machen, also was sollte sie jetzt unternehmen? Es kam ihr ein Gedanke, der fast noch verwegener war, als der Angriff auf die schwarze Frau. Waria hatte sich wie immer mit einem dunklen Mantel umhüllt, dessen Kapuze ihr Gesicht verbarg. Die junge Frau beugte sich zu ihr hinunter und nahm ihr den Mantel ab. Da Waria auf dem Bauch lag, brauchte Anika nur die Spange an deren Hals zu lösen und konnte das Kleidungsstück leicht aufnehmen. Sie hängte sich den Mantel selbst um, schlug die Kapuze hoch und ging auf die Zellentür zu. Tief durchatmend und mit schweißnassen Händen, öffnete sie die Tür einen Spalt und lugte nach draußen. Wie sie befürchtet hatte, standen dort zwei Wartanwächter, die sich leise miteinander unterhielten. Als sie die Gestalt, die aus der Zelle trat, bemerkten, unterbrachen sie ihr Gespräch sofort und nahmen Achtungshaltung ein. Anika nahm ihren gesamten Mut zusammen und ging auf die beiden Wächter zu. "**Berschen dark-**abschließen!" sagte sie mit der rauhesten Stimme, die ihr möglich war. Sie hatte diese Worte oft genug gehört und sich gemerkt.

Die Wächter kamen ihrem Befehl tatsächlich nach und verriegelten die Zellentür, ohne nochmals einen Blick in das Verlies zu werfen. Für den Augenblick ließen sie sich also wirklich von der verhüllten Gestalt Anikas täuschen. Die junge Frau war furchtbar aufgeregt und hoffte nur, daß die Wartans ihr Zittern nicht bemerkten. Am liebsten wäre

sie jetzt einfach schreiend fortgelaufen, doch sie riß sich zusammen und spielte weiterhin ihre Rolle. „*Karrack*-folgen!“ befahl sie knapp und setzte sich in Bewegung. Die beiden Wächter folgten ihr im Respektsabstand. Wohin sie eigentlich wollte, wußte Anika noch nicht. Die Hauptsache war zunächst einmal, den Zellentrakt zu verlassen und die Wächter abzulenken. So selbstsicher wie es ihr möglich war, schritt sie voran; als wüßte sie genau, wo ihr Ziel lag. Schließlich gelangte sie an eine Treppe, die nach oben führte. Schon wollte sie die erste Stufe besteigen, als sie das unheimliche Gefühl der Panik wieder beschlich, das sie in der Nähe des dunklen Herrschers verspürt hatte. Sie nahm den Fuß wieder von der Stufe und wirkte für einen Moment unsicher, so daß die Wächter sie verwundert ansahen. Es mußte ihr also schnell etwas einfallen, um sie loszuwerden. Hinter der Treppe gabelten sich zwei Gänge, die ebenfalls in das Ungewisse, doch sicherlich nicht in die Nähe dieses scheußlichen Wesens führten. Auf die Autorität Warias hoffend, befahl sie den beiden Wartans ohne weitere Erklärung, die Treppe hinaufzusteigen, während sie selbst einen anderen Weg nehmen wolle. Die Wächter blickten sie wiederum verwundert an, zuckten jedoch bei dem laut wiederholten Befehl zusammen und kamen ihm schleunigst nach. Als sie die Treppe hochstiegen und aus Anikas Blickfeld verschwanden, atmete sie erleichtert auf. Sie wußte nicht, wie lange sie diese Rolle noch hätte spielen können, bis man ihr auf die Schliche gekommen wäre. Doch möglicherweise benötigte sie ihre Tarnung noch weiterhin und so behielt sie den Mantel an und entschied sich für den rechten der beiden Gänge, in den sie nun eintrat. Natürlich wußte sie nicht, wohin er führte; aber ihr war alles recht, wenn sie nur so schnell wie möglich die unheimliche Treppe verlassen konnte. Nach-

dem sie den Gang längere Zeit durchschritt, fing sie an, sich selbst Fragen zu stellen. Wenn es ihr diesmal wirklich gelänge zu fliehen, was wollte sie dann machen? Konnte sie diesem Labyrinth tatsächlich entfliehen und sich dann ohne Nahrung und Wasser durch das dunkle Land schlagen? Hatte sie angesichts dieser Tatsachen überhaupt eine Chance? Sie verdrängte ihre Verzweiflung so gut es ging und bewegte sich weiter durch den Gang. Jedes Schicksal war besser, als in den Verliesen dieses Berges zu vermodern.

Der Erdboden senkte sich nach einer Weile und führte noch weiter in die Tiefe. Hier war der Gang nur noch schwach beleuchtet und seine Decke wurde niedriger. Auf beiden Seiten erschienen plötzlich eisenverstärkte Holztüren, die vergitterte Luken besaßen. „Weitere Gefangenzellen“, schoß es Anika durch den Kopf, als sie die Türen betrachtete. Welche armen Seelen mochten sich hinter den Verschlüssen befinden? Sie näherte sich der ersten Tür und versuchte durch die Luke zu schauen. Dabei bemerkte sie einen seltsamen Gestank, der ihr entgegenwehte. Erkennen konnte sie nichts, es war vollkommen dunkel in der Zelle und es schien sich kein Gefangener darin aufzuhalten. Plötzlich packte sie jedoch etwas am Bein und zog heftig daran. Anika erschrak und blickte nach unten. Eine grünliche, mit vielen Warzen besetzte Kralle hielt sie fest. Sie schob sich durch eine schwenkbare Futterluke hindurch und versuchte Anikas Bein hineinzuziehen. Hinter der Tür konnte man ein furchtbares Fauchen und Kratzen vernehmen. Das Wesen dahinter entwickelte enorme Kräfte. Die junge Frau begann zu schreien und versuchte die Kralle abzuschütteln, aber es gelang ihr nicht. Unerbittlich wurde ihr Bein näher und näher an die Öffnung herangezogen...

Auf der Spitze des dunklen Berges

Durch den Schrei der Frau aufmerksam geworden, erschien plötzlich ein hinkendes Wesen aus einer Nische und näherte sich Anika. Sie bemerkte die Gestalt allerdings erst, als diese mit einem dicken Knüppel auf die Kralle einschlug und dabei etwas Unverständliches knurrte. Die Hand des Wesens hinter der Zellentür wich zurück und man konnte ein lautes Heulen vernehmen. Die Gestalt mit dem Knüppel drohte noch einmal durch die Luke und drehte sich dann langsam zu Anika um.

Die junge Frau war an die gegenüberliegende Wand zurückgewichen und betrachtete nun ihren Retter. Zu ihrem Entsetzen sah sie, daß es sich um einen Wartan handelte; allerdings schien er schon sehr alt zu sein. Er besaß einen auffälligen Buckel auf dem Rücken und zog beim Gehen sein linkes Bein nach. Sein Gesichtsfell war fast gänzlich verschwunden und statt eines rechten Auges, klaffte nur ein großes Geschwür an seinem Kopf.

„Er ist ein Krüppel“, dachte Anika, als sie ihn betrachtete. Das Wesen sah sie nicht feindselig, sondern eher verwundert an, so als könne es mit dem Erscheinen der Frau nichts anfangen. „Waria-Zon!“ sagte Anika und deutete mit dem Finger auf sich. Der Wartan legte seinen häßlichen Kopf schief und schaute sie verwundert an.

„Waria-Zon“, wiederholte die junge Frau, „*schekr dra Waria-Zon!*“ Sie hoffte nur, daß der verkrüppelte Wartan nicht auch noch taub war und sie nicht verstand. Doch endlich grinste er und ließ ein verständnisvolles Knurren hören. Anika war erleichtert, offenbar hatte ihr Gegenüber sie nun verstanden und wußte, wer angeblich vor ihm

stand. Nun mußte Anika noch in Erfahrung bringen, wo sie sich genau befand und ob es von hier aus einen Weg nach draußen gab. Der Wärtan würde ihr sicher bereitwillig Auskunft geben und sie nicht behindern. Warias Ruf war offenbar auch zu ihm vorgedrungen.

Seltsamerweise verspürte Anika bei diesem Wächter keine Furcht, sondern eher eine Art Mitleid mit seiner Gestalt. Da ihr Vokabular in der Sprache des dunklen Volkes ziemlich erschöpft war, versuchte sie sich nun durch strenge Gesten Respekt zu verschaffen. Der alte Wärtan grinste weiter und sprach sie plötzlich in der Menschensprache an: „Was wollen Menschenfrau hier unten?“

Anika war verblüfft. „Du kannst meine Sprache sprechen?“ fragte sie, wobei sie glatt vergaß, ihre Stimme zu verstellen.

„Natürlich, natürlich. Ich spreche sehr gut, habe stets Unterhaltung hier!“ antwortete er stolz.

„Du meinst, du hast einen Gesprächspartner hier, der mit dir in der Menschensprache redet?“

„Natürlich, natürlich!“ nickte der Wärtan wieder. Offenbar war das eines seiner Lieblingsworte. „Habe Menschenmann hier, sehr alt aber sehr weise. Redet oft mit mir, hat ja auch keinen anderen Freund!“ Das Wesen lachte knurrend in sich hinein.

„Du weißt, wer ich bin?“ fragte Anika, um ganz sicher zu sein.

„Habe gehört von Euch, natürlich!“ kam die Antwort.

„Gut, dann ist dir sicher auch bekannt, daß man meinen Befehlen Folge zu leisten hat. Führe mich zu dem Gefangenen, der mit dir spricht!“

Der Wächter nickte grinsend und hinkte dann los. Er bedeutete Anika, ihm zu folgen und sie tat es auch. Was sie eigentlich damit bezweckte, wußte sie selbst nicht so ge-

nau. Aber der Gedanke, daß sich an diesem vollkommen verlorenen Ort ein Mensch aufhielt, möglicherweise seit Jahren eingesperrt, ließ ihr keine Ruhe. Vielleicht war der Versuch diesen Menschen zu sehen, nur ein Ersatz für all jene, denen sie nicht hatte helfen können. Zu schwer lastete noch immer Undirias Verlust auf ihrem Gewissen.

Sie folgte dem Wartan also in einen abzweigenden Gang und blieb mit ihm vor einer düsteren Zellentür stehen. Dichtes Spinnengewebe waberte an den Rändern der hölzernen Tür, sie war offensichtlich schon seit Jahren nicht mehr geöffnet worden, ein Gedanke, der Anika entsetzte. Doch dann wurde sie von den seltsamen Geräuschen abgelenkt, die aus der Zelle drangen. Es klang fast so, als würde jemand dahinter singen. Der Gesang wurde in mehreren Tonlagen geführt, so als ob sich mehrere Personen in dem Verlies aufhielten. Die unterschiedlichen Stimmen wechselten sich ständig ab, endeten jedoch urplötzlich, als der alte Wächter mit seinem Knüppel an die Tür pochte.

„Wie oft soll ich dir noch sagen, daß du mich bei meinen Übungen nicht stören sollst, Kragh?“ rief eine rauhe, aber durchaus menschliche Stimme aus der Zelle. Kurz darauf wurde die Klappe der Luke von innen geöffnet (eigenartigerweise befand sie sich auf der Innenseite) und ein runzeliges, von einem dünnen Bart umrahmtes Gesicht erschien im Lampenlicht. Der Besitzer des Gesichtes wollte gerade mit seiner Wetterei fortfahren, als er die verhüllte Gestalt Anikas entdeckte und stutzte.

„Wir habe Besuch, hohe Besuch natürlich!“ erklärte Kragh und deutete auf die junge Frau.

„Eine...Frau?“ fragte der alte Mann verwundert. „Wer ist sie und was macht sie hier unten?“

Anika zog etwas die Kapuze beiseite und trat nah an die Luke heran, so daß der Mann ihr Gesicht sehen konnte.

„Ich werde Waria-Zon genannt und ich brauche deine Hilfe, Gefangener!“ sagte sie, während sie dem Gefangenen verschwörerisch zublinzelte. Sie hoffte nur, daß der Wächter keinen Argwohn hegte und das Schauspiel doch noch durchschaute. Wenn es ihr gelang ihn weiterhin zu täuschen, wollte sie nämlich den alten Mann aus der Zelle befreien und ihn mitnehmen. Vielleicht kannte er sich hier unten gut aus, was ihnen beiden dann sehr nützlich werden konnte. Diese wagemutige Idee durchfuhr sie urplötzlich und sie wollte sie auch umsetzen. Doch zunächst galt es, einen triftigen Grund zu finden, den Gefangenen aus der Zelle zu lassen, ohne Kragh dabei verdächtig zu erscheinen. Anika flehte innerlich darum, daß der alte Mann ihr Vorhaben begriff und mitmachte. Zum Glück schien er ihre Blicke tatsächlich verstanden zu haben und ging auf sie ein. „Natürlich Herrin“, sagte er, „ich stehe zu Euren Diensten!“

„Wie ist dein Name?“ fragte Anika scheinbar streng.

„Tierus, ja, Tierus heiße ich!“ antwortete er erfreut, so als erinnere er sich endlich wieder an seinen Namen.

„Gut Tierus, ich brauche dich sofort. Kennst du dich in diesen Gängen gut aus?“

„Oh ja Herrin, ich habe früher oft in den Stollen gearbeitet. Wenn sich nicht allzu viel geändert hat in all den Jahren, werde ich noch jeden Ort für Euch finden, wenn Ihr es wünscht!“

Anika blickte den alten Mann voller Mitleid an. In all den Jahren, hatte er gesagt. Wie lange mochte er hier schon gefangen sein? Sie mußte ihn herausholen, und wenn es das Letzte war, was sie jemals tat.

„Schließ die Tür auf!“ befahl sie Kragh. „Ich kann diesen Gefangenen gut gebrauchen!“

Der Wartan blickte jetzt jedoch sehr mißtrauisch. Warum

wollte die schwarze Herrin diesen Gefangenen haben, wenn sie einen Ortskundigen brauchte? Er selbst wäre doch viel geeigneter für diese Aufgabe. Solche Gedanken schwirrten durch seinen schwerfälligen Kopf, deshalb zögerte er mit der Ausführung des Befehles. Schließlich hatte man ihm stets eingetrichtert, niemals und unter keinen Umständen einem Zelleninsassen die Tür zu öffnen. Tierus ahnte, was in seinem langjährigen Gesprächspartner vorging und er versuchte es mit einer List: „Ihr seht Herrin, daß der gute Kragh ein äußerst pflichtbewußter Wächter ist, darum befolgt er Eure Anweisung nicht sofort. Ich hoffe, Ihr nehmt ihm das nicht übel?“

„Nein, nein, mit Sicherheit nicht!“ antwortete Anika, die zum Glück die Gedanken des alten Mannes erriet. „Ich werde ihn bei unserem erhabenen Herrn lobend erwähnen!“

Mit diesen Worten hatte sie direkt ins Schwarze getroffen. Der kleingeistige Wartan faßte dieses scheinbare Lob als höchste Auszeichnung auf und setzte sein breitestes Lächeln auf, wobei eine Reihe verfaulter Zähne sichtbar wurde. Die Aussicht auf eine Anerkennung des Erhabenen benebelte seine stumpfen Sinne und er schloß freudig die Zellentür auf. Hervor trat eine zerlumpte Gestalt mit einem langen Bart, der dem alten Mann fast bis zum Bauch reichte. Seine Arme und Beine waren beängstigend dünn und die zerfetzten Kleider schlabberten nur so an seinem Körper. Anika schätzte sein Alter auf mindestens achtzig Jahre, wobei die lange Gefangenschaft natürlich auch ihre sichtbaren Spuren hinterlassen haben mochte. Trotzdem machte Tierus einen aufgeweckten und stabilen Eindruck und er lächelte sogar, als er aus der Zelle trat.

„Höre Kragh!“ sagte Anika zu dem Wächter. „Ich habe einen geheimen Auftrag zu erledigen. Du wirst hierbleiben

und niemanden den Durchgang gewähren, bis ich wieder zurückkehre!“

„Natürlich, natürlich“, antwortete Kragh aufgeregt, „werde gut achtgeben, niemand kommt durch!“

„Sehr gut!“ lobte Anika ihn. „Der Erhabene wird sich freuen, von dir zu hören!“ „Armer Narr“, dachte sie noch, dann ging sie mit Tierus den Gang aufwärts. Erst nachdem sie sich sicher sein konnten, von niemandem gehört zu werden, hielten sie an und redeten miteinander. Der alte Mann umarmte Anika und fing an zu schluchzen. „Danke, ich danke Euch dafür, daß Ihr mich aus diesem Kerker befreit habt!“

Anika beruhigte ihn und streichelte sanft seinen Rücken. „Dankt mir noch nicht, denn wir befinden uns noch immer in diesem verfluchten Berg!“

„Dennoch muß ich es tun!“ beharrte Tierus. „Wenn man viele Jahre in einer Zelle gesessen hat, ist man über jede Veränderung dankbar, und sei sie auch noch so gering. Ich habe mich schon damit abgefunden, in diesem Verlies mein Leben zu beenden. Doch nun scheint alles anders zu werden. Doch ich beginne zu schwatzen. Statt dessen sollte ich lieber fragen, wer diejenige ist, der ich meine neue Freiheit zu verdanken habe? Jene scheußliche schwarze Frau, für die Ihr Euch ausgabt, seid Ihr jedenfalls nicht!“

Anika schüttelte ihren Kopf und sagte Tierus ihren Namen. Doch weitere Erklärungen wollte sie jetzt noch nicht geben. Zunächst mußte sie erfahren, ob es von hieraus einen Weg nach oben und nach draußen gab.

„Es existierte einst ein Weg!“ antwortete der alte Mann. „Früher, als das hier noch eine Erzmine war, gab es eine Treppe, die nach draußen führte. Sie mündete in einem Pfad, der sich wie ein Gürtel um den gesamten Berg wand. Wie gesagt, das war früher!“

„Meint Ihr, daß Ihr Euch noch an den Weg erinnern würdet?“ fragte Anika hoffend.

„Ich werde es versuchen!“ sinnierte Tierus. „Wißt ihr, es liegt schon sehr lange zurück. Ich bin schon mehr als mein halbes Leben hier gefangen. Nach einer solchen Zeit vergißt man viele Dinge. Doch einen Versuch ist es wert. Kommt, ich glaube wir müssen hier entlang!“ Er führte sie in eine Abzweigung, die stetig nach unten abfiel und schon bald den Eindruck eines Bergwergstollens machte. Tatsächlich befanden sie sich nun in einem Teil des Berges, in dem vor langer Zeit nach Erzen und Mineralien gesucht worden war. Da die erhoffte Ausbeute jedoch ausblieb, gab das dunkle Volk diese Mine bald auf und kümmerte sich nicht mehr darum.

Während sie nicht gerade sehr vertrauenserweckende, morsche Stützbalken passierten, dachte Anika über das Schicksal ihres neuen Gefährten nach. Sie fragte sich, wie er es nur geschafft hatte, nach all den Jahren der Gefangenschaft noch seine Sinne beisammen zu haben. Sie begann Tierus zu bewundern und war froh, ihn befreit zu haben.

Der Stollen wurde enger und niedriger, an manchen Stellen lagen Schuttberge über die sie hinübersteigen mußten. Auch dieser Teil des Berges entwickelte weite Verzweigungen und Tierus war sich an manchen Gabelungen nicht sicher, welchen Weg er wählen sollte. Doch dann fand er stets markante Punkte, an die er sich zu erinnern glaubte und führte Anika weiter. Der alte Mann zeigte keine Anzeichen von Ermüdung und schritt munter voran, wobei er jetzt unaufhörlich redete. Nach so vielen Jahren, in denen er immer nur einen stumpfsinnigen, alten Wartan als Gesprächspartner gehabt hatte, war er sicher froh, sich endlich wieder mit einem Menschen unterhalten zu kön-

nen. Anika erging es jedoch ebenso, und selbst die Tatsache, daß ihre Themen nicht gerade die fröhlichsten waren, hielt sie beide nicht davon ab, angeregt miteinander zu reden. Tierus erzählte von der Zeit, als er als junger Mann durch die Wildnis der Ostländer zog und immer auf der Suche nach Abenteuern war. Schließlich fand er sie dann auch, allerdings in einer sehr unangenehmen Weise, denn er wurde von einem Trupp Wartans gefangen und verschleppt. „Ich hatte vorher niemals etwas über ein derartiges Volk gehört und fand mich dann schließlich zusammen mit vielen anderen Gefangenen in diesen Minen wieder. Wir mußten hart arbeiten, sie ließen uns nach Metallen graben, die sie hier vermuteten. Doch unsere Mühe war vergebens und etliche meiner Leidensgenossen haben diesen Mißerfolg mit dem Leben bezahlt. Nur ich blieb seltsamerweise immer verschont, obwohl ich den Tod schon oft vor mir sah. Doch irgendwann hatte ich die Sklaverei und die ständigen Demütigungen satt und wehrte mich. Einige meiner Kameraden schlossen sich mir an und wir kämpften gegen diese Bestien. Dabei wurde wohl auch einer ihrer wichtigsten Führer getötet und sie jagten uns tagelang durch die Schächte der Mine. Als wir gefaßt wurden, rechnete ich mit meinem Ende, doch statt dessen sperrten sie mich in den Zellentrakt, in dem sie auch ihre Mißgeburten aufbewahren!“

Anika horchte auf. „Ihr meint, sie haben ihre eigene Gattung dort eingesperrt?“

„Nur die, die nicht so funktionieren wie sie sollen!“ bestätigte Tierus. „Sie werden nicht getötet, denn ihr Herr benötigt sie für seine abscheulichen Forschungen!“

„Er schont die Wahnsinnigen!“ sagte Anika wie zu sich selbst. Tierus blieb für einen Augenblick stehen und schaute die junge Frau lächelnd an. „Ihr habt mir noch immer nicht

Eure eigene Geschichte erzählt!“ bemerkte er.

„Es gibt nicht viel darüber zu erzählen!“ antwortete Anika. Sie berichtete ihm den Überfall auf ihr Dorf, an dem Tag ihrer Hochzeit. In Gedanken erlebte sie den Schrecken noch einmal und stockte oft in ihrer Erzählung. Obwohl Tierus ja noch ein Fremder für sie war, teilte sie ihm ihre Gedanken und Gefühle wie einem Vertrauten mit. Sie erwähnte Urdalf und erzählte von ihrer letzten Begegnung, bei der ihr Mann nur leer vor sich hingestarrt hatte. Plötzlich lösten sich ihre Worte in Tränen auf und diesmal war sie es, die in den Arm genommen und getröstet wurde.

„Weint ruhig mein Kind!“ sagte Tierus leise. „Wir haben so viel Unglück durchgemacht, so viele Freunde und Verwandte durch diese Bestien verloren. Es wird Zeit, daß jemand den Menschen berichtet, was hier geschieht. Laßt uns also versuchen zu fliehen!“

Anika nickte und beruhigte sich wieder. Sie beeilten sich nun, um weiterzukommen. Die Lampe, die Anika mitführte, verlor ständig an Leuchtkraft. Dennoch wußte Tierus jetzt, daß sie sich auf dem richtigen Weg befanden. Er erkannte den, Schacht in dem sie sich nun befanden, an den Zeichen und Buchstaben an den Wänden. Hier hatte er einst selbst gearbeitet und er erinnerte sich daran, wo dieser Gang hinführte. Seine Vermutung bestätigte sich, denn als sie an das Ende des Stollens gelangten, traten sie in eine große Höhle ein. Im Schein der Lampe öffnete sich unter ihren Füßen ein klaffender Spalt, dessen Grund man nicht sehen konnte. Doch selbst bei einem besseren Licht hätten sie ihn nicht gesehen, wie Tierus erklärte. Vor ihnen lag nämlich die Schlucht des Schreckens; so war sie damals von den Sklavenarbeitern genannt worden. Beim Bau der Brücke, die über den Abgrund führte, waren etliche Männer in den finsternen Schlund gestürzt und verloren gewe-

sen. Doch auch auf der anderen Seite des Spaltes hatte man keine der erhofften Erze gefunden und so wurde die Suche endlich aufgegeben. Die Brücke hing noch immer hier, doch hatte sie schon viele ihrer Holzsprossen verloren und auch die Seile sahen morsch und brüchig aus. Dennoch war es die einzige Möglichkeit, um von hier auf die andere Seite, und damit an die vielleicht noch vorhandene Treppe zu gelangen.

Langsam und vorsichtig betrat Tierus das erste Brett, das auf zwei Seile gespannt war. Zwei weitere Seile, etwa in Brusthöhe gespannt, dienten als Handlauf. Diese sahen noch am stabilsten aus und der alte Mann hielt sich an ihnen fest, während er vorsichtig weiterging. Nachdem er mehrere Bretter betreten hatte, war er sich sicher, daß die Brücke noch hielt. „Kommt!“ rief er Anika zu und ermunterte sie, ihm zu folgen. Etwas verkrampft betrat auch sie die Brücke. Es schaukelte und knirschte gewaltig, doch das Geflecht schien sie zu tragen. Anika zwang sich dabei, stets nur nach vorn zu blicken. Zum Glück drang der schwache Schein der Lampe auch nicht allzu weit in die Tiefe, so daß sie nichts von dem gähnenden Abgrund zu sehen bekam. „Ihr macht das hervorragend!“ rief Tierus ihr zu. Der alte Mann war schon eine bedeutende Strecke vorangegangen. Manche der Bretter fehlten und sie mußten sie überspringen. Einige andere waren zwar noch vorhanden, sahen aber so brüchig aus, daß sie auch diese ausließen. Trotz der widrigen Umstände hatten sie bald das letzte Drittel der Brücke erreicht und somit, die am tiefsten hängende Stelle überwunden.

Mit einem Mal erhellten mehrere Lampen die Höhle und ein gellender Schrei durchbrach die Stille. Anika drehte sich erschrocken um. Von den Lampen geblendet, konnte sie die Person nicht erkennen, die geschrien hatte. Aber sie

erkannte die ihr so verhaßt gewordene Stimme. Waria-Zon, die sie in der Zelle getötet zu haben glaubte, befand sich auf der anderen Seite. Die schwarze Frau keifte und deutete in Anikas Richtung. Sofort betraten mehrere Wartanwächter ebenfalls die Brücke und brachten sie zum Schwanken. Das ganze Geflecht schaukelte gefährlich und man hörte mehrere Bretter brechen.

„Schnell kommt!“ rief Tierus Anika zu. Sie erwachte wie aus einer Starre und fing trotz der heftigen Bewegungen der Brücke an zu laufen. Auch die Wachen bewegten sich nun schneller, brachen jedoch an mehreren Stellen durch und wurden dadurch aufgehalten. Einer der Wartans achtete nicht auf die vor ihm klaffende Lücke und stürzte brüllend in die Tiefe. Seine Artgenossen verdoppelten dennoch ihre Anstrengungen, wobei sie von ihrer Herrin wütend angetrieben wurden.

Anika hatte fast schon das Ende der Brücke erreicht, Tierus wartete am Rand und streckte ihr seine helfende Hand entgegen. Er rief ihr zu, sie solle sich eilen, denn die Wachen waren ihr schon dicht auf den Fersen. Zudem bemerkte der alte Mann, daß die Halteseile für die Planken der starken Belastung nachgaben und sich langsam aber unaufhörlich aufdrehten. Mit jedem trampelnden Schritt der Wartans wurde die Lage gefährlicher. Tierus fieberte mit Anika mit und war verzweifelt darüber, ihr nicht besser helfen zu können, als sie weiter zur Eile anzutreiben. Schon bemerkte er das knirschende Geräusch das entsteht, wenn dicke Taue auseinandergehen; und im nächsten Moment geschah es dann auch. Die Belastung war für das alte Material zu groß und das erste Tau riß. Sofort verzog sich das Brückengeflecht und die Bohlen klappten nach unten weg. Der alte Mann konnte dem Geschehen nur mit Entsetzen zusehen. Der Großteil des Wartantrupps stürzte ab. Nur

zwei der Wesen waren so reaktionsschnell gewesen, sich an den Handlaufseilen festzuhalten und hingen jetzt praktisch in der Luft. Anika war es zum Glück ebenso ergangen. Sie stand sogar mit den Beinen auf dem zweiten noch nicht gerissenen Grundseil und konnte sich so Stück für Stück vorwärtsbewegen. Doch auch die Wartans folgten ihrem Beispiel und die Verfolgung wurde trotz des Unglückes fortgesetzt. Lieber stürzten sie in den Abgrund, als vor Waria-Zon versagt zu haben.

Anika hatte es nun fast geschafft. Beinahe konnte sie Tierus Hand ergreifen, als ein weiterer Ruck durch die beschädigte Konstruktion ging und auch das zweite Grundseil versagte. Es drehte sich, genau wie das erste auf und wurde stetig dünner und dünner. Die junge Frau schrie auf, denn im nächsten Moment riß das Seil und sie hing nur noch an dem Handlauftau. Unter ihr gähnte die unergründliche Tiefe, die sie förmlich einzuatmen schien. Ihre beiden letzten Verfolger waren nun ebenfalls in dem schwarzen Schlund verschwunden und auch ihr drohte dieses Schicksal. Sie spürte, wie ihre schweißnassen Hände immer weiter nachgaben. Lange konnte sie sich nicht mehr festhalten. Tierus schrie ihr zu, sie solle versuchen, seine Hand zu erreichen. Er stand hart am Abgrund und versuchte immer noch näher an seine Gefährtin heranzukommen. Bald fehlten nur noch wenige Handspannen; wenn es Anika jetzt gelang, sich noch etwas zu halten, dann konnte er sie packen. Er hielt sich selbst am Ende des Handlaufes fest und lehnte sich noch ein Stück weiter hinaus. Dann hatte er es endlich geschafft, ihre beiden Hände berührten sich und Tierus umklammerte Anikas Arm. Er zog die junge Frau langsam auf den Rand zu und Anika half ihm dabei, so gut es ging. Es forderte sehr viel Kraft von dem alten Mann und die lange Gefangenschaft und sein hohes

Alter forderten ihren Tribut. Doch schließlich gelang es ihm mit letzter Kraft, sie auf den sicheren Rand zu ziehen, wo sie beide erschöpft liegenblieben.

Auf der anderen Seite der Schlucht stand eine wütende und brüllende Waria-Zon; völlig außer sich darüber, daß die Gefangene ihr schließlich doch noch entkommen war. Doch es war noch nicht alles verloren. Schließlich mußten die Gefangenen aus dem Berg herauskommen und das sollte ihnen sicher schwer fallen. Sollten sie es dennoch schaffen, so mußten sie den einzig begehbaren Weg wählen, der auf die Spitze des Berges führte. Und dort wartete eine besondere Überraschung auf diese Narren. Waria-Zon lächelte bei diesem Gedanken. Dennoch war ihr nicht ganz wohl zumute, denn nun mußte sie ihrem Herrn ein zweites Mal ihr Versagen eingestehen. Wortlos drehte sie sich um und verließ die Höhle.

Anika und Tierus hatten sich inzwischen etwas erholt. Sie bemerkten das schwindende Licht von Warias Lampe und atmeten auf. Da ihre eigene Lampe in den Abgrund gestürzt war, saßen sie nun in völliger Dunkelheit. Doch nein, ganz finster war es nicht, wie sie bald bemerkten. Irgend etwas schimmerte an den Felswänden wie kleine Glühwürmchen. Es waren viele kleine Punkte, die in der selben Farbe wie die Phosphorlampen leuchteten. Tierus erklärte Anika, daß dieses Leuchten von eben jenem Gestein herührte, mit dem die Lampen gefüllt waren. „Man findet hier noch Reste davon!“ sagte er. „Die Steine waren nur Abbruchmaterial, bis man ihre Leuchtkraft entdeckte und sich zu Nutze machte. Ich hoffe sie helfen uns jetzt dabei, unseren Weg zu finden. Lange werden sie uns nicht nutzen, denn in der Dunkelheit vergeht ihr Glimmen bald wieder!“

Tatsächlich verschwand der, ohnehin nur schwache Schein

bald wieder und der Mantel der Finsternis umschloß die beiden Flüchtlinge erneut. Anika verfluchte diesen Umstand, doch Tierus beruhigte sie daraufhin.

„Wenn sich nichts geändert hat und ich mich noch recht erinnere, führt von hieraus nur ein Weg nach oben. Dieser Gang, in dem wir uns jetzt befinden, müßte meiner Ansicht nach langsam ansteigen und dann an einer Steintür enden. Wenn wir diese Tür tatsächlich erreichen, müssen wir sie nur noch öffnen und gelangen dann an den Fuß einer Wendeltreppe, die nach draußen führt!“

„Hoffentlich irrt Ihr Euch nicht!“ sagte Anika bang. Die erneute Dunkelheit machte ihr Angst, noch mehr fürchtete sie sich jedoch vor einer möglicherweise unbegründeten Hoffnung.

Sie mußten sich ihren Weg nun auf Knien rutschend ertasten. Somit brauchten sie lange Zeit, um eine kleine Strecke zurückzulegen. Aber sie befanden sich offenbar wirklich auf dem richtigen Weg, denn der Boden stieg tatsächlich langsam an. Tierus war sich seiner Sache jetzt absolut sicher, ja er kannte diesen steinigen Untergrund und jubelte innerlich. Allmählich wurde es sogar etwas heller in dem Gang, da die Außenwände des Stollens mit Belüftungsschächten versehen waren, durch die schwaches Dämmerlicht hereindrang. Der Instinkt des alten Mannes hatte ihn also nicht getäuscht und schon bald befanden sie sich in der Nähe des Ausganges aus dem Berg. Nun mußten sie nur noch die Pforte nach draußen finden, durch die sie auf die erhoffte Treppe gelangen würden.

Nach kurzer Zeit fanden sie die Tür, denn vor ihnen ragte die Fuge einer halbbogenförmigen Vertiefung aus der Wand. Jetzt suchten sie den Mechanismus zum Öffnen der Tür, fanden jedoch nirgendwo einen Anhaltspunkt. Anika blickte sich nach einem entsprechenden Hebel um, der

denen glich, die sie an den anderen Türen benutzt hatte, konnte allerdings nichts entdecken. Fast wollten sie verzweifeln, sie waren so kurz vor dem Ziel und kamen dennoch nicht weiter.

„Es muß einen verborgenen Schalter oder Hebel geben!“ grübelte Tierus laut. „Wenn ich mich doch nur erinnern könnte, welcher Art er war!“

Während er weiter nachdachte, untersuchte Anika die Umrisse der Fuge mit ihren Händen. Dabei trat sie auf ein lockeres Bodenstück und erzeugte ein hohl klingendes Geräusch. Zur gleichen Zeit durchzuckte es Tierus wie ein Blitz, denn er hatte die Lösung gefunden. Durch das Geräusch aufmerksam geworden, fielen ihm wieder die verborgenen Hebel im Fußboden ein, die er früher so oft genutzt hatte. Anika stand nämlich auf einer solchen Bodenplatte, in die der Mechanismus zum Öffnen der Tür eingelassen war. Gemeinsam hoben sie die Platte an und fanden eine Vertiefung darunter vor. Tierus griff hinein und umfaßte einen Hebel, an dem er kräftig zog. Der Hebel kam an einer Kette geführt heraus und ein knatterndes Geräusch entstand. Die Felswand vor ihnen glitt langsam zur Seite, während die Kette mit dem Hebel wieder verschwand. Anika hatte zunächst erwartet, Tageslicht hinter dieser Tür vorzufinden, doch sie täuschte sich. Obwohl der hinter ihnen liegende Gang steil in die Höhe geführt hatte, befanden sie sich noch immer unter der Erdoberfläche. Das dämmerige Licht der Luftschächte ließ lediglich eine Wendeltreppe erkennen, die in engen Windungen nach oben stieg. Die beiden Flüchtlinge standen für einen Augenblick stumm und bewegungslos vor der Öffnung. Sie wußten, daß es kein Zurück mehr gab, wenn sie jetzt dort hindurchgingen. Tierus hatte ein wenig Angst vor diesem Schritt in das Ungewisse. Zu lange hatte er sein Leben in Gefangen-

schaft verbracht, war eingeschlossen in diesem Berg gewesen; und nun sollte er ihn tatsächlich verlassen können. Sie mußten sich jetzt schnell entscheiden, denn die Tür schloß sich langsam wieder und es kam ihnen wie eine letzte Aufforderung zum Gehen vor. Zögerlich traten sie durch die Tür hindurch und standen bald wieder in der Dunkelheit, denn die Felswand rückte wieder an ihre ursprüngliche Stelle zurück. Als sie sich vollständig geschlossen hatte, atmeten sie dennoch erleichtert auf; das Leben in Sklaverei und Gefangenschaft schien hinter ihnen zu liegen.

Anika und Tierus mußten sich jetzt wieder auf ihren Tastsinn verlassen und bewegten sich langsam auf die Wendeltreppe zu. Sie erreichten einen metallenen Handlauf, der ihnen den Aufstieg erleichterte und sie kamen recht schnell voran. Sie hatten auf dieser Treppe den Höhenunterschied mehrerer Ebenen zu überwinden und die Stufen schienen endlos zu sein. Plötzlich veränderte sich jedoch die Form der Treppe und sie stieg nun gerade nach oben und wurde dabei auch breiter. Unbewußt befanden sie sich jetzt auf gleicher Höhe mit der Rampe, die am südlichen Eingang in den Berg führte. Ein Lichtstrahl drang zu ihnen hinunter und bald darauf gelangten sie an eine hölzerne Tür, die sich zum Glück öffnen ließ; sie hatten den Ausgang erreicht.

Obwohl das Tageslicht dieses Landes noch immer nicht sehr hell war und dunkle Wolken den Himmel bedeckten, wurden ihre an die Finsternis gewöhnten Augen regelrecht geblendet. Als sie sich an das Licht gewöhnten, erblickten sie eine trostlose Landschaft, die unter ihnen lag und an Häßlichkeit nicht mehr zu überbieten war. Der Berg fiel an dieser Nordseite steil ab und fußte in einer schmutzigen grauen Eiswüste, in der jedes Leben ersterben mußte. Ein

eiskalter Wind schlug ihnen entgegen und ließ sie beinahe erstarren. Anika hatte nach ihren Erlebnissen angenommen, daß sie nichts mehr erschüttern konnte, doch der Anblick dieser vollkommen toten und lebensfeindlichen Gegend erschreckte sie dennoch. Zumindest auf dieser Seite des Berges gab es also keinen Weg, den sie hätten einschlagen können, um ihr Gefängnis zu verlassen.

Der Ausgang an dem sie standen, mündete in einen Pfad, der sich bis an die Spitze um den Berg wand und sie waren gezwungen, ihm zu folgen. Wortlos und entmutigt von dem Anblick der Landschaft, machten sie sich auf den Weg. Die Kälte machte sich immer stärker bemerkbar und Anika war froh, noch immer ihre grauen Stoffbündel zu tragen. Tierus war dafür schlechter bekleidet und er fing furchtbar an zu zittern. Er schlug die Arme um den ausgemergelten Körper, aber es half nicht viel.

Als sie etwas höher gelangten, schützte die Brüstung einer schulterhohen Mauer sie ein wenig vor dem eisigen Nordwind. Diese Mauer führte von nun an um den ganzen Berg und flankierte den Pfad. Sie diente den beiden jedoch auch als willkommener Sichtschutz, obwohl sie auch so niemand hätte sehen können. Die zwei Gestalten waren nichts mehr, als kaum auszumachende, graue Punkte, die sich auf einem schmalen Grad um den dunklen Berg bewegten. Friedend und kraftlos in einem Land, dessen Feindseligkeit alle Hoffnungen auslöschte.

Der Pfad verwandelte sich nun wieder in eine Treppe, dessen endlose Stufenreihen von ihnen überwunden werden mußten. Sie erreichten die Ostseite des Berges und legten eine Rast ein. Auch in dieser Richtung gab es nichts anderes zu sehen, als hoffnungslose Ödnis und allgegenwärtiger Rauch, der wie ein Schleier in der stinkenden Luft hing. Angesichts dieses Anblickes fragten sie sich, was sie mit

ihrer Flucht eigentlich erreichen wollten? Bisher hatten sie noch keine Stelle entdeckt, an der sie den Berg hinabsteigen konnten. Wohin wollten sie ihre Schritte also lenken? Es blieb ihnen offensichtlich nichts anderes übrig, als dem Pfad weiterhin zu folgen und bis auf die Spitze des Berges zu gehen. Was sie dann dort anfangen wollten, wußten sie nicht und sie verdrängten forthin jeden Gedanken an den Sinn ihres Unterfangens.

Nachdem sie weitergegangen waren, mußten sie dennoch immer öfters Pausen einlegen, Tierus' Kraft ließ merklich nach. Es war nichts mehr von seiner Aufbruchsstimmung übrig und die Trostlosigkeit des Landes hatte sich auf sein Gemüt übertragen. Anika machte sich große Sorgen um ihren Gefährten. Sie fragte sich, wie lange er die Strapazen des Aufstieges noch aushalten konnte. Schließlich hatten sie auch seit Ewigkeiten nichts mehr gegessen und getrunken und auch ihre eigene Kraft verließ sie langsam. Ihr nachdenkliches Gesicht schien Bände zu sprechen, denn Tierus sah sie plötzlich an und lächelte mitleidig. „Ihr seht ein wenig besorgt aus, mein Kind!“ sagte er und erhob sich wieder. Anika zog den Umhang Warias über ihren Kopf und legte ihn dem alten Mann um die Schultern.

„Was werden wir nur tun, wenn wir die Spitze des Berges erreicht haben?“ fragte sie. „Gibt es von dort einen Weg nach unten?“ Ihr Mut war auf einen Tiefpunkt gelangt. „Wenn Ihr mich damit fragen wollt, was uns dort erwartet“, antwortete Tierus nachdenklich, „dann kann ich Euch leider nicht antworten, denn ich weiß es auch nicht. Doch jeder Schritt, den wir tun ist besser, als in den Kerkern dieses Volkes zu verschmachten. Glaubt mir, ich weiß wovon ich rede. Ich hätte die Flucht schon viel eher wagen sollen und habe auch genug Gelegenheiten dazu gehabt; Kragh war ein sehr säumiger Wächter. Doch die Vorsehung, oder

wie immer Ihr das auch nennen wollt, hat uns zusammengeführt. Also laßt uns die Gelegenheit nutzen, es ist mit Sicherheit unsere einzige. Gehen wir weiter, bis wir sterben oder frei sind!“

Die Worte Tierus entfachten Anikas Lebenswillen erneut, auch wenn der alte Mann selbst nicht mehr daran glaubte, was er sagte. Sie setzten ihren Aufstieg fort, gelangten auf die Südseite, dann auf die Westseite und umrundeten den Berg schließlich ein weiteres Mal. Noch immer war kein Ende der Treppe in Sicht, doch befanden sie sich schon in beträchtlicher Höhe. Langsam begann es zu dämmern und ein weiterer, trüber Tag war in dieses Land gegangen, obwohl sich Tag und Nacht hier nicht sehr voneinander unterschieden. Doch die Kälte wurde schließlich unerträglich und die beiden erschöpften Gestalten suchten einen Unterschlupf.

Als sie fast nicht mehr daran glaubten, fanden sie eine kleine Nische in der Bergwand, in die sie sich hineinzwängen konnten. Sie war nicht sehr tief, schützte sie aber etwas vor der Kälte und dem jetzt einsetzenden Schneetreiben. Sie drängten sich dicht aneinander und wärmten sich so gegenseitig. Plötzlich schrie Anika erschrocken auf. Erst jetzt hatte sie die entsetzliche Gestalt bemerkt, die sie beide anstarrte. Es war ein Wartankrieger, der in der anderen Ecke saß und sie scheinbar nur beobachtete. Sein Gebiß mit den schrecklichen Hauern war gefletscht, ansonsten rührte er sich aber nicht. Auch Tierus war zunächst entsetzt zurückgewichen, entspannte sich dann jedoch wieder. „Er wird uns nichts mehr tun können!“ sagte er beruhigend zu Anika. „Dieser dort ist schon lange tot. Er muß ein hervorragender Krieger gewesen sein, denn normalerweise verscharren sie ihre Toten nur oder fressen sie sogar. Das hier scheint sein Grab zu sein!“

Anika blickte die Gestalt schauernd an, der Wirt war zum Glück wirklich tot und aufgrund der Witterung auf diesem Berg mumifiziert. Er lehnte sitzend an der Wand und trug seine volle Uniformkleidung und seine Waffen. Tierus erhob sich und untersuchte den Leichnam. Dann zog er ihm einige Kleider aus.

„Wir können sie sicher besser als er gebrauchen!“ sagte er, wobei er auch die Waffen an sich nahm. Anika ekelte es vor den Sachen, aber sie wußte, daß er recht hatte. Wenn sie die kalte Nacht überleben wollten, mußten sie sich mit allen verfügbaren Kleidern schützen. Sie rückten wieder eng zusammen und deckten sich so gut es ging mit den großen Kleidern des Toten zu und versuchten zu schlafen. Die Nacht schien endlos zu sein und Anika wachte oft vor Kälte auf. Der Schneefall hatte nachgelassen, doch der Wind heulte noch immer kräftig. Seltsame rote Blitze zuckten durch die Nacht und erhellten für Augenblicke ihre Nische. Anika zwang sich dabei, nicht zu dem Toten herüberzusehen, dessen furchtbares Grinsen in dem unnatürlichen Licht noch scheußlicher aussah. Sie schlief jedoch immer wieder ein, bis endlich der trübe Morgen graute. Auch diesen zweiten Tag verbrachten sie auf dem Berg. Die einzige Nahrung bestand in etwas Schnee, den sie in den Händen schmolzen und das Wasser tranken. Doch der Hunger quälte sie in unerträglicher Weise und Tierus Verfassung verschlechterte sich zusehends. Die Entbehrungen schwächten seinen ohnehin geschundenen Körper einfach zu sehr. Der alte Mann war blaß und kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Bald, nachdem sie aufgebrochen waren, mußte er sich wieder setzen und atmete schwer. „Ich habe meine verbleibende Kraft weit überschätzt!“ stöhnte er. „Ihr müßt den Weg allein fortsetzen, laßt mich hier einfach zurück. Ich sterbe dann wenigstens in Freiheit!“

„Nein, nein!“ schluchzte Anika. „Ich lasse Euch nicht allein. Kommt, ich werde Euch stützen, gemeinsam schaffen wir es!“ Sie richtete Tierus wieder auf und legte seinen rechten Arm um ihre Schulter. So schleppten sie sich weiter, immer Schritt für Schritt die unbarmherzige Treppe hinauf. Tierus versuchte Anika andauernd davon zu überzeugen, daß es besser für sie wäre, ihn endlich aufzugeben. Doch sie ließ sich nicht beirren und ging mit ihm weiter. Die Angst davor, wieder einen Gefährten im Stich lassen zu müssen, verlieh ihr die Kraft, die sie brauchte. Allmählich gelangten sie dabei tatsächlich in die höheren Regionen des Berges und konnten bald die Ränder des Kraters erblicken, der wie eine riesige Pfanne in den Berg geschnitten war. Sie passierten jetzt immer öfter derartige Gräber, in welchen sie die Nacht verbracht hatten. In jedem dieser Grüfte saß ein toter Wartan oder Saurode, jeweils voll bekleidet und bewaffnet. Anika hatte inzwischen ihre Scheu vor den Toten verloren und nahm ebenfalls einige Waffen an sich. Sie steckte sich ein handliches Schwert und mehrere Messer in ihre Kleidung und dachte sich dabei, daß sie die Waffen vielleicht noch brauchen könnte. Sie konnte nämlich recht gut mit der Klinge umgehen, hatte sie doch als junges Mädchen oft heimlich mit den Jungs aus ihrem Dorf geübt. Natürlich durfte ihr Vater das nie erfahren, denn es schickte sich nicht für ein Welkenmädchen, sich mit Waffen zu schlagen. „Ach Vater“, dachte sie traurig und ihre Gedanken schweiften weit ab. „Wenn du doch jetzt sehen könntest, wie sehr ich die Kunst des Schwertkampfes gebrauchen kann“. Tränen rollten ihre Wangen hinab und sie versuchte sich die Gesichter ihres Vaters und ihrer viel zu früh verstorbenen Mutter in das Gedächtnis zu rufen. Es kam ihr wie Erinnerungen aus einer anderen Welt vor. Wie lange lagen jene glücklichen

Zeiten nun schon zurück? Sie war stets ein behütetes Mädchen gewesen, das in einer relativ sicheren Welt aufgewachsen war. Und jetzt stand sie auf einem einsamen Berg, in einem finsternen Land und bewaffnete sich mit dem Schwert eines toten Monstrums. Wahrhaft unwirkliche Gedanken, wie sie fand. Dennoch war es erstaunlich, zu was ein Mensch in der Not fähig war.

Am frühen Abend, nach einer unendlichen Zeit der Entbehrungen und der Qual, kam endlich das Ende der Treppe in Sicht. Ungläubig starrten die beiden Erschöpften auf einen mannshohen Torbogen, der sich oberhalb des Kegelkraters befand und in ihn hineinführte. Dort oben angelangt, ließen sie sich ermattet niedersinken. Sie hatten es tatsächlich geschafft, doch ein kurzer Blick in den Kegel ließ ihre Euphorie schnell wieder verebben. Der Ort lag wie ein überdimensionaler Topf unter ihnen. Er hatte ungefähr die Fläche von drei Kornfeldern und war beinahe kreisrund. Seltsame Steingebilde, die aussahen wie riesige Pilze, wuchsen überall aus dem Boden. Der Wind wirbelte giftig aussehende, gelbe und schwarze Staubwolken umher und ein ekelhafter Verwesungsgeruch lag in der Luft. Langsam durchschritten sie den Torbogen und betraten dieses Tal des Schreckens und der Hoffnungslosigkeit. Die pilzartigen Gebilde besaßen einen sehr großen Durchmesser und ein Geflecht aus dicken, vertrockneten Ästen krönte sie. Anika fragte sich, was sie wohl darstellten. Sie erinnerten sie ein wenig an Vogelnester. Doch welche riesigen Vögel mußten dann hier leben?

Ihr Blick wanderte nach unten und sie wich erschrocken zurück. Unter den rätselhaften Gebilden lagen ringsherum Knochen verstreut. Es waren menschliche Knochen und an manchen hingen noch Fleischfetzen. Das schlimmste war jedoch die Tatsache, daß die Skelette nicht von er-

wachsenen Menschen zu stammen schienen. Als die junge Frau sich dieses Gedankens richtig bewußt wurde, brach sie zusammen und fing laut an zu weinen. Ihr fielen die Kinder ein, die sie im Lager gesehen hatte und die von ihren Müttern getrennt worden waren. Sollten diese Bestien auch das letzte Tabu gebrochen haben? Anika wagte nicht, weiter darüber nachzudenken und wandte sich ab. Tierus half ihr auf und führte sie weg von dem schrecklichen Anblick. „Hier brüten ihre Flugdrachen!“ sagte er. „Es sind schwarze Tiere, auf denen sie reiten. Sie sind böseartig und riechen einen Menschen schon auf viele Meilen Entfernung. Zum Glück für uns scheinen sie alle ausgeflogen zu sein!“

Anika nickte nur stumm. Sie erinnerte sich an die Monstren, auf denen die Sauroden ihr Dorf überfallen hatten. Sie hoffte nur, keinem dieser Wesen hier zu begegnen und wollte so schnell wie möglich diesen Ort verlassen. Nachdem sie weiter in das Innere des Kraters vorgedrungen waren, entdeckten sie plötzlich ein Gebäude inmitten dieser unwirklichen Landschaft. Es war flach und langgezogen und besaß ein spitzes Dach aus Schieferplatten. Sofort ging Tierus in die Hocke und zog Anika mit herunter. Sie verkrochen sich schnell hinter einen Steinhaufen und beobachteten das Haus. „Wahrscheinlich eine Art Unterkunft für die Reiter!“ vermutete Tierus.

„Wenn das stimmt, finden wir möglicherweise Wasser und Nahrung dort!“ hoffte Anika.

„Das ist möglich. Aber zuerst sollten wir uns davon überzeugen, daß sich niemand dort aufhält!“

Lange Zeit blieben sie in ihrem Versteck und beobachteten das Gebäude. Es wurde bereits dunkel, doch nichts rührte sich und kein Licht wurde entzündet. Sie wagten sich also hervor und näherten sich dem Haus. Dicht an die Wand

gedrängt, umrundeten sie es zur Hälfte, bis sie an eine hölzerne Tür gelangten. Die Nachbildung eines der Drachen stierte von einem Wappen über dem Türblatt zu ihnen hinunter. Ein verrosteter Ring diente als Türknauf und Tierus umfaßte ihn. Langsam drehte er den Ring, die Tür gab einen quietschenden Laut von sich und ließ sich tatsächlich öffnen. Der alte Mann lugte vorsichtig in das Gebäude hinein und fand es wirklich leer vor. Schnell traten er und Anika ein und schlossen die Tür wieder hinter sich. Sie blickten sich um und fanden sich, wie vermutet, in einem Unterkunftsgebäude für die berittenen Sauroden wieder. An der gegenüberliegenden Wand stand eine lange Reihe von seltsamen Futteralen, die den Kriegern sicher als Schlafplatz dienten. Grob gezimmerte Tische und Bänke bestimmten das Bild in der Mitte des Raumes. Hier wurde also geschlafen und gegessen, es war also durchaus möglich, daß Anika und Tierus auch Nahrung vorfinden würden. Die beiden Ausgehungerten fingen sofort an zu suchen und fanden auch tatsächlich so etwas wie eine Speisekammer im hinteren Teil des Gebäudes. Sie fanden zwar nur altbackenes Brot und mit Wachs verschlossene Wasserkrüge, aber nach der langen Entbehrungszeit kam es ihnen wie ein Festmahl vor. Plötzlich hielten sie inne, denn von draußen drangen Geräusche zu ihnen herein. Lautes, rauhes Gelächter und seltsame Zischlaute waren zu hören, scheinbar kehrte ein Trupp der Echsenreiter in ihre Behausung zurück. Hektisch suchten die beiden Überraschten nach einem Versteck, als die Tür sich bereits öffnete. Drei Sauroden kamen laut polternd herein. Sie waren offenbar gut gelaunt, denn ihr Gelächter hielt weiterhin an, bis einer von ihnen stutzte und die Raumluft durch seine Nasenlöcher sog. Er gab ein warnendes Zischen von sich und seine Artgenossen wurden schlagartig still. Der erste

Saurode zog sein Schwert und ging langsam durch den Raum. Er durchstöberte jede Ecke und gelangte schließlich in die Speisekammer, wo er die Reste des Mahles vorfand, das Anika und Tierus in der Eile liegengelassen hatten. Hektisch blickte das Echsenwesen sich um und warf seinen Blick dann auf die Schlaffutterale. Die beiden anderen Sauroden schauten ihrem Kameraden gebannt zu, blieben jedoch am Eingang stehen.

Das Wesen ging auf die, mit truhenartigen Deckeln versehenen Kästen zu und öffnete den ersten in der Reihe vorsichtig. Der Deckel glitt quietschend nach oben und der Saurode blickte hinein; es war jedoch nichts zu sehen. Nacheinander suchte er jetzt jedes Futteral auf die gleiche Weise ab und wurde dabei unvorsichtiger. Als er den neunten Deckel in der Reihe anhub, gab er plötzlich einen gurgelnden Laut von sich und stolperte mit weit aufgerissenen Augen zurück. Aus einer klaffenden Wunde am Hals strömte sein Blut. Ein Schwerthieb hatte ihm die Wunde zugefügt; er fiel röchelnd zu Boden. Die beiden anderen Sauroden standen für einen Moment wie versteinert da, doch dann zogen sie ihre Waffen und stürmten auf die Futterale zu...

*Ende des ersten Teils - Fortsetzung in:
Der Kaiser von Tharon - Kämpfe und Schlachten*

